

James Stern

Die unsichtbaren Trümmer

*Eine Reise
im besetzten Deutschland
1945*



»Überwältigend, ein kleines Wunder...

James Stern ist eine Beschreibung der Nachwirkungen des deutschen Krieges und der alliierten Besatzung gelungen, die genauso eindrucksvoll ist wie John Herseys Buch über Hiroshima – selbst Tolstoi hätte es nicht besser gekonnt.«

Anne Freemantle

»Die unsichtbaren Trümmer ist eines der besten Bücher über Deutschland unter alliierter Besatzung.«

New York Times

»Eines der anschaulichsten Zeugnisse jener Zeit... Hier spricht kein Betroffener, sondern ein Beobachter, der von der Regierung seines Landes für Interviews mit Deutschen eingesetzt worden war. Gerade die Distanz ermöglicht es Stern, auch mal abgründig humorvoll zu sein.«

Der Spiegel

James Sterns Reisebericht aus dem zerbombten Nachkriegsdeutschland – ein Klassiker der Zeitgeschichte, erstmals ins Deutsche übersetzt.

ISBN 3-8218-0749-0



9 783821 807492

1945 landet James Stern in einer Trümmerlandschaft, die sich vor kurzem noch Deutschland nannte. Im Auftrag der amerikanischen Regierung soll er untersuchen, welchen Effekt die alliierten Luftangriffe auf die deutsche Bevölkerung hatten. Das Besondere an Sterns Bericht ist, daß er den Sinn für das Menschliche auch angesichts der Ungeheuerlichkeiten, denen er begegnet, nie verliert. Er belehrt und moralisiert nicht, er *zeigt* uns die »Unsichtbaren Trümmer«. Der Leser begleitet ihn durch die fast intakte Landschaft des Allgäus, durch die Ruinen Nürnbergs bis nach Frankfurt und trifft dabei auf Widerstandskämpfer und Mitläufer, Flüchtlinge und Kriegsgewinnler, Opfer und Täter. Manchmal ist Sterns Blick nostalgisch und humorvoll, doch zeigt er auch die furchtbaren Momente, die Angst und Verzweiflung. Nicht zuletzt berichtet sein Buch von der Rolle der Besatzer in einem Land, in dem der persönliche Kontakt mit der Zivilbevölkerung weitgehend verboten war. Gerade deshalb ist Sterns emotionales Buch ein wichtiges und eindringliches Zeugnis jener Zeit und der Versuch eines eigentlich »unpolitischen« Menschen, eine der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu verstehen.



James Stern wurde 1904 in Irland geboren und ließ sich nach Aufhalten in Südafrika, Deutschland und Amerika schließlich in Wiltshire, England, nieder, wo er 1993 starb. Er schrieb Kurzgeschichten, war als Kritiker tätig und übersetzte Bertolt Brecht, Thomas Mann, Stefan Zweig, Hugo von Hofmannsthal und Franz Kafka ins Englische. Noch Jahre vor der ersten deutschen Ausgabe erschien 1954 seine englische Übersetzung von Anonyma: *Eine Frau in Berlin*.

James Stern

Die unsichtbaren Trümmer

Eine Reise im besetzten Deutschland 1945

Übersetzt und mit Anmerkungen versehen
von Joachim Utz, Klaus Binder, Bernd Leineweber

Eichborn BERLIN

Diese (in Kapitel 1 und 2 zum Teil gekürzte und von
Joachim Utz mit Zusammenfassungen versehene)
Übersetzung basiert auf der Ausgabe
James Stern, *The Hidden Damage*
Chelsea Press Ltd, London, 1990

3 4 5 06 05 04

Originaltitel: *The Hidden Damage*

© Harcourt Brace & Company, New York, 1947

© für die deutsche Ausgabe: Eichborn AG, Frankfurt am Main, 2004

Umschlaggestaltung: Christina Hucke, unter Verwendung zweier Fotos von
Tony Vaccoro

© Tony Vaccoro, New York City, und AKG Berlin

Lektorat: Silke Körber

Layout: Cosima Schneider

Gesamtherstellung: FVA, Fulda

(Eichborn Berlin)

ISBN 3-8218-0749-0

Verlagsverzeichnis schickt gern:

Eichborn Verlag, Kaiserstrasse 66, 60329 Frankfurt/Main

www.eichborn.de

www. eichborn-berlin. De

Eingelesen mit ABBY Fine Reader

INHALT

VON NEW YORK NACH PARIS	7
LONDON	19
ANKUNFT IN DEUTSCHLAND	33
VON DARMSTADT NACH STUTTGART	63
VON STUTTGART NACH MÜNCHEN	81
MÜNCHEN UND UMGEBUNG	101
KEMPTEN UND UMGEBUNG	163
NÜRNBERG UND UMGEBUNG	253
ERLANGEN UND BAMBERG	313
FRANKFURT AM MAIN	325
VON LONDON NACH WASHINGTON	359
DIE AMERIKANISCHE ZONE IM NACHKRIEGS- DEUTSCHLAND	
VON STEFFEN RADLMAIER	395
ANMERKUNGEN	407
BILD- UND QUELLENACHWEIS	411

IN ERINNERUNG AN
«REGGIE» STERN –
GEFALLEN IN
SWANSEA, 21. FEB. 1941

VON NEW YORK NACH PARIS

1

Der Abend des 5. März 1945 in New York wurde kalt und grau. Als ich das Fenster öffnete, kam von der Third Avenue ein Schwall eisiger Luft herein. Ein Mann, der draussen vor Moriarty, dem Pub an der Ecke, mit den Füßen stampfte und in seine Hände blies, erinnerte mich an Winternächte in Dublin. Ich wandte mich zurück ins Zimmer und warf einen Blick auf die *New York Times* auf dem Tisch. «Die Alliierten am Rhein», begann der Bericht aus London, «aber sie haben den Krieg noch nicht gewonnen ... Dies ist nicht das Ende, nicht einmal der Anfang vom Ende ...»

Ehe ich lesen konnte, was es nach Meinung des Schreibers nun war, klingelte es. Es war Mervyn, der mir einen seiner spontanen, unangekündigten Besuche aus Philadelphia abstattete. Wortlos setzte er sich. Er schien abgelenkt, merkwürdig still. Schliesslich murmelte er: «Ich glaube, ich werde nach Deutschland fahren!»

Ich starrte ihn an. «Deutschland!» sagte ich. «Wie? Wann? Du machst Witze!»

«Mach ich nicht, glaub mir.» Und langsam, zögernd, begann er zu erzählen, wie er die Bekanntschaft eines «gewissen Mannes» gemacht hatte, der versuchte, Zivilisten für Missionen in Übersee zu rekrutieren. Sie würden Uniform tragen, sagte er, und unter Befehl des Kriegsministeriums in einem ihrem Einkommen entsprechenden Rang reisen müssen, was aber genau ihre Aufgabe in Deutschland sein würde, schien Mervyn nicht zu wissen. Jetzt merkte ich, dass er sich zur Ruhe zwang, in Wirklichkeit jedoch äusserst erregt war.

«Welche Qualifikationen werden verlangt?» fragte ich.

«Oh», sagte er, «ich glaube, man soll eine gewisse Zeit in Deutschland gelebt und einige Kenntnisse der Sprache haben – das scheint so ziemlich alles zu sein.»

Ich dachte bereits angestrengt nach. «Und wie war's mit mir?» fragte ich schliesslich. «Käme ich in Frage?»

Er blickte überrascht auf. «Du? Willst du denn? Übersetzt du nicht gerade dieses dicke Buch?»

«Natürlich würde ich gerne gehen», sagte ich. «Und mit dem Buch, das du erwähnst, bin ich fast fertig.»

«Also gut,» sagte Mervyn, «ich werde dem Mann deine Telefonnummer geben. Wenn dich ein Mr. Nesbit anruft, weisst du ja, was er will.»

Eine Stunde später ging Mervyn, und ich hörte eine Woche lang nichts mehr von der Sache. Während dieser Zeit fiel es mir sehr schwer, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren. Ich hatte in Deutschland vor Hitler gelebt und gearbeitet. Doch abgesehen von einem Wochenende im Jahre 1935 hatte ich das Land nicht mehr betreten, seit Hitler an die Macht gekommen war. In den Jahren dazwischen hatte ich viel Zeit mit Flüchtlingen, hauptsächlich Schriftstellern, verbracht, um ihnen Englisch, Textredaktion, Ghostwriting beizubringen und ihre Bücher zu übersetzen. Erst jetzt wurde mir richtig bewusst, wie sehr ich mich mit ihnen identifizierte. Auf den Gedanken, Deutschland wieder zu besuchen, war ich nicht gekommen. Die Aussicht, zurückzukehren, erfüllte mich mit einer Mischung aus Grauen und Faszination. Mir war, als würde ich in ein Land reisen wollen, das es in Wirklichkeit gar nicht gab, oder ins Bett zu gehen mit der Gewissheit, im Schlaf müsste sich jener Alptraum wiederholen, in dem man mich, an Händen und Füßen gefesselt, zwang, zuzuschauen, wie ein waagerechter Steinblock von den Ausmassen der von Stonehenge mit schrecklicher Langsamkeit auf eine Masse nackter, geknebelter, auf der Erde liegender menschlicher Gestalten herabgelassen wurde. An beiden Enden des Steinblocks war ein flaschenzugähnliches Gebilde, von Hitler und

Himmler bedient, die in wahnsinniges, kreischendes Gelächter ausbrachen, als sich das grosse Gewicht bis auf einen Fuss über die Köpfe der sich in stummer Qual windenden Leiber senkte.

Obwohl der alte Alptraum nicht wiederkam, hielt mich nachts eine merkwürdige Erregung wach – je mehr ich über eine Rückkehr nach Deutschland nachdachte, desto unwahrscheinlicher kam sie mir vor. Nach ein paar Tagen war es mir fast gelungen, mir die Idee ganz aus dem Kopf zu schlagen.

Dann rief Mr. Nesbit an. Auf der Reise nach Washington machte er Station in New York. Zwischen zwei Zügen hatte er eine halbe Stunde Zeit. Er fragte, ob ich ihn um neun Uhr in einem bestimmten Warteraum in der 42sten Strasse treffen könne? «Ich bin sehr klein», sagte die Stimme. «Mein Mantel ist braun und mein Haar auch. Wie sehen Sie aus?»

«Mein Mantel ist auch braun», antwortete ich, «hat aber ein ziemlich auffälliges Karomuster. Ich trage nie einen Hut und bin, glaube ich, überdurchschnittlich gross.»

«Ein Langer und ein Kurzer», sagte Mr. Nesbits Stimme.

Er war so charmant, wie ich nach dieser Bemerkung vermuten durfte, und da der Warteraum fast leer war, erkannten wir einander sofort. In Ledersesseln sassen wir in einer Ecke, und als ich sah, was für hellwache, schlaue Augen er hatte, beschloss ich, die vielen Fragen, die mir auf der Zunge lagen, nicht zu stellen. Stattdessen beantwortete ich seine. Sie schienen mir kaum weniger formal als jene auf dem Fragebogen für den Staatsdienst, den ich einmal für das *Office of War Information* ausgefüllt hatte. Vor einundvierzig Jahren in Irland geboren, 1929 zum ersten Mal nach Amerika gekommen. Ja, ich spräche Französisch und Deutsch. Habe in beiden Ländern gelebt. Dann wechselten wir vom Englischen ins Deutsche. Ich hätte in Frankfurt und Berlin gearbeitet, hauptsächlich bei Banken. Ob ich gewillt sei, mich für sechs Monate zu verpflichten, vielleicht auch für ein Jahr? Sicher. Mr. Nesbit erhob sich aus seinem Sessel. Ich würde im Laufe der Woche von ihm hören. Er müsse jetzt zu seinem Zug. Wir gaben uns die Hand.

«Ist etwas an dieser – dieser Mission vielleicht geheim?» fragte ich ihn.

«Ah – also, eigentlich nicht», sagte er mit schwachem Lächeln. «Aber es wäre gut, so lange nicht darüber zu reden, bis Sie Genaueres wissen.»

Abends rief ich Mervyn an und sagte ihm, dass ich Mr. Nesbit getroffen hatte.

«Wunderbar», sagte er.

«Besteht irgendeine Aussicht, dass wir zusammen fahren?»

«Keine Ahnung! Aber ich hoffe es.»

«In welchen Teil Deutschlands, glaubst du, werden wir fahren?»

«Keine Vorstellung!»

«Werden wir fliegen oder mit dem Schiff reisen?»

«Hab’ nicht die geringste Ahnung!»

«Was soll das Ganze überhaupt? Was passiert als nächstes?»

«Keine Ahnung!»

«Ich bin sicher, du weisst mehr als ich!»

«Kein Wort, ich schwör’s dir!»

In der Woche darauf wusste er’s. Er rief mich aus Washington an.

«Ich komme gerade aus dem Pentagon», sagte er. «Ich bin ein *Bombing Analyst!*»

«Ein *Bombing Analyst!* Was um Himmels willen ist das?»

«Keine Ahnung! Aber hüte dich vor dem Pentagon. Dir würde es nicht gefallen. Ich finde es allerdings wunderbar. Es könnte von Kafka ausgedacht sein!»

«Wie soll ich je dorthin kommen? Du ziehst wieder eine von deinen kleinen Strippen!»

«Überhaupt nicht! Du wirst von einem bestimmten Colonel ein Telegramm bekommen.»

«Gibt es etwas Neues über den Reiseternin?»

«Ich soll mich in einer Woche bereithalten. Achtundvierzig Stunden Vorankündigung.»

«Flugzeug oder Schiff? Und wohin?»

«Keine Ahnung!»

Zwei Tage später kam das Telegramm: «SOFORT IM PENTAGON MELDEN». Ich fragte einen Freund, ob ich bei ihm übernachten könne, und nahm den nächsten Zug nach Washington.

Mervyn hatte recht. Ins Pentagon zu fahren war, wie eine grosse Höhle aus Beton zu betreten. Auf einer seiner unterirdischen Auffahrten, eskortiert von einem riesigen Sergeant, bekam ich solche Platzangst, dass sich mir fast der Magen umdrehte.

In einem kahlen Raum stellte sich ein sanfter Mann mit Brille als Mr. Nesbits Assistent vor.

«Ist Mr. Nesbit auch hier?» fragte ich.

«Äh, nein. Er ist gestern nach Übersee aufgebrochen.»

Es kam mir vor, als hätte ich einen Freund verloren.

«Sie werden als *Bombing Analyst* eingesetzt», liess mich der Mann mit der Brille wissen.

«Oh, schön», sagte ich. «Was ist darunter zu verstehen?»

Seine Augen hinter den Brillengläsern verzogen sich in einem leicht verlegenen Lächeln. «Also», murmelte er, «ich weiss es selbst nicht genau. Ich bin nämlich neu hier, wissen Sie?»

Dann liess er mich an einem Tisch Platz nehmen und gab mir ein Bündel Formulare zum Ausfüllen. Ich wusste alle Antworten auswendig und war nach einer Stunde fertig. Dann stellte mir ein Mädchen hinter einer Schreibmaschine mit gelangweilter, tonloser Stimme unzählige Fragen. Hinter ihr lief ein kleiner Mann in Zivil mit einer Glatze und einem braunen Schnurrbart von Telefon zu Telefon und versuchte verzweifelt, ein Zimmer für die Nacht zu bekommen.

«Aber *little Bett not* genug!» sagte er immer wieder. «Ich sage Ihnen, ei haf meine weif dabei!»

So sieht also ein verzweifelter *Bombing Analyst* aus, dachte ich! Als das Mädchen an der Schreibmaschine mich lächeln sah, runzelte sie die Stirn und fragte, ob ich verheiratet sei. Ich sah, wie sie «Ja» eintippte. Dann geleitete sie mich schweigend durch den Korridor zu ei-

nem Raum, wo mir die Fingerabdrücke genommen wurden und ein anderes Mädchen mich fragte, wo meine Eltern lebten. Nachdem sie «England» eingetippt hatte, führte sie mich zurück zu dem ersten Mädchen, und als ich mich auf dem Absatz umdrehte, um auf die Toilette zu gehen, rannte sie mir hinterher. «He, Sie!» rief sie, «wo wollen Sie hin?» Als sie merkte, was ich wollte, zog sie sich zurück, aber bevor ich die Männertoilette erreicht hatte, tauchte plötzlich der riesige Sergeant auf und blieb auf dem Korridor stehen, bis ich wieder herauskam.

«Nur eine Formalität», murmelte er.

«Oh ja, natürlich», sagte ich und kehrte zu dem finsternen Mädchen zurück.

«Waren Sie schon bei der ärztlichen Untersuchung?» fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. Daraufhin begleitete mich der Sergeant zurück und über die Auffahrt bis zu einer Tür mit der Aufschrift «Sanitätsraum». Dort empfing mich ein Krankenpfleger und führte mich durch ein Labyrinth von Gängen zu einem Raum, in dem schweigend ein halbes Dutzend Männer sass, nur mit kastanienbraunen Bademänteln bekleidet. Ich zog mich aus, streifte einen Bademantel über und setzte mich zu ihnen. Einer nach dem anderen wurde von fünf Ärzten untersucht; der letzte überreichte mir einen Impfpass und teilte mir mit, ich müsse meine Blutgruppe feststellen und mich gegen Windpocken, Tetanus, Typhus und Gelbfieber impfen lassen. «Sie können das in New York machen lassen», fügte er hinzu.

Als ich zurückkam, um mich wieder anzuziehen, standen ein massiger und ein kleiner Neger splitternackt in der Mitte des Ankleidezimmers. Ich sah sie an und deutete auf die kastanienfarbenen Bademäntel, die nebeneinander an Haken an der Wand hingen. Einen Augenblick lang starrten sie mich mit weit geöffneten Augen an und stürzten dann gleichzeitig zu den Bademänteln. Beim Anziehen fingen sie an zu kichern wie Kinder, mit hohen Stimmen. Dann betrachteten sie sich in einem bodenlangen Spiegel und brachen in schallendes Gelächter aus.

Es kam mir vor, als hätte ich seit langer Zeit niemanden mehr lachen gehört.

Ehe ich das Gebäude verliess, rief ich den Mann mit der Brille an. «Muss ich sonst noch irgendetwas tun?» fragte ich.

«Äh, nein – ich glaube nicht», sagte er. «Könnten Sie sich darauf einstellen, in zwei Wochen nach Übersee zu fahren?»

«Zwei Wochen?» wiederholte ich. «Sicher.»

In New York erlebt Stern am 8. Mai den Victory-Day und stimmt sich nach seinem Besuch im Pentagon innerlich auf die Rückkehr ins besiegte Deutschland ein. Er kauft sich eine Uniform. Den teilweise naiven Enthusiasmus der amerikanischen Bevölkerung, aber auch amerikanischer Soldaten über das Ende des Krieges kann Stern nicht unbedingt teilen. Er weiss, dass zwar der Krieg vorbei ist und die Waffen schweigen, aber auch, dass zwölf Jahre totalitärer Herrschaft, Propaganda, Luftkrieg, Zerstörung und die totale Niederlage bei der deutschen Bevölkerung tiefe Spuren hinterlassen haben müssen und dass das Deutschland, in das er zurückkehren wird, ein anderes ist als das, das er vor dem Krieg kennengelernt hatte. Er fragt sich, was die «Überlebenden in den Ruinen ihres Gefängnisses tun und denken».

Sterns Reise über den Atlantik wird durch organisatorische Schwierigkeiten mehrere Male verzögert. Schliesslich fliegt er von New York über Neufundland und die Azoren nach Europa. Er bekommt einen ersten Eindruck von den Zerstörungen, die der Krieg in Europa hinterlassen hat: Aus der Luft erkennt er das in Trümmern liegende Brest, sieht die Bombenkrater auf den Feldern der Bretagne; auf den Strassen, Wegen und in den Dörfern dieses «Gartens der Zivilisation» kann er keine Anzeichen von Leben entdecken. Nach der Landung auf dem Pariser Flugplatz von Orly bringt ihn ein Jeep zu einem hässlichen Backsteingebäude, umgeben von G.I.s, Militärfahrzeugen, Lastwagen, Jeeps und Kriegsgerät aller Art. Im Bus, auf der Fahrt ins Zentrum der Stadt, hat er zum erstenmal Gelegenheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit, das Paris, in dem er vor dem Krieg mit seiner Frau gelebt hatte, mit dem Paris nach der Befreiung zu vergleichen. Am Boulevard Saint-Michel steigt er aus und beginnt seine Suche nach der verlorenen

Zeit, den verlorenen Gesichtern. Manche der alten Bekannten sind tot oder verschollen, doch es gibt auch Wiederbegegnungen.

Ich wanderte langsam unter den Pappeln zum Pont-Neuf, ging um die Ecke und trat – sowohl von der Macht der Gewohnheit als auch von planvoller Absicht getrieben – ins *Tabac*. Madame Periers einstmals wollweisses Haar hatte jetzt die Farbe schmutzigen Heus, ihr Busen besass nicht mehr die Fülle von einst. Mehrere Sekunden lang sahen wir uns schweigend an, bis ich meine Mütze abnahm und die Hand ausstreckte. Da stiess sie einen Schrei aus und lief eilig um die Theke herum, während sie laut nach ihrem Gatten rief.

«*Enfin!*» sagte sie unter Tränen und fasste meine Hände. «Endlich! Endlich! Pierre! Pierre! *Viens voir qui est arrivé! Mon Dieu*, was für eine Überraschung!»

Monsieur Perier kam hinkend die Treppe hoch. Seine Wangen waren eingefallen; der Verlust seines *embonpoint* liess ihn seltsam gebrechlich und klein erscheinen.

«*Pauvre Pierre*», seufzte seine Frau. «*Les sales Boches* – er hat Ischias, seit er ihnen begegnet ist!»

«*Tiens!*» keuchte Monsieur Perier und nahm meine Hände in die Seinen. «*Tiens! Un ami! Comme il est beau*, in seiner Uniform! *Alors*, die beste Entschuldigung, um zu feiern. Was darf's denn sein? *Rouge, blanc?*»

«Ha!» fuhr Madame dazwischen und klatschte in die Hände. «*Blanc*, natürlich! Ich weiss doch, was Monsieur mag. Ich erinnere mich. Aus dem Weg, Pierre!»

Sie verschwand unter der Theke und tauchte mit einer Flasche ohne Etikett wieder auf. Sie goss drei Gläser voll, schaute mich an, hob eines an die Lippen, warf den Kopf zurück und leerte es. «*Vives les Américains!*» rief sie.

Ich roch an meinem Glas. Es war Calvados.

«Auf Sie beide», sagte ich und trank. «Auf Paris. Und auf Frankreich.» Ich stellte das Glas hin. «Verrückt, dass Sie sich erinnern!» sagte ich.

«Na! Ich mich nicht erinnern? Fragen Sie Pierre! Vergesse ich jemals einen Mann, der unseren Calvados mag, Pierre?»

Monsieur Perier senkte den Blick und schaute mich dann mit seinen trüben Augen verlegen an. «Lässt sich nicht erwischen!» sagte er.

Madame brach in dröhnendes Gelächter aus. «Ha! Sie hätten ihn sehen sollen an dem Tag, an dem die Boches verschwanden! *Oh là là!* Hier vor dieser Tür standen sie in einer Reihe bis zur Brücke – Generäle mit Monokeln, Oberste, Hunderte von Männern. Sechs von uns stiegen hinunter in unseren Geheimkeller. Die Boches bildeten sich ein, sie hätten uns vor vier Jahren Haus und Hof leer getrunken! *Les idiots!* Mit Magnumflaschen Champagner und Kisten mit Calvados kamen wir herauf. Jedem Zivilisten auf der Strasse gaben wir eine Flasche. Dann stellten wir uns vor die Boches hin und tranken, und als sie abmarschierten, schrien wir: *Vive la France! Vive de Gaulle! A bas les cochons.* ‘*Oh là là*, was für ein Tag! Um drei Uhr nachmittags kippte Pierre um. *N’est-ce pas, Pierre?*»

Monsieur Perier verdrehte die Augen. «Calvados und Champagner vertragen sich nicht miteinander», murmelte er.

«Nicht schlechter als wir und die Deutschen!» fauchte Madame und räusperte sich mit Abscheu.

Plötzlich verdüsterte sich ihr Gesicht. «*Dîtes*», sagte sie und sah mich aus traurigen, ernsten Augen an, «glauben Sie, die alten Zeiten kommen einmal wieder? Glauben Sie, dass es überhaupt Frieden geben kann, solange es Deutschland gibt?»

«In ein paar Tagen fahre ich hin», erzählte ich ihr. «Vielleicht fällt mir die Antwort leichter, wenn ich zurück bin.»

«Sie gehen nach Deutschland?» fragte sie fast flüsternd. Dann hob sie den Kopf, schlug mit der Faust auf die Theke. *Les salauds!*» schrie sie. «1940 haben sie unseren Jean umgebracht!»

Dann senkte sie den Kopf und wischte sich mit dem Schürzenzipfel ein Auge. «*Excusez-moi, Monsieur*», murmelte sie. «*Quelquefois la vie est triste.*»

Ich schaute zu Monsieur Perier. Er nickte mir langsam zu, warf ei-

nen Blick hinüber zu seiner Frau und legte den Zeigefinger auf die Lippen.

Ich trat zu beiden hin und schüttelte ihnen die Hände. «Ich wollte, ich wäre hier gewesen», bekannte ich zum erstenmal laut.

«Monsieur», sagte Madame Perier, die sich vornüber beugte und meine Hand festhielt, «wir waren *le bon Dieu* dankbar für jeden unserer Freunde, der nicht hier war.»

Stern setzt seinen Gang durch Paris auf den altbekannten Wegen fort und sieht überall die Spuren des Krieges: ausgemergelte Menschen, fast leere Marktstände, verwahrloste Parks, zerstörte Denkmäler. Der Kaffee im Café Flore ist schlecht, was es zu kaufen gibt, ist teuer. G.I.s sind allgegenwärtig, an den Eingängen zur Métro steht Militärpolizei. Er wird Zeuge einer Szene antisemitischen Ressentiments. Die Mitbewohner des Hauses, in dem sich einmal das Atelier seiner Frau befunden hatte, trifft er nicht mehr an; eine alte Bekannte, eine Malerin, hat beide Söhne verloren, eine andere ist entstellt von der Folter durch die Gestapo. Stern bewegt sich auf den Spuren einer Tragödie, «riecht den Gestank der Armut». Wenige Stunden später befindet er sich auf dem Flug nach London. Er wird Zeuge einer Unterhaltung zwischen zwei britischen Offizieren, die offen ihre Vorurteile gegenüber Sozialisten und Juden bekennen. Auch London scheint amerikanische Garnisonsstadt geworden zu sein. Zusammen mit Hale, seit New York sein Reisegefährte, läuft er durch die Oxford Street.

LONDON

2

Acht Jahre war es her, seit ich zum letzten Mal in London war, fünfzehn, seit ich hier gelebt hatte: Ich hatte die Verbindung verloren, wusste nur noch die Adressen einiger weniger Freunde und fühlte mich wie ein Fremder – ein Fremder allerdings in vertrauter Umgebung und unter Menschen, die mir bis zu diesem Tag vertrauter waren als die Einheimischen. Denn die Strassen im West End waren so voll von uniformierten Ausländern, dass man überrascht und erleichtert war, wenn man auch ein britisches Gesicht sah. Oxford Street schien von G.I.s in Besitz genommen worden zu sein, die hier seltsam zu Hause wirkten. Sie hatten die britische Angewohnheit übernommen, reg- und sprachlos wie in Trance vor den Türen der Pubs zu stehen. Einige, die jüngeren, sahen sogar wie Engländer aus – in amerikanischen Uniformen. Das milde Klima der Inseln schien sich bereits auf ihre Haut ausgewirkt und ihre normalerweise gleichmässig fahlen Gesichter mit einem leicht fleckigen Rot überzogen zu haben. Doch ob mit oder ohne Uniform: Sicherster Hinweis auf ihre Nationalität waren ihre weissen Zähne.

Von der Strasse aus wirkten die Häuser von Oxford Street schäbiger, kleiner, niedriger und der Himmel noch unendlicher als der über Paris. Es war kein Zufall, dass Hale sich veranlasst fühlte, nach dem Namen «dieses grossen Gebäudes mit den Blumenkästen» zu fragen.

«Selfridge's», sagte ich. «Ein Kaufhaus.»

«Selfridge's? In den Washingtoner Zeitungen stand, es sei von einer VI getroffen worden.»

«Ich glaube, in den New Yorker Zeitungen stand das auch», sagte ich.

Das Fehlen von einem, wenn nicht sogar zwei Gebäuden auf der anderen Strassenseite machte uns klar, wie knapp es verfehlt worden war.

Im Hauptquartier in Grosvenor Square meldeten wir uns an einem Tisch, an dem ein müde aussehender Captain sass.

«Ich dachte schon, sie würden nie kommen», gähnte er.

«Dachten wir auch!» sagten wir im Chor. «Bekommen wir hier etwas zu essen?»

«Hier nicht», sagte der Captain und schaute auf seine Uhr. «Ich glaube, das Offizierskasino hat jetzt auch schon geschlossen. Ich weiss wirklich nicht, wo man noch hingehen könnte.»

«Wir müssen unser Gepäck an der Endstation abholen», sagte ich Hale. «Daneben ist ein Hotel, das ich kenne.»

«Brauchen sich erst wieder morgen Mittag zu melden», sagte der Captain. «Sie müssen sich wahrscheinlich ausschlafen.»

«Wie lange bleiben wir in London?» fragte ich.

«Weiss der Himmel», gähnte er. «Wir tun unser Bestes, um euch so bald wie möglich nach drüben zu bringen.»

«Wohin?»

«Entweder Bad Nauheim oder Darmstadt. Aber halten Sie das vorläufig mal besser unter Verschluss.»

Ich fragte ihn, ob Mervyn noch in London sei. «Oh nein», sagte der Captain, «er ist schon vor ein paar Wochen abgereist. Ich glaube, nach Darmstadt.»

«Werde ich genügend Zeit haben, um meine Eltern zu besuchen?» fragte ich. «Sie wohnen auf dem Land – etwa drei Stunden von der Stadt entfernt.»

«Eltern?» grinste er. «Sind Sie sicher, es sind die Eltern?»

«So habe ich sie wenigsten die letzten vierzig Jahre genannt!»

«Oh!» lachte er. «Glaube schon, dass der Colonel Ihnen dafür Urlaub gibt.»

Obwohl auch London unübersehbar vom Krieg gezeichnet ist, zeigen sich Stadt und Einwohner nicht so bedrückt wie in Paris. Die Nacht verbringt Stern in einem Bed & Breakfast. Erfreut stellt er fest, dass seine Wirtin ebenso wie andere Londoner ihren abgeklärten gesunden Menschenverstand, Witz und Freundlichkeit bewahrt haben. Vom Cumberland Hotel aus, in dem sich das Offizierskasino befindet, möchte er seine Eltern anrufen, wird jedoch, weil er nicht im Hotel wohnt, ins Postamt geschickt. Bei der Herstellung der Telefonverbindung wird Stern aufs Freundlichste von einem jungen Mann aus dem kleinen Zigarrenladen des Hotels unterstützt, den er vorher nach der Möglichkeit gefragt hatte, vom Hotel aus seine Eltern anzurufen. Stern spricht mit seinen Eltern und macht sich auf den Weg, um sie zu besuchen. Es ist das Pfingstwochenende, und Waterloo Station wimmelt von Menschen. Stern erlebt die ungebrochene Disziplin der Engländer, die geduldig in Schlangen vor den Fahrkartenschaltern stehen. Die Zugreise nach Westen verbringt Stern in Gesellschaft zweier Londoner sowie zweier Mitglieder des Women's Army Auxiliary Corps, eines amerikanischen Captains und eines erst kürzlich aus Deutschland zurückgekehrten G.I. Sergeants, der mit seinen erotischen Erfolgen prahlt. Die Zugfahrt versetzt Stern zurück in die Tage der Kindheit und jene Stunden, die er auf seinen Reisen nach Eton verbrachte.

Die Felder, Hecken, Wälder von Wiltshire wirkten noch grüner, als ich sie in Erinnerung hatte, ihre Stille und ihr ganz eigener Friede schienen noch intensiver. [...] In allem schien die Landschaft einen Zustand *vollendeter* Harmonie erreicht zu haben – als hätte es die grauen Steinhäuser der verstreuten Dörfer schon immer gegeben, als wären die uralten Eichen und Ulmen unvergänglich und nie jung gewesen, als würde noch die kleinste Wiese wie ein Garten gehegt, als würden selbst die Kühe, wenn sie den Hals zum Zaundraht streckten, Zuversicht und Zufriedenheit wiederkäuen. Kein Wunder, dachte ich, als der Zug in den Bahnhof von Templecombe gondelte, kein Wunder, dass ein unblutiger Generalstreik dieses Land am nächsten an eine Revolution herangebracht hatte!

Statt des Familien-Austin wartete ein brauner Zweisitzer auf mich. Zwischen den beiden Deichseln stand ein fettes rotbraunes Pony, und auf dem einen Ecksitz sass ein älterer Mann in schwarzem Mantel und Melone, der die dicken Zügel in den behandschuhten Händen hielt.

«Abend, Sir!» sagte er, die Krempe seiner Melone antippend.
«Schöner Abend.»

Drei Stunden zuvor hatte ich noch geglaubt, der Russgeruch des Zuges hätte mich zu meinen «Anfängen» zurückbefördert. Vielleicht waren jene Tage ein Anfang gewesen – wo wir Jungen unsere ersten Erfahrungen allein machen, zum erstenmal denken, handeln und auf eigene Verantwortung reisen konnten. Im Augenblick jedoch, als ich den Fuss auf den Tritt der Kutsche setzte und mit fast derselben zaghaften Erregung, die in jenen glücklichen Tagen das Kind erfasst hatte, bat, «die Zügel halten zu dürfen», wurden im Nu noch ältere und seit Jahren vergessene Erinnerungen wachgerufen. Das «Kutschpferd» der Familie in jenen unbekümmerten und sorgenfreien Tagen, als Edward noch König von Irland und England war, hiess Nightingale. Mit seinem glänzenden Fell, langen Schweif und einem ewig bimmelnden Glöckchen auf der Brust hatte der Braune die faszinierende Angewohnheit – von sich aus und trotz seiner schwarzen Scheuklappen –, um die spitzen Steine, die man in die Schlaglöcher der einsamen irischen Landstrassen geschippt hatte, einen Bogen zu machen. Trotz seiner Vorsicht stolperte er jedoch eines Tages und brach sich die Vorderbeine. Es war das erste Mal, dass ich ein Pferd mit einem immens weiten Ledergurt um den Bauch und allen vieren über der Erde baumeln sah, als das Tier unter der Stalldecke in etwas hing, das die Stallknechte als Schlinge bezeichneten.

«Hoh, mein Guter!» sagte der alte Mann, als das Pony an den Zügeln riss und rutschte. «Schön den Kopf im Griff halten, Sir, den Berg runter. Asphalt ist gerne rutschig. Und heutzutage weiss man nie, was um die Ecke kommt.»

Er hatte es kaum ausgesprochen, als ein amerikanischer Armeelastwagen nur um Fussbreite am Rad der Kutsche vorbei um die Kurve donnerte.

«Fffffl» stiess der alte Mann aus. «Dürften nicht so fahren, wirklich nicht! Richtig gefährlich, meiner Meinung nach!»

Auf den Torpfosten am Haus meiner Eltern flatterten Union Jacks. Mein Vater stand im Schatten des efeuüberwucherten Türhauses.

«Sehr erfreut, dich zu sehen», sagte er und liess sein vom Militär geschultes Auge über meine Uniform gleiten. Mit Erstaunen bemerkte ich beim Händeschütteln, wie wenig die schrecklichen acht Jahre ihn verändert hatten. «Tut mir leid, dass dieser entsetzliche Zug so viel Verspätung hatte», sagte er. «Wann musst du wieder weg?»

«Morgen, leider», sagte ich.

«Hm, das ist wirklich kurz. Also nachmittags fahren zwei Züge. Natürlich musst du es machen, wie du willst, aber wenn du mich fragst...»

Dann kam meine Mutter in einem Nachmittagskleid – so nannte man es früher – aus grüngoldenem Brokat. Ihre Haltung war aufrecht, ihre Figur jugendlich wie immer. Nur ihr Haar war etwas ergraut.

«Du hast dich kein bisschen verändert!» versicherten wir ihr beide gleichzeitig.

«Dinner wird gleich serviert», sagte sie und ging ins Haus.

«Du musst am Verhungern sein.»

«Einen schönen guten Abend, Sir», sagte der Butler hinter der Tür. Als Spencer meine Tasche nahm und ich sein gerötetes Gesicht mit dem theatralischen Ausdruck, die Zahnücke, in der er immer die Pfeife gehalten hatte, wiedersah, spürte ich, was er mit seiner freundlichen, bewusst zurückhaltenden Begrüssung auszudrücken versuchte – ich sei einfach mal wieder aufs Wochenende herausgefahren aus der City, wo ich, wie er sich zwanzig Jahre später immer noch vorstellte, im Keller einer Bank nach wie vor Coupons abschneidete.

«Wir haben dich im Doppelzimmer untergebracht!» rief meine Mutter.

«Okay», sagte ich, und zu mir selbst: Komisch, aber wahrscheinlich hat man in diesem alten Haus dieses Wort noch nie gehört!

Auf der Schwelle zum Wohnzimmer beobachtete ich, wie sie geschickt auf einem Rosenholzkabinett Blumen in einer Schale arrangierte. Dann fiel mein Blick über ihre Schulter auf ein erstaunlich gut getroffenes Öl-Porträt meines Bruders in Offiziersuniform. Ich stellte mir vor, was der Verlust dieses liebenswürdigen, klugen Menschen für seine Eltern bedeuten musste, der sich wie sie instinktiv auf Pferde verstanden und diese Tiere geliebt hatte, als meine Mutter aufblickte und sagte: «Du hast es natürlich noch nie gesehen, oder? Ich bin mir nicht sicher, ob ich es wirklich mag. Irgendetwas um den Mund herum stimmt nicht ganz.»

«Ich finde es hervorragend», sagte ich und bewunderte wie schon so oft in der Vergangenheit ihre ruhige Selbstbeherrschung angesichts von Unglück und Gefahr.

Über der Truhe vor der Treppe sah ich Cuyps Gemälde weidender Kühe auf einer Sumpfwiese. Komisch, dachte ich, mir vorzustellen, dass das mir gehört! Als Kind im Londoner Frühstückszimmer meiner Grossmutter war ich stundenlang staunend davorgestanden. Als sie vor vier Jahren im Alter von einundneunzig starb, hatte sie es mir in ihrem Testament vermacht. Und an der Wand über der Treppe hing Millais' heiteres, wundervolles Mädchen in seinem blassgoldenen Satinkleid. Selbst als Junge, als es noch in ihrem so selten genutzten viktorianischen Salon hing, hatte mir das Bild nie gefallen. Jetzt fand ich es sogar abstossend: In diesem Gewand steckte kein atmender Körper, hinter diesen unschuldigen hellen Augen war kein Leben ... Darauf hatte es Mr. Millais, der geldversessene Snob, nicht abgesehen.

Das Doppelzimmer duftete nach Lavendel und einem Potpourri von Rosen. Jeden Gegenstand im Zimmer kannte ich aus Bective, konnte

ihn seinem ursprünglichen Standort in den Winkeln und Ecken jenes langen, niedrigen, efeuüberwucherten Hauses aus dem späten achtzehnten Jahrhundert zuordnen, aus dessen Fenstern man auf das Panorama des Flusses Boyne, der Berge von Tara und der saftigen, smaragdgrünen Weiden von Meath blickte. Ich schaute auf das breite Bett und sah ein jüngerer Selbst in den Schoss seiner Federkissen und Laken aus Limerickleinen wie in ein Becken kühler Sahne sinken.

Im Esszimmer glitzerte dasselbe Familiensilber, das kostbare Waterfordkristall, das meine Mutter im Lauf der Jahre gesammelt hatte, auf demselben schimmernden Sideboard; der kostbare Kaminschirm aus Gobelinstoff, vor dem ich meinen Vater und seine Brüder ihre Knie beugen und ausstrecken gesehen hatte, war inzwischen von seinem Platz vor der marmornen Kamineinfassung im Londoner Frühstückszimmer vor den schlichteren Backsteinkamin meiner Eltern gewandert.

«Wir haben erst kürzlich dieses Zimmer in seinen normalen Zustand zurückversetzt», sagte meine Mutter. «Den ganzen Krieg hindurch habe ich hier meine Rot-Kreuz-Versammlungen abgehalten.»

«Schöner Raum», bemerkte mein Vater und liess den Blick über die mit Eichenholz vertäfelten Wände wandern. «Merkwürdig, jetzt wieder hier zu sitzen. Genau wie früher.»

«Du weisst, dass Tante Flora und ihre halbe Familie in Sherbourne fast ums Leben gekommen wären?» fragte meine Mutter. «Waren mittags zum Einkaufen. Eine Bombe hat sie um ein paar Fuss verfehlt.»

«Yards», berichtete mein Vater. «Mordsglück gehabt», fügte er hinzu, «dass es dich nicht erwischt hat!»

«Ja, wirklich!» bestätigte meine Mutter. «Fuhr immer dreimal die Woche rein zu meiner Feldküche. Es ist an einem Mittwoch passiert, und mittwochs fuhr ich nie hin!»

«Ist in unserer Nachbarschaft viel zerstört worden?» fragte ich.

«Haben den Bahnhof erwischt», antwortete mein Vater. «Volltref-

fer. Ich glaube, es war im Winter '41 – hat ein unglaubliches Durcheinander angerichtet. Achtzehn Opfer. Höllischer Lärm.»

«Wir beschränken unsere Mahlzeiten immer noch auf zwei Gänge», sagte meine Mutter, als mir beim Anblick des Lammbratens, neuer englischer Kartoffeln und frischer englischer Erbsen auf meinem Teller das Wasser im Mund zusammenlief. «Ich hoffe, es reicht dir.»

«In Amerika», sagte ich, «müsste man eine Menge Geld für so ein Essen bezahlen.»

Als ich ihnen erzählte, was in New York alles knapp und geradezu verboten teuer war, zeigten sie die übliche Überraschung.

Die Welt James Sterns, die Weite des amerikanischen Kontinents kennen die Eltern nur aus Zeitungen und Büchern – sie ist für sie sowenig vorstellbar wie der mobile Lebensstil ihres Sohnes. Die Beschreibung des elterlichen Heims in Wiltshire bildet die pastorale Kontrastfolie zu Deutschland.

In der Bibliothek, einem Wald aus Familienfotos mit Männern auf Pferden, Frauen auf Pferden, Kindern auf Ponys, Stichen mit militärischen Motiven, Medaillen und Andenken, zündete sich mein Vater seine Pfeife an. Dann beugte er sich vor und betrachtete durch seine Brille genau die rötliche Hose meiner Uniform. «Komische Farbe», murmelte er. «Wird bestimmt leicht schmutzig.» Dann prüfte er zwischen den Fingern den Aufschlag meiner Uniformjacke. «Gutes, kräftiges Material, muss man sagen. Schwere Qualität. Dick. Dürfte was aushalten. Wann glaubst du, dass ich mir diesen Anzug gekauft habe?» fragte er und tätschelte den grauen Donegal Tweed, der seine Knie umhüllte. «1914 – unmittelbar vor dem Krieg. Bei Sandon. So gut wie neu.»

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich eine der wenigen Gelegenheiten erlebt hatte, bei denen sich mein Vater ohne schwarze Krawatte und Abendanzug beim Dinner gezeigt hatte.

«Ich nehme an, du wirst sehr beschäftigt sein in Deutschland», bemerkte meine Mutter.

«Das nehme ich an», erwiderte ich.

«Oh, ich hab ganz vergessen zu fragen», sagte mein Vater und drehte sich in seinem Sessel zu mir. «Was wirst du dort tun?»

«Seltsamerweise», lachte ich, «weiss ich das selbst noch nicht!»

Ich sah, wie meine Mutter meinem Vater einen Blick zuwarf.

«Wahrscheinlich darf er nichts verraten», sagte sie gedämpft, fügte aber hinzu: «Wird bestimmt schrecklich interessant sein.»

«Bist natürlich früher schon mal dort gewesen», sagte mein Vater. «Seltsames Volk, die Deutschen – weiss verdammt noch mal nicht, was ich von ihnen halten soll!»

Meine Mutter gähnte. «Himmel!» rief sie und tat, als würde sie zur Chippendale-Uhr auf dem Kaminsims schauen. «Ist es zu glauben! Halb zehn! Wie die Zeit vergeht!»

«Haben die Nachrichten verpasst», sagte mein Vater.

«Ich weiss ja nicht, wie es mit euch steht», sagte meine Mutter, «aber ich möchte ins Bett.» Und zu mir: «Du musst doch todmüde sein!»

«Seid ihr nicht immer um zehn zu Bett gegangen?» fragte ich, überrascht angesichts dieser revolutionären Veränderung der abendlichen Bräuche der Familie.

«Nun ja», murmelte meine Mutter, «während des Kriegs, weisst du...»

Mein Vater drückte die Hände auf die Knie und stand langsam auf. «Spart Strom», sagte er, und ich fing den nachsichtig lächelnden Blick meiner Mutter auf.

Ich erwachte selig zum Gesang der Vögel. Durch das kleinsprossige Fenster sah ich das Geissblatt an der Mauer des Gärtnerhauses auf der anderen Seite des Weges. Dann entdeckte ich – und nie war meine Freude grösser –, dass das Morgenwunder, das ich fast vergessen hatte, bereits geschehen war: Über dem Chintzbezug des Sessels lagen frisch ausgebürstet und gebügelt Uniformjacke und Hosen und darunter, auf dem kastanienfarbenen Teppich, schön nebeneinander die

Schuhe, die so blank poliert waren, dass ich sie fast nicht erkannte – alles von Spencers Meisterhand.

Eine fröhliche Unterhaltung mit Spencer beschwört eine gesellschaftliche Ordnung, die sich noch an althergebrachten Prinzipien und Werten orientiert und hier in Wiltshire gewissermassen zum letztenmal erlebt werden kann. Die Eltern erzählen Stern, wie sich durch Krieg und Alter ihr Leben verändert hat. Den Rest des Tages verbringt er mit seinen Eltern im Garten, der sich in den vergangenen Jahren prächtig entwickelt hat – und dokumentiert, wieviel Zeit vergangen ist.

Unter der blasslila Glyzinie, die sich in dichten Büscheln an die Gartenmauer drängte, sah ich die scharlachroten Lämpchen des Salbeis, die schlanken himmelblauen Ruten des Rittersporns, Gruppen von kalkweissem Phlox, dessen Duft die Luft erfüllte.

«Weiss nicht, was ich ohne Garten machen würde», sagte meine Mutter und blickte dabei, wie ich bemerkte, zu der Reihe verschlossener Pferdeställe hinüber. Ich wusste, was sie dachte, und beschloss, nicht weiter danach zu fragen.

«Oh, mein Lieber», sagte sie, «es scheint Ewigkeiten herzusein, dass wir die Pferde gefuttert haben, genau um diese Zeit.»

Dann seufzte sie, beugte sich hinunter zu der leuchtenden Rabatte und zupfte ein Unkraut heraus.

Da es Sonntag und deshalb Ruhetag für den alten Kutscher und sein Pony war, hatten sie mir zu Ehren das Dorftaxi gemietet – es war geräumig und von undefinierbarem Alter.

«Also, dann viel Glück!» sagte mein Vater, als ich einstieg. Und meine Mutter: «Lass uns wissen, wann du zurückkommst!»

«Vielleicht komme ich zu Weihnachten», sagte ich.

«Santa Claus», murmelte Spencer und stellte den Koffer vor meine Füße, «besucht uns einmal im Jahr – Sie, Sir, besuchen uns einmal in zehn Jahren!»

Bei Gillingham bot sich mir vom Zug aus zwischen den grünen Hecken einer stillen Landstrasse ein fremdartiger und fast unpassender

Anblick – ein Neger von dunkler Schokoladenfarbe in amerikanischer Uniform völlig allein unterwegs. Sein langsamer, schlendernder Gang liess nicht vermuten, dass er sich selbst fremd oder deplaziert fühlte; tatsächlich wirkte er ebenso daheim wie die Jungs vor den Pubs in der Oxford Street.

Im Vergleich zur schmutzigen, verdreckten Untergrundbahn von Manhattan erschien die in London wie der Inbegriff von Eleganz und Komfort. Zwischen jedem gepolsterten Sitz aus buntgemustertem Plüsch konnte der Fahrgast eine Armlehne herausziehen oder sie hinschieben, je nach Wunsch. Statt dauernd an- und auszugehen, leuchteten die Lampen ungewohnt und gleichmässig hell. An jeder Station rief ein Wärter ihren Namen aus. Am oberen Ende der Rolltreppe am Piccadilly bot sich mir der revolutionärste Anblick, den London in Kriegszeiten bisher gezeigt hatte: ein gigantisches Plakat, das mit einem riesigen VD die Welt vor einer Infektion durch Geschlechtskrankheiten warnte.

Draussen auf dem Piccadilly Circus schoben sich Menschenmassen dichtgedrängt von einer Seite zur andern. Den Eros, Drehpunkt der «Mitte der Welt», hatte man entweder entfernt oder dieser hatte unter Holz und Beton überlebt.

Im Café Royal traf ich einen amerikanischen Freund, der in London für das *Office of War Information* gearbeitet hatte. «Was für einen Drink hast du da?» fragte ich, während ich mich setzte.

«Gin & It», sagte er. «Ein Doppelter. Niemand trinkt heutzutage etwas anderes als einen Doppelten. Denn nicht mal George serviert mir mehr als zwei Drinks am Abend.»

«George!» sagte ich. «Ist er noch hier?»

«Sicher. Da ist er.»

Wie die meisten Kellner im Londoner West End war George Italiener. Wir kannten uns seit mehr als zwanzig Jahren.

«Du bist zu mager, George», konnte ich nicht umhin zu bemerken, als ich seine eingefallene Gestalt sah.

«Hab dreissig Pfund verloren!» sagte er und schaute an seiner Hose herunter, die ihm um die Hüften schlotterte. «Kann jetzt meine Füsse sehen, ohne mich zu bücken!»

«Also deinen Humor», sagte ich, «hast du nicht verloren!»

«Hoho!» gluckste er. «Nur wer lacht, lebt!»

Der Gin & It kostete nur ein bisschen weniger als die fade *paté maison*, die vorzügliche gebackene Scholle und das langweilige Pflaumendessert.

Nach dem Essen ging ich in westlicher Richtung durch die Piccadilly Street. Keine Spur war mehr zu sehen von jener Eleganz, die ich einmal mit dieser Gegend verband; die mit dem Krieg einhergehende Verantwortung hatte sich wie ein gespenstischer Schatten auf Menschen, den Verkehr und die Gebäude gelegt. Die Fenster der Kirche von St. James waren gähnend leere, lange Löcher; durch die unbewachten Balken schienen die letzten Strahlen der Abendsonne und verwandelten die weissen Marmortrümmer im Mittelschiff in Würfel geschmolzenen Goldes. Mit ihren Mädchen im Arm schlenderten Tommys und G.I.s langsam und ziellos an den vernagelten Fenstern von Hatchard's vorbei, wo ich einmal meine Bücher gekauft hatte. Auf der breiten Strasse mit ihren Bussen, Lastwagen und Taxis waren Privatwagen eine Seltenheit, vor einer blitzenden Limousine blieb man stehen und staunte.

Vor dem Ritz stieg ich in einen Bus. «Die Fahrkarten, bitte! Alle die Fahrkarten!»

Einen Augenblick lang wollte ich meinen Ohren nicht trauen. In diesem England, in dem Papier Mangelware war, gab es noch dieselben kleinen Tickets, deren Grösse und Farbe je nach Länge der Fahrtstrecken variierten und die immer noch von einem geduldigen, schwitzenden Londoner verkauft wurden, dessen Beruf – nachdem mir jemand zu meinem sechsten Geburtstag eine Spielzeug-Lochzange geschenkt hatte – der erste in meinem Leben war, den ich ergreifen wollte.

ANKUNFT IN DEUTSCHLAND

Der rundliche, zappelige kleine Sergeant stand mitten im Raum und sah sehr wichtig aus.

«Gentlemen!» sagte er in einem Ton, der die Enthüllung eines lang gehüteten Geheimnisses vor einer grossen Versammlung erwarten liess. «Gentlemen, ich darf annehmen, dass jeder von Ihnen zehn Kopien seiner Befehle hat. Sie werden sich morgen früh um acht Uhr hier einfinden. Bitte sorgen Sie dafür, dass Sie gefrühstückt haben.» Er warf einen Blick auf ein Bündel Papiere in seiner Hand und fügte etwas weniger zackig hinzu: «Es könnte sein, dass Sie eine Zeitlang nichts zu essen bekommen.» Dann schoss er zur Tür hinaus.

Ich schaute mich in dem kahlen Raum um. Wir waren acht Offiziere und Zivilisten. Ich kannte niemanden.

Der Sergeant erschien wieder. «Gentlemen», sagte er, «Sie werden sich morgen früh um sieben Uhr dreissig hier einfinden. Bitte sorgen Sie dafür, dass Sie gefrühstückt haben.»

Wieder schaute er auf die Blätter in seiner Hand und las eine lange Liste von Dingen vor, die wir uns bereits besorgt haben sollten: Schlafsack, Helm, Gürtel, Decke, Wasserflasche, Essgeschirr, und so weiter. «Bitte sorgen Sie dafür, dass alles vor Mitternacht unten ist», sagte er.

Danach, als er fertig war, trat ein grosser Leutnant mit einem freundlichen roten Gesicht auf mich zu.

«Ich heisse Frank Knox», sagte er mit beneidenswertem Südstaatenakzent. «Sind Sie nicht mit Ethel Deane befreundet?»

«Stimmt», antwortete ich und gab ihm die Hand.

«Hab' sie letzte Woche getroffen. Hat mir aufgetragen, nach Ihnen Ausschau zu halten. Bis morgen.»

Früh am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von Mrs. Craig. Ich schenkte ihr einen von den Lippenstiften, die ich aus New York mitgebracht hatte.

«Hui!» sagte sie. «Vielen Dank auch. Eines muss man euch Amerikanern lassen: Geizig seid ihr nicht, bestimmt nicht. Habt immer was zu verschenken, mal 'nen Lippenstift oder Puder, mal 'ne Seife.»

Sie wuchtete sich die Treppe hoch, und ich wartete auf ihre unvermeidliche abschliessende Stichelei, die prompt kam, wenngleich etwas atemlos und doch keineswegs verhalten: «Richtige Herren Kapitalisten!»

Ein Waffentransporter mit Anhänger wartete auf dem Grosvenor Square, umringt von der Gruppe, die ich am Tag zuvor kennengelernt hatte, einschliesslich Frank Knox mit der *New Republic* unter dem Arm. Wir kletterten an Bord, sassen zusammengepfercht über einem Stauraum mit unserem Gepäck auf Bänken einander gegenüber. Von einem Waffentransporter kann man nur nach hinten hinausschauen. Da ich als letzter aufstieg, bekam ich einen Platz am Ende der Bank, von wo aus ich die Strassen hinter uns verschwinden sah – Strassen, die nass in jenem Londoner Nieselregen glänzten, der scheinbar nie mehr aufhören möchte. Wir fuhren nach Süden, über die Vauxhall Bridge und durch einige düstere Viertel der sich immer weiter ausbreitenden Hauptstadt, deren vorherrschende Farbe schon immer ein russiges Schwarz gewesen war. Jetzt im Regen, durch den ein paar Männer in dunkler Kleidung und mit Schildmützen auf dem Kopf zwischen den traurig tropfenden, gleich aussehenden Häusern zur Arbeit stapften, den geräumten Lücken, wo selbst Unkraut nicht gerne zu wachsen schien, sah alles noch russiger, älter, schwärzer aus denn je.

Am Flughafen die übliche Warterei, die unvermeidlichen Gerüchte. Das Wetter sei zu schlecht zum Fliegen. Man werde uns zurückschicken. Die Maschine starte in zehn Minuten, in einer halben Stunde. Ich

stellte mich in eine Schlange und wechselte ein paar Pfund in Besatzungsmark, eine Währung, die noch unechter aussah als die Millionen- und Milliarden Scheine während der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg. Eine Stunde später hoben wir ab.

Ich sass neben Frank Knox auf einem Notsitz. Wir hatten uns über den neuesten Klatsch aus New York und London ausgetauscht, über zeitgenössische Literatur und gemeinsame Bekannte geredet, als die Maschine eine Kurve flog und jemand sagte, wir würden jetzt in Brüssel landen.

«Flugplätze soll der Teufel holen!» murmelte ich und starrte hinab auf das hässliche, öde, namenlose Land. Flughäfen haben zu den Städten, zu denen sie gehören, ein viel entfernteres Verhältnis, dachte ich, als Hafenanlagen oder weit draussen liegende Vororte. Nach einem Drink in einer Hafenbar kann ein Schiffsreisender normalerweise in wenigen Minuten zu Fuss in irgendeinen Teil der Stadt gelangen. Ein Flugpassagier jedoch, selbst wenn er etwas am Flughafen auftreiben könnte, ist gut beraten, dort nichts zu trinken, und auf keinen Fall sollte er so töricht sein, zu Fuss in die Stadt kommen zu wollen, es sei denn, er will sich unbedingt körperlich ertüchtigen und die Nacht dort verbringen.

Während ich mit einer Tasse Tee und einem Schinken-»Sonvitch« am Tresen stand und versuchte, mir mit Hilfe einer Brüsseler Zeitung die Atmosphäre der nahen Hauptstadt zu vergegenwärtigen, dachte ich an einen belgischen Onkel – ein Mann mit einem Bart bis zu den Augen, von unberechenbarem Naturell und brillantem Geist –, in dessen Haus in der Avenue Coghén ich einen Teil meiner Sommerferien verbracht hatte. Meine Eltern hatten Onkel Pierre einmal nach Bective eingeladen, wo er prompt von einem Floh gebissen wurde. In jener Nacht schaffte er es, sich selbst ein Telegramm zu schicken, so dass er am darauffolgenden Morgen, nicht druckfähige Bemerkungen über *la saleté de l'Irlande* grummelnd, nach Brüssel abdampfen konnte. In jener Stadt sollte ich «meinen Geist schulen», wie er meinte, als er mich

allein losschickte, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen (in Wirklichkeit wollte er mich aus dem Haus haben). Den ersten Abend verbrachte ich in *La Monnaie*, wo ich meine erste Oper, *Boris Godunow*, verdöste. Zu meiner Bestürzung stellte ich hinterher fest, dass Brüssel noch mehr als London unter einer besonderen Spielart der Prohibition litt. Für meine Liebe zur Lebensart der französischsprachigen Welt war dies ein herber Schock. Um einen Drink zu bekommen, den er mir in einer Kaffeetasse servierte, wie ich es später noch oft in amerikanischen Flüsterkneipen erlebt habe, musste ich einen Barman bestechen. Auf meinen einsamen Wanderungen durch die Stadt fand ich mich eines Morgens im riesigen *Palais de Justice* wieder. Ein kleiner Mann stellte sich zu mir und machte mich auf eine kleine Vertiefung im steinernen Fussboden aufmerksam. Dann hob er den Kopf und deutete in die unglaublich hohe Kuppel.

«Während der Besetzung, erst vor fünf Jahren», sagte er, «haben *les sales Boches* dort oben alle Kupferteile heruntergerissen. Aber eines Tages ist einer von ihnen abgestürzt – *zip, vous comprenez – plomp!*» Wir schauten wieder auf das Loch im Boden. «Ahh!» grinste der kleine Mann, «muss ein Dicker gewesen sein, *n'est-ce-pas, Monsieur ...?*»

Ein paar Tage später führte mich Onkel Pierre – der während der Besetzung Hunderte Male sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, wenn er heimlich Post zu abgelegenen Orten im Ardennerwald beförderte (wo er ein Chateau besass) – in ein Dorf jener Gegend. Er deutete auf eine Mauer neben der Strasse und knurrte: «An dieser Mauer erschossen die *Boches-Schweine* 1917 sechshundert Einwohner dieses Dorfes. Nur einer hat überlebt.» Auf meinen ungläubigen Blick hin führte er mich über die Strasse zu einem kleinen *Tabac*.

«*Voilà!* Hier ist er!» sagte Onkel Pierre und deutete auf einen einbeinigen Mann auf einem Stuhl. Mit Hilfe einer Krücke stand der Mann auf und reichte mir eine kleine, von ihm geschriebene (und in schlechtes Englisch übersetzte) Druckschrift, in welcher der Tag der Greueltat

in allen Einzelheiten geschildert wurde und wie es ihm gelungen war, zu überleben, weil er sich unter einem Berg von Leichen liegend stellte.

Während ich also im Flughafen stehend an meinem «Sonvitsch» kaute und an diese Erlebnisse dachte, erinnerte ich mich, wie ich in Portugal Jahre später Christopher Isherwood davon erzählte. Eine Zeitlang hatte er geschwiegen, und ich glaubte schon, er sei mit seinen Gedanken längst nicht mehr bei der belgischen Szene, als er mit seiner enthusiastischen und sehr englischen Stimme ausrief: «Du meine Güte! Das Essen in Brüssel ...!»

«*Fishcakes!*» hatte jemand gesagt (der seine Leidenschaft für diese britische Spezialität kannte), worauf Christopher uns mit jungenhaftem Lachen Geschichten von Brüssel und «Mr. Norris» zu erzählen begann. Mittendrin hatte jemand das Radio angeschaltet, und in dem kleinen Haus in Sintra, das wir uns in jenem fernen, schrecklichen Sommer des Jahres 1936 teilten, lauschten wir den ersten Meldungen vom Bürgerkrieg auf der anderen Seite der Grenze, Berichten von Morden und Vergewaltigungen in Sevilla.

«Das ist der Anfang, erst der Anfang», sagte Christopher und drückte damit aus, was auch ich dachte. Zuerst schauten wir uns an, dann zur Seite, als wollten wir voreinander unsere Gewissheit verbergen, dass die Waffenruhe in Europa zu Ende war ...

Doch im Warteraum des belgischen Flugplatzes, voll von britischen und amerikanischen Soldaten, schien das Brüssel meines Onkels, die Stadt, die Christopher liebte, so fern, als ässe ich mein Sandwich auf dem Flugplatz von La Guardia.

Dass wir über Deutschland waren, erkannte ich, als ich in der Ferne das Deutsche Eck erblickte, jene spitz zulaufende Landzunge am Zusammenfluss von Rhein und Mosel. Trümmer einer zerstörten Brücke ragten aus dem schlammigen Wasser, und über den Hügeln mit ihren Weinterrassen thronte eine Burg. Dann ging die Maschine tiefer, und

wir schauten auf Reihen ausgebrannter Häuser – nur noch leere Hülsen ohne Dächer und Räume. Zwischen ihren vier Wänden konnte man hinab bis auf die Kellerböden schauen, wo Haufen kaputter Backsteine, zerschmetterter Möbel und Abfälle lagen oder auch gar nichts. Aus den Wolken über uns und um uns herum fiel Regen in diese leeren Hülsen und bildete leuchtende Pfützen auf den kaputten Böden. Ich dachte an das zerstörte Brest, dann an die Luftaufnahmen, die ich in der *New York Times* und in *Life* gesehen hatte.

Obwohl ich nur den Fluss wiedererkannte, wusste ich, dass wir über Frankfurt waren, der Stadt, die mir einmal vertraut war wie keine sonst in Europa. Doch in der Annahme, wir würden auf unserem Weg zum Hauptquartier in Bad Nauheim innerhalb der nächsten Stunde durch seine zerstörten Strassen fahren, strengte ich mich nicht besonders an, viel davon aus der Luft zu sehen.

Dieses Mal landete die Maschine nicht auf einem Flugplatz, sondern mitten auf einem grossen Feld. Nicht ein einziges Haus konnte man von dort sehen. Im Matsch und Regen, mit Sicht auf grüne Hecken und eine Kolonne leerer amerikanischer Lastwagen hätten wir genausogut irgendwo sonst auf der Erde sein können, wo Gras wuchs. Kein Schild, kein Wort liess erkennen, dass wir in Deutschland oder Europa waren, bis ich schliesslich auf einem Damm in der Ferne einen Zug sah, den es vollständig von den Schienen gefegt hatte. Ein Teil lag auf dem Rücken und streckte die kleinen Räder in die Luft, ein Teil auf der Seite und sah aus wie eine riesige graue, in mehrere gleich lange Stücke zerhackte Schnecke.

Nach einer halben Stunde fuhren zwei G.I.s aufs Feld. Ich war so nahe, dass ich hörte, wie der eine zum anderen sagte: «Ob einer von den Jungs nach Bad Nauheim mitgenommen werden will?»

«Natürlich», fuhr ich dazwischen, «dorthin wollen wir alle.»

«Schön», sagte der Fahrer, «aber wir haben nur Platz für einen.»

Ich fragte Frank, ob er einen Grund wisse, warum ich nicht mitfahren sollte, und als er verneinte, stieg ich mit meinem Gepäck auf den Rücksitz. Inzwischen regnete es stärker; ein kräftiger Wind war aufgekomen, und obwohl der Jeep ein Dach hatte, waren wir alle drei nach wenigen Minuten durchnässt und zitterten vor Kälte.

Zu meinem Bedauern umfuhren wir Frankfurt und rasten über die Autobahn mit wahrscheinlich mehr als fünfzig Meilen in der Stunde. Am fernen, regenverschwommenen Horizont erkannte ich die Kette der Taunusberge; dann erhoben sich die Zwillingstürme der Kirche von Bad Homburg aus der flachen grünen Ebene. Dort, vor gerade achtzehn Jahren, hatte ich meine erste Nacht in Deutschland verbracht. In einem Zimmer, vollgestopft mit schweren Möbeln, Lampenschirmen mit Fransen, Kakteen und einer Aspidistra oder Palme, hatten ein Doktor und seine aus weiblichen Wesen bestehende Familie gesessen und mich angestarrt, als ob ich ein Tier aus der Arche wäre. Beim Essen, zu dem es kalte Wurst und Kartoffelsalat gab, redeten alle in einer Sprache, von der ich kein einziges Wort verstand. Aber es war natürlich klar, dass jede ihrer Bemerkungen ein Kommentar zur Person des gerade angekommenen zahlenden Gastes war.

In jenem Haus blieb ich vier Monate – der Sommer war nicht besonders aufregend. Einem jungen Mann aber, der auf den britischen Inseln geboren und aufgewachsen war, wurden für manche Aspekte des Lebens auf dem Kontinent die Augen geöffnet. Jeden Nachmittag pünktlich um zwei Uhr legte sich die ganze Familie bis vier Uhr ins Bett. In dieser Zeit durfte niemand sprechen. Hatte ich mein *plumeau*, dieses unglaubliche, ballonartige Ding von meinem Bett geräumt, lag ich in dem stillen Haus auf meiner Matratze und las den Grossteil der als broschiierte Bändchen im Tauchnitz-Verlag erschienenen Romane, Theaterstücke und Gedichtsammlungen. Im Lauf der Wochen mochte ich den freundlichen, bescheidenen Doktor immer lieber, der jeden Abend beflissen zwei Seiten aus H. G. Wells' *Outline of History* las

und der die unabwendbare Beziehung, die sich zwischen dem Fremden und seiner ältesten Tochter entwickelte, weder ermutigte noch missbilligte. Mit Maria stieg ich auf die Berge, ging ins Schwimmbad, spielte auf guten Plätzen schlechtes Tennis und unterhielt mich in einer Art privatem Pidgin-Englisch.

Jetzt im Jeep über die Autobahn flitzend, die es damals noch nicht gegeben hatte, erinnerte ich mich an meinen ersten Besuch der Heilquellen von Bad Homburg – das Wasser der einen schmeckte so nach faulen Eiern, dass ich brechen musste –, und wie erstaunt ich war, als ich zum ersten Mal Bekanntschaft mit deutschem Humor machte, wie er sich auf einer Bildpostkarte darstellte, die in einem Kiosk verkauft wurde. Sie zeigte in Farbe eine Reihe kleiner Toilettentüren, die Männer und Frauen verzweifelt zu öffnen versuchten. Zog man diese papiernen Miniaturtüren mit dem Fingernagel auseinander, sah man auf den Toilettensitzen in Durchfallkrämpfen kollabierende Kurgäste mit verzerrten Gesichtern ...

Ich dachte an die Spaziergänge mit Maria in den Wäldern bei Homburg und an meine Wut, wenn ich von unserem Lagerplatz auf dem mit Kiefernadeln bedeckten Waldboden aufblickte und dabei wieder einmal hinter einem Baum den Kopf eines Mannes entdeckte. Ich durchlebte erneut den wilden jugendlichen Zorn, mit dem ich diese Voyeure vegagte, die sich gerne in diesen Wäldern herumtrieben, und ich erinnerte mich, dass ich nach der ersten Begegnung dieser Art nur selten ohne einen dicken Stock zu einem Spaziergang mit der Tochter des Doktors aufbrach ... Gerne hätte ich gewusst, was nach all den Jahren aus dieser Familie geworden war und ob sich je eine Gelegenheit ergeben würde, das Haus aufzusuchen, als der Jeep schlingernd von der Autobahn herunterfuhr, durch eine schmale Strasse donnerte und vor einem grossen Hotel in Bad Nauheim vorfuhr.

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts hatte Nauheim – wie Homburg – als eines der kleineren deutschen Heilbäder eine Blütezeit erlebt und

wurde gerne von älteren Personen, vor allem aber solchen mit einem Herzleiden besucht. Das Park-Hotel war typisch für die Hotels, die solche Gäste beherbergten. Es war nicht die Art von Hotel, die ich bevorzuge – dafür war es zu gross, zu sauber, zu teuer –, aber als jemand, der Hotels grundsätzlich mag, fand ich es aufregend, den abgestandenen Hotelgeruch zu riechen, als ich durch die Lounge mit ihren Ledersesseln und Plüschsofas zu einem sehr liebenswürdigen Sergeant ging, um «einzuchecken» und ein Bett zu reservieren. Ich war auf Schwierigkeiten, auf Enttäuschungen gefasst; ich erwartete Unbequemlichkeit und das Durcheinander, das Armeen anscheinend überall zwangsläufig erzeugen. Ich war innerlich vorbereitet auf einen Schlafsaal, eine Reihe eng zusammengedrängter Feldbetten auf kleinem Raum, Massen uniformierter Männer, die in zugestellten Korridoren über Gepäckstücke und übereinander stolperten und fluchten. In dieser leeren, stillen, friedlichen Lounge zerstreute der Sergeant diese Befürchtungen jedoch durch eine Frage, die so verblüffend war, dass ich ihn bitten musste, sie zu wiederholen, ehe ich meinen Ohren trauen konnte.

«Ja, Sir», sagte er wie der perfekte Empfangschef im Ritz, «was für eine Art Zimmer wünschen Sie?»

Was für eine Art Zimmer ich mir wünschte? Ein Zimmer! Ein ganzes Zimmer!

«Wollen Sie damit sagen, dass ...?» hob ich an, doch sowie er meine Ungläubigkeit bemerkte, kam er mir sofort zu Hilfe.

«Nun gut, wir haben Zimmer nach vorne und nach hinten. Es gibt Zimmer mit zwei ...»

«Wollen Sie damit sagen», unterbrach ich ihn atemlos, weil ich es immer noch nicht glauben konnte, «dass-ich-ein-Zimmer-für-mich-allein-haben-kann?»

«Ja, natürlich», war seine unglaubliche Antwort. Wir sind im Augenblick überhaupt nicht ausgelastet. Heute Abend vielleicht. Sie haben Glück. Sie waren früh da.»

«Also gut», antwortete ich, immer noch umwölkt von bösen Vorah-

nungen, «dann ziehe ich auf jeden Fall ein Zimmer nach vorne vor.» Und hätte am liebsten hinzugefügt: «Und geben Sie mir mein eigenes Badezimmer, ein Doppelbett, ein Sofa und einen Schreibtisch mit Blick auf einen Garten, es könnte nämlich sein, dass ich eine Geschichte schreiben will. Es ist so friedlich hier in Deutschland!»

«Bitte unterschreiben Sie noch hier, Sir», hörte ich den Sergeant sagen. «Zimmer achtundachtzig.»

Zusammen mit meinem Gepäck fand ich mich in einem kleinen Aufzug mit einem Plüschsitz wieder. Ein Corporal fuhr mich langsam in den dritten Stock. Nummer achtundachtzig war ein Eckzimmer und lag an einem breiten Gang. In der Tür steckte schon ein Schlüssel. Aber das Zimmer hatte Doppeltüren. Ich stiess die zweite auf und blieb mit offenem Mund auf der Schwelle stehen ... Zu meiner Linken standen zwei Betten mit makellosen Laken und gelben Daunendecken; dahinter Schreibtisch und Stuhl; auf dem Boden ein Teppich von sehr schönem, verblasstem Rosa. Rechts war ein grosser Schrank, daneben ein Sofa, ein Sessel mit Polsterschoner und ein Tisch mit einem bestickten Tuch. In der Mitte der Decke hing ein Kronleuchter. Durch drei grosse Fenster, eines davon eine Balkontür, flutete Licht ins Zimmer ... Wie im Traum ging ich hin, öffnete sie und trat hinaus auf einen Balkon mit einem runden Eisentisch und einem Stuhl in Himmelblau. Ich lehnte mich über das Balkongeländer und sah auf zwei lange, gepflegte Rabatten mit Geranien, umgeben von einem gemähten Rasen. Gegenüber, unter einer riesigen blühenden Akazie, in deren Zweigen Vögel sangen, spazierten ein paar deutsche Frauen und ältere Männer feierlich an einer hässlichen neugotischen Kirche vorbei. Sie trugen saubere, teuer aussehende Regenmäntel und hatten Schirme dabei. Sie wirkten, als hätten sie sich gerade auf ihren Verdauungsspaziergang begeben; sie hätten aber auch genausogut auf dem Weg zum Brunnenhaus sein können, um zu «kuren». In der Kirche spielte jemand auf der Orgel *Abide with Me*.

Wie im Traum trat ich zurück in mein Zimmer und entdeckte eine andere Tür. Vorsichtig öffnete ich sie, weil ich erwartete, mich im Nebenzimmer einem verärgerten amerikanischen Offizier gegenüberzusehen. Stattdessen fand ich mich in einem geräumigen, weissgekachelten Badezimmer mit einem typisch kontinentaleuropäischen Bidet wieder. Von dort ging eine andere Tür hinaus auf den Gang. Ich schloss ab, ging zurück in mein Schlafzimmer und schloss auch dessen Tür ab. An der Wand bemerkte ich eine Notiz. Über einer Zeichnung des Park-Hotels und seiner Gartenanlagen stand in Englisch, Französisch und Deutsch geschrieben, «Frühstück von 8 bis 9.30 im Speisesaal. Zimmer-Service: 50 Pfennig Aufschlag.» Die Notiz endete mit der Bitte an die Gäste, ihre «Zimmerschlüssel vor dem Verlassen des Hotelgeländes am Empfang abzugeben» und «freundlicherweise davon abzusehen, in den Speisesaal Hunde mitzubringen».

Bei einem weiteren Gang durch meine Zimmer entdeckte ich auf dem kleinen Nachttisch ein Buch – es war ein Roman von P. G. Wodehouse, den jemand – wann? – aus der «Public Library Alexandria» mitgenommen hatte! Ich legte das Buch wieder hin, streckte mich aufs Sofa. «Das ist also Deutschland!» sagte ich zu mir. «Welch ein Ort, um einen Roman zu schreiben!»

Dann schlief ich ein.

Ich wachte auf, als es an die Tür klopfte. Ich dachte – oder hatte geträumt – ich sei in New York. Benommen taumelte ich zur Tür, schloss auf. Draussen stand ein blondes Mädchen mit einer Schürze; über dem Arm trug sie ein Badetuch. Sie hielt den Kopf gesenkt, so dass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte.

«Gut'n Abend, Fräulein», sagte ich. «Wünschen Sie etwas?»

«Die Betten, das Badetuch», murmelte das Mädchen und drückte sich wie ein scheues oder mürrisches Kind an mir vorbei ins Zimmer.

Ich schloss die Tür, kehrte zum Sofa zurück und tat, als sei ich in meine Brüsseler Zeitung vertieft. Sie bückte sich mit dem Rücken zu

mir, und ich beobachtete, wie sie die Bettücher abzog. Sie war ein kleines, stabiles, robust wirkendes Mädchen mit langem blondem Haar, das sie in Zöpfen um den Kopf gesteckt trug. Ob es in irgendeinem der einmal von den Nazis besetzten Länder, ja selbst in Grossbritannien, heute ein Mädchen gab, das so kräftig und gesund aussah wie dieses? Weil sie sich aber so scheu oder mürrisch gab, war ich entschlossen, sie zum Reden zu bringen.

«Sind Sie hier zu Hause, Fräulein?» fragte ich. «Sind Sie aus Bad Nauheim?»

Nur einen Augenblick lang schaute sie hoch, aber lang genug, so dass ich ihre makellose rosa Haut, ihr rundes Gesicht, die klaren hellblauen Augen sehen konnte.

«Aus der Nähe», sagte sie kurz angebunden. «Aus Friedberg.»

Die Worte kamen abgehackt, wie eine Antwort auf einen militärischen Befehl. Hier in diesem Zimmer klangen sie geradezu feindselig. War das die vorherrschende Stimmung unter den Deutschen? War es Groll, Hass, Angst?

«Ich habe einmal hier gelebt», sagte ich, «nicht weit von Friedberg.»

Sofort richtete sie sich auf, mit weit offenen Augen, die Hände auf die Hüften gestützt. Sie starrte mich direkt an, wirkte abwehrend, anmassend in ihrer Ungläubigkeit.

«Wo denn?» forderte sie mich heraus.

«In Bad Homburg.»

Gegen ihren Willen, wie mir schien, lächelte sie, und sofort verwandelte sich ihr Gesicht. Jetzt sah sie sehr hübsch aus.

«Ach!» hauchte sie, überrascht von der Auskunft. Dann sagte sie nach einer Pause: «Homburg *war* schön.»

Es ist schwierig, den genauen Klang dieser platten, harmlosen Bemerkung zu beschreiben. Hätte ich jemals die Existenz eines bestimmten Zuges im deutschen Charakter vergessen oder daran gezweifelt, diese drei von diesem Mädchen so dahingesagten Worte reichten, um mich wieder daran zu erinnern, meine Zweifel zu zerstreuen und die

Jahre, die ich in diesem Land verbracht hatte, mit einem Schlag zurückzuholen, so schnell wie ein vertrautes Haus oder Gesicht. Es war nicht, wie ich schon sagte, was, sondern wie sie es gesagt hatte, der Klang ihrer Stimme. Die Bemerkung kam mit einem Seufzer heraus, in dessen Klang sich Selbstmitleid und Sentimentalität unüberhörbar mischten – Eigenschaften, die ich im Lauf der Zeit mit Grausamkeit gleichzusetzen gelernt habe –, und die von einem langsamen Kopfschütteln begleitet wurde, als wollte sie, indem sie mich und sich selbst daran erinnerte, dass Homburg schön war, eigentlich sagen: «Armes Homburg! Armes Deutschland! Wenn Sie wüssten!» Die Stimme hatte diesen Tonfall, den ich so oft in der Vergangenheit gehört hatte, so oft in nächster Zukunft wieder hören sollte und den ich unwillkürlich in Verbindung mit dem deutschen Bürgertum brachte.

«Ist Homburg nicht immer noch schön?» fragte ich.

«Ach», seufzte sie, «jetzt ist es anders. Alles ist anders. Nauheim ist anders.»

«Was meinen Sie mit ‚anders‘?»

«Na ja», sagte sie. Sie war jetzt entspannt, hatte mich und meine Uniform vergessen. «Wissen Sie, damals kamen Leute aus der ganzen Welt nach Homburg, nach Nauheim.»

«Was für Leute?»

«Also, interessante Leute, gell? Ausländer, Leute mit teuren Kleidern, berühmte Leute, Musiker, sogar aus Königshäusern – Leute von überall her.»

«Und jetzt», fragte ich, versuchte ein Lächeln zu unterdrücken, «jetzt kommen sie nur aus ...?»

So leicht aber reagierte dieses Mädchen nicht auf Humor, auch nicht, wenn er von etwas schlechterem Geschmack war.

«Ach, jetzt», sagte sie und verzog das Gesicht, «jetzt kommt keiner. Jetzt ist in Bad Nauheim nichts mehr los.»

«Nun ja», sagte ich, «wir hatten schliesslich einen Krieg, nicht wahr?»

«Ja», seufzte sie.

«Wo waren Sie während des Krieges?»

«Hier.» Sie überlegte. «Ich bin immer hier», fügte sie hinzu, und wieder seufzte sie.

«Wozu wurde dieses Hotel während des Krieges verwendet?» «Als Lazarett. Überall Lazarette.»

«Darf ich fragen wie alt Sie sind?»

«Ich? Dreiunddreissig», antwortete sie und errötete.

«Sieht man Ihnen nicht an.»

Sie schaute auf. Sie hatte einen ganz roten Kopf. «Der Herr ist sehr freundlich», sagte sie, ging ganz schnell ins Badezimmer und schloss die Tür. Als ich wieder auf meinem Sofa lag, hörte ich sie summen.

Später an jenem Abend trafen einige Mitglieder meiner Gruppe sowie eine Menge anderer Leute ein. Das Hotel füllte sich langsam. Flink schnappte ich mir Frank als Zimmergenossen.

Unten entdeckten wir einen vom Speisesaal durch Glastüren abgetrennten Clubraum mit einer Bar. Dort gab es schottischen Whisky, das Gläschen für 20 Cent, sowie einen jungen, leichten Rheinwein, die Flasche für 40 Cent. In einer Ecke des Speisesaals verdienten sich vier ernste Belgier ihr Abendessen, indem sie alte Foxtrotts und Strauss-Walzer in so ohrenbetäubender Lautstärke herunterspielten, dass jede längere Unterhaltung unmöglich war. Ein servil wirkender deutscher Hoteldirektor mit Zwicker schlich um die Tische der höheren Offiziersränge, und etliche Frauen undefinierbaren Alters in schwarzen Kleidern mit weissen Schürzen standen nebeneinander aufgereiht vor der Wand oder servierten sehr unappetitliches Essen. Es bestand grösstenteils aus amerikanischem Dosenfleisch und aufgewärmtem Gemüse. Doch erst am nächsten Morgen lernten wir kennen, was wir bald «Kissen» taufte. Es gab verschiedene Sorten von Kissen. Für gewöhnlich war es ein bunter, runder Haufen aus einer, wie ich glaube, Scheibe alten Brotes und einer flaumigen Lage Eipulver mit einem dicken Stück Dosenfleisch darauf. Es erinnerte mich an die Kappen, die wir bei Frost den Pferden um die Beine banden, damit sie sich nicht die Knie «brachen».

Nach dieser ersten Erfahrung mit solch einem Park-Hotel-Kissen, machte ich mich mit Frank auf einen Rundgang durch Nauheim. Die Stadt bildet einen Ring um einen kleinen Park mit riesigen Ulmen und Buchen, einigen nicht funktionierenden Brunnen und einem grossen Kurhaus, das zu einem Anziehungspunkt wurde, weil es als eines von wenigen Gebäuden in Nauheim einen Volltreffer abbekommen hatte. Es gab Gerüchte, Generalfeldmarschall von Rundstedt und sein Stab hätten einmal das Kurhaus als provisorisches Hauptquartier benutzt. Als die Alliierten Wind davon bekamen, bombardierten sie es – bemerkenswertes Beispiel einer Präzisionsbombardierung! –, der Marschall und sein Stab hatten es jedoch wenige Stunden zuvor verlassen.

Dieses Gebäude, das jetzt nur noch eine halb hinter einem Gerüst versteckte Hülse war, zog zwar die neu angekommenen Amerikaner wie ein Magnet an, war für die Einwohner von Nauheim jedoch nicht interessant. Sie zog es anderswo hin. Wir sahen sie in kleinen Gruppen vor Bäumen stehen, vor der Tafel mit den städtischen Bekanntmachungen und den leeren Fenstern geschlossener Geschäfte. Schweigend, reglos blieben sie eine Weile stehen; dann schüttelten sie den Kopf und entfernten sich langsam. An diesen Bäumen, Tafeln und Ladenfenstern, an zentralen Punkten in jeder Strasse jedes Dorfs und jeder Stadt konnten sie ein grosses Plakat sehen, von dem ihnen in riesigen schwarzen Buchstaben die Worte entgegenschrien:

WESSEN SCHULD?

Unter der Schrift waren Vergrösserungen ziemlich unscharfer Fotografien: Hunderte nackter menschlicher Skelette türmten sich auf einem offenen Güterwaggon. Was aussah wie ein Haufen Müll, war ein Berg aus Asche und verkohlten menschlichen Gebeinen. An Galgen hingen Männer in gestreiften Anzügen, Kinder und Babys lagen rücklings auf der Erde, verhungert. Unter jedem Foto stand, wo das Bild aufgenommen worden war.

Nie hörte ich jemanden aus der Menge ein einziges Wort sagen. Gelegentlich hielt eine Frau die Hand oder ein Taschentuch vor den Mund, als wollte sie ein Stöhnen oder einen Entsetzensschrei ersticken. Oder ein älterer Mann starrte minutenlang mit offenem Mund wie hypnotisiert darauf. Nach einer Weile gingen sie langsam, schweigend, einer nach dem anderen, davon.

Ich versuchte, mich in diese Menschen hineinzusetzen, mir vorzustellen, was sie dachten. Im Geist folgte ich ihnen auf ihrem langsamen Gang durch den sonnenhellen Park, vorbei an dem Mann, der in dieser mörderischen Welt mit seinem Stock Papier unter Bänken aufspiesste und es sorgfältig und fein säuberlich in einen Drahtkorb fallen liess; ich sah sie an einer Reihe verwundeter, ehemaliger Soldaten der Wehrmacht vorübergehen, deren Hände an die Schildmützen flogen, wenn sie amerikanischen Offizieren begegneten, die den Gruss nicht erwidern durften; ich folgte ihnen durch den Sprudelhof, wo sich einst wohlhabende Kranke in den Schwefelbädern die Heilung ihrer Leiden erhofft hatten; ich sah, wie sie, ohne hinzuschauen, am Fenster eines Fotogeschäfts mit Ski-Szenen und Nahaufnahmen lachender deutscher Kinder und Babys vorbeischlichen; und ich trat mit ihnen hinaus auf die Strassen mit ihren Gründerzeithotels und war dicht hinter ihnen, als sie langsam die Treppe zu dem muffigen, vollgestopften Zimmer hinaufstiegen, wo sie in meiner Vorstellung wohnten. Dort, als unsichtbarer Gast, beobachtete ich, wie sich die zitternde Hand, Erleichterung erhoffend, nach dem Radio ausstreckte und dann durch das Zimmer die Stimme der Anklage schallte:

WESSEN SCHULD?

«Wer unter Euch ist schuld an Verbrechen gegen die Menschlichkeit ...?»

Während die monotone Stimme minutenlang die endlose Liste von Verbrechen in schrecklichen Einzelheiten aufzählte, sass ich dabei und

beobachtete das stumme, ausdruckslose Gesicht. Dann schwieg die Stimme, begann dann aber wieder von vorne mit ihrem «WESSEN SCHULD?». Ich sah, wie die Hand wieder zum Knopf griff, sah, wie der Knopf gedreht wurde, und in der dumpfen Stille, die darauffolgte, versuchte ich, mich in diesen anonymen Bürger Nauheims hineinzuversetzen, doch keine geistige Anstrengung hätte vergeblicher sein können.

Die Reaktionen der Einwohner schienen sich nicht zu verändern, die Versuche, hinter die stummen Masken zu dringen, nicht weniger vergeblich, als das Plakat abgenommen und an seiner Stelle ein anderes aufgehängt wurde. Dieses Plakat stellte keine Frage, sondern konstatierte eine Tatsache. Über Fotos, die dieses Mal schärfer und detaillierter waren, stand in fetten Lettern die Zeile:

DIESE SCHANDTATEN: EURE SCHULD!

Als wir wieder im Hotel waren und über die deutsche Schuld und die Propaganda der Alliierten diskutierten, unterbrach uns ein Offizier. «Ich glaube», sagte er, «dass wir mit dem Begriff ‚alliiert‘ etwas sorglos umgehen. In der russischen Zone gibt es keine Schuld-Plakate wie diese. Und wisst ihr, was Radio Berlin seinen Zuhörern erzählt, was Leute im Sendebereich von Berlin hören können? Sie erfahren Einzelheiten über die Zerstörung der Stadt, die Versorgung mit Gas, Elektrizität und Nahrungsmitteln und was geschieht, um die Rationen zu erhöhen; über das Wohnungsangebot, Bekleidung und andere Lebensnotwendigkeiten. Danach werden sie rund um die Uhr mit einem Musikprogramm verwöhnt, das auch Werke der jüdischen Komponisten Mendelssohn und Offenbach bringt – die in diesem Land zwölf Jahre lang nicht zu hören waren. Ihr wisst ja, dass die Deutschen grosse Musikliebhaber sind ...»

Überflüssig zu sagen, dass diese Information die Diskussion nicht beendete. Aber sie veranlasste einige von uns, über die schwerwiegen-

deren Themen Propaganda und Kollektivschuld nachzudenken.

Später am Abend fragte mich ein ziviler Befehlshaber, von Beruf Völkerkundler, ob ich Lust hätte, mich einem «Dokumentations-Team» anzuschliessen.

«Klar», antwortete ich ihm. «Was hätte ich dort zu tun?»

«Oh», sagte er, «Dokumente aufspüren und übersetzen. Verstehen Sie?»

Ich verstand nur zu gut. Ich hatte gerade fünfhundert Seiten eines deutschen Romans übersetzt. Die Aussicht auf Schreibtisch und Wörterbuch in Deutschland statt in New York war nicht sehr verlockend.

Dann passierte etwas völlig Unerwartetes. Ich wurde am Telefon verlangt. Telefon! Wo konnte es hier ein Telefon geben? Oben, im Quartier des Colonels. Der Colonel hielt mir den Hörer hin. «Darmstadt», sagte er und verliess diskret den Raum.

«Seit Tagen versuche ich, dich zu erreichen!» dröhnte eine Stimme, die ich sofort als die Mervyns erkannte. «Was treibst du gerade?» brüllte er.

«Nichts. Absolut nichts», sagte ich. «Könnte aber sein, dass ich mich einem Dokumentations-Team anschliessen muss.»

«Oh, du armes Schwein!» sagte er. «Bloss nicht. Du musst sofort herkommen und dich unserem Team als Interviewer anschliessen.»

Das tat ich.

An den folgenden drei Tagen pendelte eine Gruppe von uns in einem Waffentransporter zwischen Nauheim und Darmstadt, wo man uns Fragebögen aushändigte und im Garten eines Hauses, das einem Nazi gehörte, der sich erst kürzlich mit seiner Familie vergiftet hatte, in der Kunst des Interviewens unterwies.

Das erste, was dem Auge eines amerikanischen Betrachters auf den Strassen zwischen den beiden Städten auffallen musste, war das Fehlen jeglicher Reklame, sei es für Waschmittel, Kaugummi, Autos, Coca-

Cola oder andere Getränke. Es kam einem seltsam vor, nicht fast von Slogans wie «Budweiser ist mehr als Bier» erschlagen zu werden. Nichts auf diesen friedlichen Strassen und in den verschlafenen Dörfern deutete zudem darauf hin, dass dieses Land soeben im Zweiten Weltkrieg besiegt worden war. Deshalb war der Gegensatz zu den Ruinen von Frankfurt so erschütternd. Es war eine unheimliche Erfahrung, durch eine Stadt zu fahren, die man einmal sehr gut gekannt hatte und in der man, um sich zu orientieren – ja, nur um herauszufinden, in welchem Stadtteil man sich befand – sich nun am unzerstörbaren Fluss oder dem Turm des ausgebrannten Doms ausrichten musste.

Da nur eine von den fünf Brücken der Stadt benutzt werden konnte, mündete aller Verkehr auf dieser beschädigten Brücke in einen gewaltigen Stau. Inmitten ratternder amerikanischer Fahrzeuge, die über das baufällige Gebilde krochen, und Hunderter Männer und Frauen, die wie Ratten hinauf und hinunter schwärmten, blickte ich über die Wüstenei leichenhafter Gebäude mit ihren schwarzen, hohlen Augen, die eingestürzten Dächer und eingebrochenen Zimmerdecken, die Vorhangstangen und rostige Bettgestelle auf hohen Schuttbergen, ein zerborstenes marmornes Kaminsims, das oben auf einem Schornstein sass – inmitten dieser Zerstörung hörte ich über dem Geratter der Motoren ein Getöse, wie es die Welt bis vor Kurzem noch nie erlebt hatte: den Lärm Tausender explodierender Bomben, den Donner der Kanonen, das Heulen der Flammen, die im Feuersturm von Haus zu Haus sprangen, das Geheul nach Rache und Vernichtung Deutschlands. Es war ein Dröhnen, das einen erst entliess, wenn man aus den Trümmerbergen heraus und wieder auf dem Land war. Und selbst dort, noch Stunden später, erschien jene Stille nicht wie die normale ländliche Stille, sondern als eine etwas unheimliche Geräuschlosigkeit, ähnlich der zwischen zwei ohrenbetäubenden Donnerschlägen oder jener Lautlosigkeit, die sich über die Strassen einer Stadt legt, wenn es plötzlich zu schneien beginnt.

Der Geist braucht lange Zeit, um Zerstörung solchen Ausmasses in sich aufzunehmen. Man muss mit ihr leben, um sie glauben zu können. Zuerst denkt man nicht an die Zerstörung, die Menschen anderen Menschen absichtlich zugefügt haben, sondern an die eines Erdbebens – des Erdbebens schlechthin, des Phänomens unserer Epoche. Nichts in Frankfurt war noch so intakt, dass ich überzeugt sein konnte, wirklich schon einmal dort gewesen zu sein. Es kam mir ein klein wenig vor wie bei der Rückkehr in eine Wohnung, in der man jahrelang mit seinen eigenen Möbeln gelebt hat, die jetzt aber voll von dem Besitz eines Fremden ist und als einzige Verbindung zur Vergangenheit die Aussicht aus ihren Fenstern zu bieten hat. Doch hier hatte sich auch die Aussicht – jede Aussicht – verändert.

An das Frankfurt, wie ich es einmal gekannt hatte, wurde ich durch Zufall erinnert. Als ich eines Abends zum Hotel zurückkehrte, entdeckte ich hinter einer Patientenwaage einen schmalen Reiseführer, *Der Mittelrhein*, erschienen 1929 in Mainz. Ich nahm ihn mit hinauf, blätterte durch die Abbildungen von Städten an den Ufern von Rhein und Main. Mehrere Seiten waren Frankfurt vorbehalten: Und sie waren es, die, mehr als jede «Wirklichkeit», die ich bis jetzt gesehen hatte, eine Erinnerung nach der anderen an jene Vergangenheit zurückbrachten, die mit dem Leben, das ich seither geführt hatte, so wenig zu tun hatte. Ein Blick auf den Römer, die Kaiserstrasse, die Hauptwache und das Goethehaus – wie sie einmal waren – erinnerte mich an Orte und Menschen, an die ich jahrelang nicht mehr gedacht hatte. Es machte mir auch mit schockierender Deutlichkeit bewusst, in wie vielen Welten gleichzeitig ein ahnungsloser, nicht gerade ehrgeiziger, aber immerhin wissbegieriger junger Mensch einmal gelebt hatte.

Schon das Bild der von Bäumen gesäumten Kaiserstrasse rief die Erinnerung an zwei dieser Welten wach. Als ich in jenem üppigen Hotelzimmer auf dem Bett liegend das Foto anstarrte, stöhnte ich auf vor Beschämung über die Szenen, die es mir ins Gedächtnis rief. Ich sah mich beim Verlassen eines engen, schäbigen Hotelzimmers und wie

ich mich unter jenen Bäumen auf den Weg machte, benommen, weil ich zu wenig geschlafen hatte. Es war frühmorgens, denn den Tag verbrachte ich in einer überheizten Bank, und deutsche Banken öffneten schrecklicherweise um acht. Hinter der Tür der kleinen, stickigen Eingangshalle sass Franz Joseph, der Pförtner mit dem grossartigen Schnurrbart. Dort sass er schon seit 1880.

«Gute MOR-je!» sagte er immer in dröhnendem Frankfurterisch. «Gute MOR-je!» erwiderten alle Angestellten und Stenotypistinnen.

In meiner Ecke angekommen, starrte ich in den Wirtschaftsteil der *Frankfurter Zeitung*, dessen Inhalt ich nicht einmal in meiner eigenen Sprache verstanden hätte. Ich trödelte herum und träumte. Immer wieder schlief ich ein. Ich las die Erzählung oder den Fortsetzungsroman *Unter dem Strich* auf der ersten Seite und begann selbst, Erzählungen zu schreiben, brachte aber keine zu Ende. Ich zeichnete die ausdruckslosen, manchmal heimtückischen Gesichter der potentiellen Nazis im Raum. Ich machte aber auch Zeichnungen von den dunklen, traurigen, ernsten Gesichtern der Juden. Ich hörte Unterhaltungen mit. Die Ausdruckslosen und Heimtückischen erzählten sich mit leisen, wollüstigen Stimmen und lüsternen, schuldbewussten Augen von Frauen und «schlechten Häusern»; redeten laut über Reiseprospekte und die Preise für einen Urlaub an Nord- oder Ostsee. Die dunklen, traurigen Gesichter wandten sich instinktiv einander zu und stritten hitzig über Innenpolitik, die Schrecken der gerade überstandenen Inflation, Löhne, Gemüseanbau, die örtlichen Musiker und Konzerte, sogar über das Bankwesen. Ging die Tür auf und es kam einer der Direktoren, trat augenblicklich Schweigen ein, und alle taten, als beschäftigten sie sich mit den Papieren auf ihrem Schreibtisch. Pünktlich um elf tauchten aus den Schreibtischschubladen Pakete mit Brot, Wurst und Schinken auf. Der «verrückte Irländer» war der Einzige, der fürs zweite Frühstück kein dick belegtes Brötchen dabei hatte.

Im Sommer versuchte ich in den Mittagspausen, den Dunst dieses stickigen Büros durch ein Bad von einem der Anlegeplätze aus im trüben Main abzu waschen. Wenn ich, in der Sonne sitzend, meine Frankfurter mit Kartoffelsalat von einem Pappteller ass, versuchte ich vergebens, nicht auf die dicksten Bäuche zu starren, die dort auf den Brettern lagen. Bis heute kann ich nicht begreifen, dass Männer von solch monströser Unförmigkeit sich trauen, anderen Menschen unter die Augen zu treten. Umgeben von diesen trägen, blassen, schweinsähnlichen Ballons aus Fleisch, schaute ich an meinem mageren Körper hinab und fragte mich, ob diese Ballons von meinem Aussehen genauso angewidert waren. Hatten sie auch noch glattrasierte Köpfe – oder Köpfe, die rasiert gewesen waren, auf denen aber gerade wieder die Borsten zu spriessen begannen –, wollte ich nicht mehr wissen, was sie dachten.

Um sechs Uhr abends, nach neun Stunden vergeudetem Leben, pflegte ich aufzubrechen, um Freunde aufzusuchen oder auf Sauf tour zu gehen. Im letzteren Fall begann ich immer in der gepflegten Hotelatmosphäre des teuren Frankfurter Hofes, in der Gesellschaft etlicher junger Geschäftsleute, die ihre Anzüge im Londoner West End kauften und Abdullah-Zigaretten rauchten. Das einzig Interessante an diesem langweiligen Ort war der Barmann – ein kleiner, magerer, gelbhäutiger Mann mit einem Gesicht wie ein Totenschädel und irren, immer weit aufgerissenen Augen. Er sagte selten etwas, aber wenn, gab es nur ein Thema für ihn – die Revolution. Um welche Revolution es sich handelte, sagte er nicht – und durfte er damals wahrscheinlich nicht sagen. Erst Jahre später wurde mir klar, dass er der fanatischste Nazi war, dem ich je begegnet war. Wenn ich ein Bild von Goebbels sah, mit weit aufgerissenem Mund und Augen von einer Rednertribüne herunterbrüllend, musste ich immer an jenen Barmann denken.

War eine solche Sauf tour einmal in Gang gekommen, konnte sie zwischen zwei und zehn Stunden dauern. Wenn ich auf meinem Weg durch Bars und Bierschenken die halbe Stadt durchquert hatte, landete

ich nur selten nicht auf einem Barhocker im Manhattan. Als Nachtlokal, das um zehn Uhr abends öffnete und um vier Uhr morgens schloss, war das Manhattan das lebendigste und intimste Lokal in dieser nicht sehr lebendigen Stadt. Es war eine echt amerikanische Bar: klein, sauber, schwach beleuchtet und ohne Tanzfläche. Geführt wurde sie von Tommy Fröhlich und seiner Frau Louise, die wie eine lustige Ausgabe von Katherine Mansfield aussah. Ihr Gatte war ein durchtriebener, witziger, finsterner Mann, der in Detroit gelebt hatte, gerne die Nase in anderer Leute Angelegenheiten steckte und gewagte Witze in amerikanischem Slang aus den Mundwinkeln losliess. In einer deutschen Provinzstadt genoss jeder, der einmal im Ausland, besonders in England oder den Vereinigten Staaten, gelebt hatte, besonderes Prestige. In einem Land, in dem solche Leute selten waren und mehr als irgendwo sonst beneidet, respektiert, ja sogar gefürchtet wurden, galt er als ein Mann von Welt. Wenige Deutsche besaßen die Kühnheit, sich mit dem Besitzer dieses beliebten Nachtclubs auf einen Streit einzulassen. Selbst den rüpelhaftesten, betrunkensten Kunden brachte ein einziger eiskalter Blick aus Tommys verschlagenen kleinen Augen sofort zum Schweigen. Mit Louise zusammen stand er hinter der Bar. Fritz, ein vor Kraft strotzender, muskelbepackter ehemaliger Preisboxer, der auch als Rausschmeisser arbeitete, war als Kellner bei ihm beschäftigt, Georg, ein bleiches, fleischiges Wesen, als Klavierspieler und ein dunkelhäutiger, langhaariger, sentimentaler Mann, der Rauschgift nahm und Mark Antonio genannt wurde, als Geiger. Ich war ein so regelmässiger Gast im Manhattan, und meine Besuche waren immer so ausgedehnt, dass es nicht zu vermeiden war, dass Tommy, Louise, ihre Angestellten und ich Freunde wurden. Und wenn Tommy einmal für eine Nacht weg war oder im Urlaub, war es ganz natürlich, dass ich seinen Platz hinter dem Tresen übernahm. Bei dieser Tätigkeit, im Kontakt mit einer ungewöhnlich zusammengesetzten Kundschaft, in einem kleinen Raum, der immer so voll war, dass man

schreien musste, um sein eigenes Wort zu verstehen, lernte ich grammatikalisch falsches Deutsch mit Dialekt zu sprechen, ein Dutzend verschiedene Cocktails zu mixen, zu trinken, ohne betrunken zu werden, und wie ich mich gegenüber solchen, die diese Kunst nicht beherrschten, verhalten musste.

In den Nächten, in denen ich arbeitete, blieb ich gewöhnlich bis zur Polizeistunde in der Bar. Fritz, Georg und Mark Antonio, die Nachtmenschen waren, wurden um diese Zeit erst richtig wach. Das bisschen Charakter, das ich hatte, war so unterhöhlt durch das Leben, das ich am Tage führte, dass ich ihren hartnäckigen Aufforderungen, ihnen bei einem gemeinsamen «letzten Bier» Gesellschaft zu leisten, selten widerstehen konnte. Diese letzten Biere dauerten so lange wie letzte Biere überall. Die von meinen Freunden bevorzugten Orte für diese frühmorgendlichen Vergnügungen waren Kneipen, die ordinärsten Spelunken in der Umgebung des Hauptbahnhofs oder in den engen, von Ratten wimmelnden und nach Kloake riechenden Gassen der Altstadt. Ich habe in meinem Leben eine ganze Menge seltsamer Plätze kennengelernt, kann mich aber nicht erinnern, irgendwo eine so greuliche Luft geatmet zu haben wie in diesen Löchern. Die Spelunken in Hafenstädten und die Schwulenlokale von Berlin nach dem Ersten Weltkrieg waren weiss Gott scheusslich genug – doch das Publikum in Hafenkaschemmen besteht aus Seeleuten in Uniform, Mädchen, Zuhältern, die eine gewisse Spannung, eine ungeschminkte, ungezwungene Musikbox-Fröhlichkeit erzeugen und an ein volkstümliches Tanzvergnügen erinnern. Und in Berlin konnte es gelegentlich sogar aufregend werden, wenn man einem Gesicht begegnete, das noch eine verblasste Schönheit besass. Oder wenn man einen breitschultrigen Körper in Röcken sah und sich wunderte, bis man den schweren, verätherischen Tritt der hohen Absätze hörte und man zuerst lächelte, dann aber traurig wurde. Es war die Traurigkeit dieser *boites*, nicht die Scheusslichkeit, die in Erinnerung blieb. Die Altstadt-Gassen in Frankfurt bedienten eine andere Welt. Die Leute in den Kneipen unterschied-

den sich von denen, die ich anderswo gesehen habe. Sie hatten längst die besten Jahre hinter sich, lachten nicht mehr und sahen nicht sehr menschlich aus. Kein Hogarth, Rowlandson oder Daumier – nicht einmal Goya – hat je solche Abgründe der Erniedrigung, Auflösung und Verzweiflung wiedergegeben, die sich in den winzigen, tierischen Augen dieser aufgedunsenen, fleckigen, bierprallen Gesichter auftaten. Kein Werk dieser Künstler verbindet kahle, buckelige Schädel, sabbernde, hängende Unterlippen, Falten schlaffer Haut in einem Nacken, den einmal stramme Muskeln zierten, fliehende, schwabbelige Doppelkinne zu einer Einheit. Bei Bosch gibt es solche Menschen, die heutige Kunsthistoriker als groteske Ausgeburten seiner Phantasie bezeichnet haben, Alptraumgeschöpfe aus der mittelalterlichen Folklore. Der frühe George Grosz hat über sie noch besser Bescheid gewusst. Kein toter oder lebender Künstler hat je weibliche Wesen dieser subhumanen Spezies so getreu wiedergegeben: das leere, misstrauische, wässrige Auge, das weisse schlaaffe Fleisch, die riesigen hängenden Brüste, jene glänzenden Spalten aus Scharlachrot, die Lippen, die nie geschlossen und immer gebogen waren; schliesslich die Hände und Finger, diese Klumpen aus kaltem Schmalz, an denen die immer feuchten, fast nagellosen rosa Würste hingen.

Wenn sich die Tür eines solchen Lokals öffnete und wir Fritz, immer noch mit weisser Kellnerkrawatte und im Frack, in den dichten Rauch folgten, durch den Gestank abgestandenen Biers, billigen Puders und Parfums, wurde mit Krügen und Gläsern auf den Tisch geklopft. Füsse trampelten. Die Männer entblösten in zahnlosem Grinsen ihr Zahnfleisch, und die Frauen, die es sich zutrauten, rappelten sich – rülpsend und fluchend – auf ihre winzigen, geschwollenen Haxen. Sie umringten uns, bleckten mit zur Seite geneigtem Kopf eine Reihe verfärbter Zähne.

«Der Fritz, der schöne Fritz!» winselten sie. «Der Georg! Mark Antonio, der berühmte Kapellmeister – spiel was Schönes! Ach, und derTschimmie, der hübsche Engländer – wie goldig!»

Wenn sie versuchten, meinen Vornamen richtig auszusprechen, zuckte ich immer zusammen, und wenn so eine kalte, klebrige Wurst meine Haut berührte, stieg mir die Hitze ins Gesicht.

«Macht Platz!» schrie der Wirt, dessen Umfang so gewaltig war, dass er sich kaum bewegen konnte. Wenn er sich wie ein prähistorischer Perverser in kurzen Lederhosen durchs Gedränge bewegte, schob er die versoffensten Gestalten einfach von ihren Stühlen – oder er schlug ihnen, wenn sie sich nicht mehr rühren konnten, von hinten auf ihre schnarchenden Köpfe, brüllte «Raus, du besoffenes Schwein!» und goss ihnen den Rest ihres Biers ins Genick. Für dergleichen, oder einen falsch adressierten Fluch oder Vorwurf, oder wenn jemand merkte, dass ihm etwas aus der Tasche gestohlen worden war, oder eine abgetakelte Hure aus nicht nachvollziehbaren Gründen eifersüchtig auf eine andere war, teilte man Ohrfeigen aus. Dann war der Teufel los.

Auf dem Bett in meinem Nauheimer Hotel, immer noch mit dem Reiseführer in der Hand, schloss ich die Augen und durchlebte, als wäre es gestern, eine Szene in einer dieser Kneipen, wo der Schlag ins Gesicht einer Frau die Hölle losbrechen liess und im Verborgenen schwelende Erinnerungen an alten Groll, an wahnsinnige, ohnmächtige Wut, an die nagende Qual jahrelanger Armut und Arbeitslosigkeit, an das Schreckgespenst der Unsicherheit in einer Orgie aus Hass, Verzweiflung und Angst kulminierten. In die entstellten Kreaturen in Männerkleidern kroch vergiftetes Leben zurück. Mit glasigen, kleinen, brennenden Augen warfen sie ihre aufgedunsenen Leiber auf die nächste welke, bierfleckige Bluse. Während die hastigen kleinen Finger sie in Fetzen zu reissen begannen, tauchte der Wuschelkopf der Prostituierten ab, um faulende Zahnstümpfe in den weichen Klumpen Schmalz zu schlagen. Ein unmenschliches Heulen übertönte den Lärm. Eine Faust zuckte heraus, landete voll und geräuschlos auf einer schlaffen Brust. Vor und zurück zuckte sie, hämmerte wie ein Kolben auf das

menschliche Kissen ein. Als Blut aus dem rot eingefassten Loch in ihrem Gesicht sickerte, sank das Bündel zerlumpfter Frauenkleider mit dem Angreifer auf sich langsam hintenüber. Die Körper stürzten geräuschlos. Andere wälzten sich auf sie und bildeten im Fallen ein Knäuel zappelnder Gliedmassen. Tische stürzten um, Gläser fielen auf den Boden und zerbrachen ...

Wenn ich dann aufstand und zur Tür wollte, war Antonio schon auf den Füßen. Er hatte die Geige unters Kinn geklemmt und strich mit gutigem Ausdruck in den wässrigen, sentimentalenen Augen den Bogen über die Saiten:

Trink ... trink ... Brüderlein ... trink!
Lasse die Sorgen zu Haus ...!

Zwei Stunden später war ich zurück in der Bank.

VON DARMSTADT NACH STUTTGART

4

Wir verliessen Darmstadt am 29. Mai. Unser Team bestand aus sieben Männern – einem Major, drei Zivilisten und drei Unteroffizieren – und sollte in zwei Jeeps eine bestimmte Region in Bayern abfahren.

Wir waren eine bunt zusammengewürfelte Gruppe. Der Major, unser militärischer «Führer», dessen Aufgabe es war, Essen und Unterkünfte zu besorgen, war im Zivilleben klinischer Psychologe. Mervyn, der zivile «Führer», war ein Dichter. John war Geistlicher und bis zum Ausbruch des Krieges Pfarrer der Amerikanischen Kirche in München. Wir vier bildeten die Besatzung des ersten Jeeps. Im zweiten Jeep, der einen Anhänger mit unserem gesamten Gepäck und einer Kiste Rheinwein zog, sassen Frank, ein deutsch-amerikanischer Sergeant und frisch vom College; der Professor, Corporal und Sozialwissenschaftler an einer Universität im Südwesten; und Dudley, einsneunzig gross, immer für eine witzige Bemerkung zu haben, ein guter einfacher Soldat, der sein ziviles Leben an San Franciscos Ufern oder unweit davon verbracht hatte. Wenn wir, den Major ausgenommen, etwas gemeinsam hatten, dann die Fähigkeit, dass wir ziemlich fließend Deutsch sprachen.

Bei unserer Abfahrt vom Haus des Selbstmörders musste der Major gegen die Sonne fahren, und ich schaute zurück. Die kurze Allee stand voll mit Jeeps. Auf dem Rasen rings um die Rosenbeete herrschte das übliche khakifarbene Durcheinander – Seesäcke, Helme, Überzieher, erbeutete Säbel, Hakenkreuze, Taschen von Navigationsoffizieren.

Und mittendrin, von einem der unvermeidlichen Spassvögel unter den G.I.s aufgestellt, stand strahlend eine kleine marmorne Aktfigur, die man unter den Besitztümern der erloschenen Familie gefunden hatte.

In meiner Erinnerung war Darmstadt eine rosafarbene Stadt, erbaut aus dem lokalen «roten» Sandstein. Seine Ruinen waren noch rötlicher als die anderer Städte, die wir besucht hatten. Weil es im Stadtkern keine kriegswichtigen Fabriken gab, war es nicht verteidigt worden. Dennoch wurde die Stadt einmal mit einem klassischen Bombentepich überzogen, und vielleicht wurde dabei das ganze Zentrum verwüstet. Mehr als die Hälfte der 8400 Wohnungen wurden völlig zerstört. Das war am 11. September 1944, und der Angriff dauerte einundfünfzig Minuten. In diesen Minuten wurden 8433 Menschen sofort getötet oder verbrannten, 2439 wurden schwer verletzt (die Zahlen stützen sich auf die Opferlisten verschiedener Polizeistationen). Augenzeugen berichteten uns, wie in der ungeheuren Hitze die Körper erwachsener Menschen zuerst braun wurden und dann im Bruchteil einer Sekunde auf die Grösse eines Babys schrumpften. Nach dem Angriff flohen mehr als 49'000 Überlebende (etwa die Hälfte der Einwohner) in die umliegenden Städte und Dörfer.

Die Darmstädter sprachen über jene Stunde ganz anders als die Einwohner der Städte, die so oft bombardiert worden waren, dass sich die Menschen gar nicht an einzelne Angriffe erinnern konnten. So wie vielleicht die Überlebenden von Hiroshima über ihre kaum ein Jahr später erlittene, einzige Erfahrung dieser Art, sprachen sie von dem «absoluten Alptraum», den sich niemand, der ihn nicht erlebt hatte, vorstellen, keiner, der dabei war, vergessen konnte. Manche, die man zwar für unzurechnungsfähig erklärt hatte, die jedoch keinerlei Symptome geistiger Verwirrung zeigten, konnten nicht dazu gebracht werden, auch nur ein Wort darüber zu sagen. Ich habe mich seither oft gefragt, wie viele von uns, die keine Luftangriffe und keine Invasion

erlebt haben, im Ernst daran denken konnten, den Schlaf dieses zerschmetterten Europas zu teilen: Jeden Morgen in einem unbeleuchteten, ungeheizten Loch aufzuwachen und meilenweit auf nichts als einen grossen Friedhof, das ständige Denkmal eines kurzen Alptraums zu blicken, der Wirklichkeit geworden war; ein Alptraum, der in uns und unseren überlebenden Kindern fortleben würde bis ans Ende unserer Tage und über den man nicht sprach und nicht sprechen konnte?

Solche Gedanken, ich wiederhole es, sickerten in mein Bewusstsein seit dem Tag, an dem wir Darmstadt verliessen, denn wie die Wirkung einer Gehirnerschütterung kommen solche Gedanken mit Verzögerung. Sie schleichen sich ins Gemüt eines Mannes erst nach dem eigentlichen Schock, wenn er allein und nicht darauf gefasst ist. Sie überfallen ihn, ohne dass er es merkt, wenn er in den einsamen, stillen Stunden der Nacht wach liegt oder mit nichts als seinen Erinnerungen vor einem leeren Blatt Papier sitzt – Erinnerungen, die er im Einklang mit seinem Gewissen zu verstehen sucht und die weder sein Zorn noch sein Mitleid und nicht einmal das Verzeihen je auszulöschen vermögen.

In der alltäglichen Realität jedoch, belebt von der Sonne, vom Zusammensein mit Menschen und dem Klang unserer Muttersprache, fahren wir fort, in Klischees zu denken und zu sprechen, besonders angesichts einer kaum fassbaren Katastrophe. Fährt man durch die Strassen Darmstadts, denkt man, will man dies als Denken bezeichnen, über den materiellen Aspekt dieser konkreten zerstörten Stadt nach – schlicht darüber, was das Auge sieht. Und was das Auge überall sieht, ist ein weites Meer, ein sturmbewegter Ozean rötlichen Schutts mit ausgezackten, durchlöcherten Mauern, die aus den hohen Wellen emporragen. Beim Anblick dieser riesigen Ungeheuer fragt man nicht, was diese Ruinen für die ausgebombten Menschen bedeuten, nicht einmal, wie lange sie brauchen werden, um alles wieder aufzubauen, denn das sind Gedanken, gegen die sich unsere Vorstellungskraft sträubt.

Stattdessen drängen sich anscheinend näherliegende, wichtigere Probleme in den Vordergrund – die Frage zum Beispiel, wie lange es dauert, um die Trümmer zu beseitigen, und wo diese Trümmer hingebracht werden sollen. Man denkt an Tausende Tonnen von Schutt aus der Stadt Bristol, die im Krieg als Ballast nach New York verschifft und von einem gewissen Mr. Moses für das Fundament von Manhattans East River Drive verwendet wurden. Man denkt an die Tafel, die an dieses Ereignis erinnert, und fragt sich, wie die rötlichen Trümmerberge von Hessen bis zum fernen Meer geschafft werden könnten, selbst wenn man wieder irgendwo Ballast benötigen würde.

Die Windschutzscheibe vor den Augen des Majors war immer noch eine undurchsichtige, glühende Wand. Ein paar Militärlastwagen, ein paar Zivilisten auf Fahrrädern kamen uns entgegen. Unsere Seite jedoch schien frei zu sein, als uns plötzlich ein einsamer Radfahrer über den Weg fuhr. Der Major riss das Steuer herum, um ihm auszuweichen, trat auf die Bremse. Es kam zu einem Zusammenstoß wie zwischen zwei blechernen Spielzeugen, und als erstes sah ich einen Mann, der auf seinem Fahrrad sass, das wiederum an Haube und Stossstange des Jeeps festhing. Eine Aktentasche fiel dem Mann aus der Hand, und der Mann rutschte wie von einem sich aufbäumenden Pferd langsam vom Motor aufs Kopfsteinpflaster der Strasse. Ich weiss nicht, was jeder Einzelne von uns in diesem Augenblick tat. Ich erinnere mich nur, dass ich automatisch von meinem Rücksitz sprang und versuchte, dem Mann auf die Beine zu helfen. Jemand neben mir tat dasselbe. Der Mann war jung und blond, sah jedoch schwach aus, krank und schien vor Schreck die Sprache verloren zu haben. Während wir ihn stützten, der Mann aber anscheinend nicht stehen konnte und der Major annahm, seine Beine seien verletzt worden, tastete er dessen Schenkel ab. Bleich und zitternd hing der Mann wie ein Leichnam auf unseren Schultern. Plötzlich hielt die Hand des Majors auf einem Knie inne. Er drückte es mit den Fingern. Er runzelte die Stirn und drückte erneut,

diesmal ganz fest. Das Opfer reagierte überhaupt nicht. Dann fuhr die Hand des Majors schnell am Bein hinunter und hob die Hose hoch.

«Mein Gott!» rief er aus. «Es ist aus Holz!»

Alle brachen wir in so etwas wie unterdrücktes Gewieher aus, und Frank sagte: «Schwein gehabt!» Diese scheinbar gefühllose Bemerkung schien angemessen, denn schnell war klar, dass sich das Opfer sein echtes Bein aus Fleisch und Blut höchstwahrscheinlich gebrochen hätte.

Da der junge Mann anscheinend immer noch nichts sagen konnte, durchsuchte der Major seine Taschen. Aus deren Inhalt ging hervor, dass er in einem Aussenbezirk der Stadt wohnte. «Ich fahre ihn am besten nach Hause», sagte der Major.

Erst als er weggebracht worden war, merkten wir, dass sich eine ziemliche Menschenmenge gebildet hatte. Die Zuschauer, beiderlei Geschlechts, sahen verwildert aus, trugen zerrissene, schmutzige Kleider. Sobald wir unsere Bereitschaft erkennen liessen, zuzuhören, fingen sie alle gleichzeitig an, in einer Art Pidgin-Deutsch zu reden, das schwer zu verstehen war. Es waren Polen, wie sich zeigte, die nach Darmstadt deportiert worden waren, wo sie mehrere Jahre lang Zwangsarbeit hatten verrichten müssen. Jeder versuchte auf seine Art denselben Gedanken auszudrücken – ihre völlige Bestürzung darüber, wie Amerikaner mit einem Deutschen umgingen, der für sie nur «dieser Hund» war. Mit unheimlichen Gebärden (noch dadurch unterstrichen, dass sie sich auf unsere Zigarettenkippen stürzten) führten sie vor, was unter ähnlichen Umständen Nazisoldaten gemacht hätten. Sie wären in den Radfahrer hineingefahren, erklärten sie, hätten ihn vom Fahrzeug herunter zum Teufel gewünscht, wären in halsbrecherischem Tempo davongerast und hätten das Opfer auf der Strasse seinem Schicksal überlassen. Ein Verhalten wie unsres schienen sie nicht nur nie erlebt zu haben, sondern auch nicht verstehen zu können.

In Neuenheim, einer Vorstadt von Heidelberg, legten wir am Haus von Frau Dr. Else Jaffe, der Schwester von Mrs. D. H. Lawrence, einen

kurzen Halt ein, um ein paar Schriftstücke abzuholen. Diese waren auf Mervyns Veranlassung von zwei berühmten Nazigeegnern verfasst worden, den Professoren Alfred Weber und Emil Henk. Ihre Ausführungen bezogen sich ausschliesslich auf die Ereignisse, die zu dem Attentat auf Hitler am 20. Juli des vergangenen Jahres führten. Als wir später in München diese wenige Seiten lasen, hatten wir endlich den Beweis, der den Vorwurf widerlegte, es habe keinen aktiven Widerstand gegen die Nazis gegeben. Ebenso klar wurde uns, dass sich hinter den wenigen Tatsachen eine der merkwürdigsten, komplexesten und tragischsten Geschichten des Krieges verbarg. Durch ihr Scheitern war der Grossteil der noch lebenden, in Opposition zu den Nazis stehenden deutschen Intelligenz ausgelöscht worden. Bei näherer Betrachtung verrietten diese Dokumente jedoch auch einige Namen hingerichteter und überlebender Teilnehmer der Verschwörung, die auf dieser Liste überraschten. Bei dem von Johannes Popitz, dem erzkonservativen preussischen Finanzminister, dem der Führer persönlich das goldene Parteiabzeichen überreicht hatte, oder jenem des früheren Nazi-Polizeipräsidenten von Berlin, Graf von Helldorf, die beide unter den im September 1944 Hingerichteten waren, fragte man sich, welche Motive solche Männer bewegt hatten, Hitler töten zu wollen, und ob sie schon aktiv geworden waren, bevor ihnen klar wurde, dass das Spiel für Deutschland verloren war.

Heidelberg schien ein stiller, von den eindringenden Armeen unbeachteter Winkel zu sein. Mit Ausnahme der drei gesprengten Neckarbrücken gab es in der Stadt nichts, was an den Krieg erinnerte. Die enge Hauptstrasse war voll von Menschen, die ihren Geschäften nachgingen, redeten. Ich sah sogar Leute, die lächelten. Noch bemerkenswerter aber war das gesunde Aussehen der meisten, ihre saubere, ungeflickte, neu wirkende Kleidung. Ausser bei den Alten waren Hemden und Blusen weiss und makellos, Gesichter, Arme und Beine sonnengebräunt. In den wenigen Geschäften ging man aus und ein – offe-

ne Geschäfte! Buchhandlungen mit Büchern in den Schaufenstern. Fenster mit unzerbrochenen Scheiben; scharlachrote Geranien und rosa Petunien in grünen Blumenkästen und Gesichter, die über die Blumen aus dem Fenster schauten. Nach Frankfurt, nach Darmstadt war Heidelberg wie ein Wunder oder uralter Traum. Mehr noch als der Russ von London oder die englische Landschaft rief es Erinnerungen an eine Zeit wach, als wenige meiner Altersgenossen einen weiteren Weltkrieg für möglich hielten. War es wirklich schon zwanzig Jahre her, seit ich, in jener Ara des Leichtsinns, vierter Klasse von Frankfurt hierhergefahren war, zusammen mit einem der brilliantesten jungen Männer Londons? Kerzengerade auf der rechtwinkligen, unbequemen Bank sitzend, eingequetscht zwischen älteren Männern mit langen Pfeifen und üppigen Frauen mit glänzenden Gesichtern und kahlköpfigen Babys, hatte er sich plötzlich, als der Zug quietschend in Heidelberg einfuhr, zu mir gedreht: «Herrgott, mein Lieber, diese hässlichen Menschen!» gesagt und mir etwas Haariges in die Hand gedrückt. Als ich hinschaute, sah ich einen falschen Bart, schokoladenbraun und sehr lang. Nachdem ich mich von dem Schrecken erholt hatte und aufblickte, hatte er sein bleiches, klassisch-griechisches Gesicht in das eines bösen alten Herrn mit Zwicker und hängendem schwarzem Schnurrbart verwandelt ... Als ich noch in Erinnerung daran lächelte, überlegte ich, ob ich nach all diesen Jahren nicht ins Hotel Zum Ritter gehen und im Register nach einem Gast suchen sollte, der sich als ein Dr. Whipplebottom – Beruf: Mörder – eingetragen hatte.

Jetzt, in derselben engen Strasse, keine hundert Yards vom Hotel entfernt, stand eine lange Schlange von G.I.s mit Essgeschirr und daneben, wie ein in einem Korridor steckengebliebener Elefant, ein Zweitonner-Lastwagen. Als die Soldaten in der Menge verschwunden waren, führte uns der Major ein paar Stufen tiefer in ein grosses Kellergewölbe, das einmal eine Bierstube gewesen war. An allen Tischen

sassen dichtgedrängt Amerikaner, bis auf einen. Hier, in einer Ecke, nahe bei einer Art Bühne unter dem einzigen Fenster, setzten wir uns.

«Du lieber Himmel!» murmelte der Major, dessen Blick wir folgten und erstaunt eine Musikkapelle auf der Bühne sahen. In diesem von ungemildeter Trostlosigkeit, Khaki, Rauch und Tellern unappetitlichen Essens erfüllten Heidelberger Saal, wo seit Jahrhunderten deutsche Studenten mit Schmissen im Gesicht ihr Bier hinunterspülten, sass diese – im Augenblick noch untätige – Kapelle, die sich aus sechs mageren Damen undefinierbaren Alters zusammensetzte. Vier waren wasserstoffblond, zwei rabenschwarz; sie hatten mürrische, abgehärmte, weisse, fleckige Gesichter, die wie Spiegel die gedrückte Atmosphäre wiedergaben, in die sie mit grimmigen Augen starrten. Eine von den Blondes sass vor einem aufgeklappten Flügel, als wollte sie ihr ganzes Leben lang davor sitzenbleiben. Die anderen sassen mit gekreuzten Armen und den Musikinstrumenten auf dem Schooss oder zwischen den knöchigen Knien auf ihren harten Stühlen. In dieser dunklen, schmucklosen Höhle trug jede einen Rock aus einem glänzenden Stoff und eine Art Harlekinsbluse in vielen grellen Farben. Steif, stumm und reglos sassen sie wie wächserne Karnevalspuppen im Fenster irgendeiner Provinzstadt des neunzehnten Jahrhunderts und stierten in die Menge durcheinanderredender, rotgesichtiger Amerikaner.

Dann fuhr plötzlich Leben in die Damen. Wie von Bajonetten gestochen sprangen sie gleichzeitig auf und schmetterten eine hämmernde Version von *Valencia* ...

Das Mädchen, das uns unser matschiges Essen servierte, war ein kleines dickes Ding in Khaki-Hemd und G.L.-Hosen. Als ich sie nach den Damen des Orchesters fragte, merkte ich, dass sie nur Französisch verstand.

«*Les Dames*», fragte ich, «sind das auch Französinnen?»

«*Evidemment, Monsieur!*» Ob Monsieur geglaubt habe, es seien Boches? Nein. Niemals sähen Boches so aus. Solche Gesichter konnten nur aus Frankreich stammen, und als sie sich wieder erhoben und

wir ihnen zuschauten, wie sie auf ihren Instrumenten herumkratzten, kam es mir vor, als wollten sie mit jedem Bogenstrich einem Deutschen den Kopf absägen und erst damit aufhören, wenn es keine Köpfe mehr gab.

Draussen schien noch die Sonne. Die Landschaft des Neckartals übertraf auch die überschwänglichsten Beschreibungen, die ich davon gehört hatte. Als wir der an diesem freundlichen Fluss entlangschlingelnden Strasse folgten und im Schatten der Berge mit ihren Weinterrassen und dunkelgrünen Gruppen von Esskastanien durch stille, friedliche Dörfer fuhren, in denen es nach Mist roch, wurde mir die Landschaft allmählich seltsam vertraut. Mein visuelles Gedächtnis liess mich immer sicherer werden, diese Strecke schon einmal gefahren zu sein. Und plötzlich erinnerte ich mich ... Zu den Bekannten, die oft die Bar im Frankfurter Hof besucht hatten, gehörte auch ein grosser dunkelhaariger junger Mann, der mich eines Abends mit dem Vorschlag überraschte, ich sollte ihn doch auf eine Reise nach Südfrankreich und Spanien in seinem alten Essex Roadster begleiten. Ohne weitere Überlegung rief ich sofort bei der Bank an und krächzte mit heiserer Stimme, ich läge mit Fieber im Bett.

Früh eines Morgens in der Osterwoche waren wir aufgebrochen, und erst jetzt, als wir uns den Ruinen Heilbronn näherten, erinnerte ich mich wieder, damals die Bergstrasse in der Baumblüte gesehen zu haben und dass wir in Heidelberg angehalten hatten, um bei der Schwester meines Reisegefährten, die ich attraktiver als ihren Bruder fand, zum zweiten Frühstück einzukehren. Eine seiner Leidenschaften, die mir unglückseligerweise unbekannt geblieben war und die ich nicht teilte, war es, früh in der Morgendämmerung aufzustehen und in Lederkappe, Schutzbrille und einem prächtigen Paar Pelzhandschuhen so schnell zu fahren, wie es der Wagen erlaubte und solange es hell war – gelegentlich auch länger. Nachdem wir an jenem Tag Heidelberg verlassen hatten, waren wir durch diese liebliche Landschaft gedonnert, durch Stuttgart gerast und in der Nacht, gerade als der Motor sich we-

gen Überhitzung festzufressen begann und ich von der Kälte steife Finger hatte, in Basel in der Schweiz gelandet. Als an jenem Sommerabend des Jahres 1945 die Sonne unterging, erinnerte ich mich, dass mein Reisegefährte dort zum ersten Mal ein Verhalten an den Tag legte, das schliesslich – ich glaube in Barcelona – zum endgültigen Bruch einer Beziehung führte, die nie besonders harmonisch gewesen war. Er ging in das viel zu vornehme Schweizer Hotel, und während er sich mit dem Empfangschef etwas zu laut auf Englisch unterhielt (er hatte eine Zeitlang im Londoner West End gelebt), schrieb er unter seinen deutschen Namen, und vor meinen anglo-irischen Augen, eine Adresse am Piccadilly. Dann stolzierte er die Treppe hinauf, zog sich vor meinen ungläubigen Augen ein gestärktes weisses Hemd und einen tadellosen Abendanzug an (ich hatte nicht im Traum daran gedacht, ein derartiges Kleidungsstück mitzunehmen) und verliess das Hotel auf der Suche nach einer weiblichen Begleitung für Dinner und Tanz.

Als an diesem Abend auf dem Weg nach Stuttgart ein gelber Vollmond über der grauen Landschaft aufging, hätte ich gerne gewusst, was in den vergangenen achtzehn Jahren aus diesem Bekannten geworden war, dessen Anglomanie ich seither bei vielen Rheinländern erlebt und dessen Einladung ich in jenen bedrückenden Jugendtagen so unüberlegt angenommen hatte. Ich nahm mir vor, es herauszufinden, und hatte Erfolg. Einen Monat später erfuhr ich von einem gemeinsamen Freund, den ich fast ebensolange nicht mehr gesehen hatte und den ich in einem kleinen Haus auf dem Lande bei München ausfindig machen konnte, dass der Mann, mit dem ich einmal über diese Strasse gefahren war, nicht mehr lebte. Ich erinnerte mich, dass seine Mutter Jüdin war, und zog den tragischen, aber naheliegenden Schluss. Nein, sagte mein Freund, so sei es nicht gewesen. Zwar seien die Eltern aus ihrem Haus geworfen worden, und die Mutter sei, wie mein Freund glaubte, ins Konzentrationslager gekommen, doch habe ihr Sohn einen so glühenden Patriotismus an den Tag gelegt und so nachdrücklich und unaufhörlich den Wunsch geäussert, für das Vaterland zu kämpfen,

dass man im Winter 1942 diesem früheren Anglophilen das Privileg zugestanden habe, die Offiziersuniform der Nazis zu tragen und gegen Russland zu kämpfen – wo er ein paar Wochen später im Schnee vor Moskau fiel.

Noch ehe wir Stuttgart erreichten, war es Nacht geworden und beissend kalt. Der Vollmond tauchte das Land in ein so weisses Licht, dass die Felder zu Laken schimmernden Stahls, die Berge zu rabenschwarzen Silhouetten wurden. Wie aus Ebenholz geschnitzt war das prächtige Laub einer Eiche, und ein Fluss, wie erstarrt in seinem Bett neben der Strasse, war ein makellooses silbernes Band.

Senkrecht über uns reckte sich aus einer zerstörten Eisenbahnbrücke ein abgerissenes, von den Schwellen immer noch parallel zusammengehaltenes Gleisstück vor das blendende Angesicht des Mondes. Auf dem Gipfel eines Berges aus zerbrochenen Backsteinen ruhte das Skelett eines Dachs. Durch seine verkohlten Balken sah man den von Sternen blitzenden Himmel. Auf der anderen Seite der Strasse neigte sich eine ganze Hausfront, deren Fenster gähnende Löcher, deren Türen dolchförmige Splitter waren, über uns in die Strasse. Und doch hatte man keine Angst, dass sie einstürzen könnte, denn statt auf eine gemauerte Hauswand, hinter der einmal Menschen gelebt hatten und gestorben waren, starrte man sie staunend an wie den zarten Stoff eines Hintergrundes, der entfernt wurde, um den Blick freizugeben auf das Bühnenbild für eine Nacht in der Hölle.

Wir kamen auf einem grossen Platz heraus, mit dunklen Bäumen am einen, einem einsamen Turm am anderen Ende, der so unversehrt war wie an dem Tag, an dem er erbaut worden war. Mitten auf dem Platz neben einem schiefen Laternenpfosten hielt der Major und machte den Motor aus. Wir lauschten. Kein Geräusch war zu hören.

«Himmel», murmelte der Major, «gibt es in diesem ganzen verdammten Ort keinen einzigen Menschen?»

«In Stuttgart soll es noch einhunderttausend Menschen geben», sagte John, dessen Stimme unnatürlich laut klang.

«Schaut mal», rief Frank vom Jeep hinter uns, «da ist Licht – in einem Fenster.»

Es stimmte. Gegenüber dem Turm sahen wir ein massiv wirkendes Gebäude – das heisst, dass es noch alle vier Wände und ein Dach zu haben schien, und mitten unter den Reihen toter Fenster war eines, im obersten Stock, aus dem Licht kam – ein schwaches, rembrandtgoldenes Licht. Das Gebäude, so stellten wir fest, war ein Hotel und hiess Zeppelin. Drinnen lag in einem Sessel ein kleiner kahlköpfiger Mann in Hemdsärmeln und schlief fest. Als wir ihn weckten, teilte er uns mit, dass die Zimmer nicht für Unteroffiziere und Mannschaften seien und wir vom Quartiermeister eine Autorisierung bräuchten, wenn wir welche wollten. Dann schrieb er dem Major auf ein Blatt Papier eine Adresse. Mannschaftsgrade und Unteroffiziere, fügte er hinzu, dürften auf der anderen Seite des Platzes Quartier in einem Gebäude nehmen, das, wie wir am nächsten Morgen erfuhren, einmal ein Flügel des modernen Stuttgarter Hauptbahnhofs gewesen war. Jetzt war es eine gigantische, dachlose Hülse, deren übriggebliebene Mauern wie ein römisches Viadukt von einer Reihe hoher Bögen zusammengehalten wurden. Immer noch hingen an den Wänden unter freiem Himmel saubere, unversehrte Anzeigetafeln mit Informationen für die Reisenden, an welchem Schalter die Fahrkarten für die verschiedenen Kurorte gelöst werden konnten.

Wir gingen mit unserem Zettel hinaus in die Nacht. Ich überlegte gerade, wie der Major um diese Tageszeit und an diesem Ort eine Adresse finden wollte, als im Dunkel jenseits der Reichweite unserer Scheinwerfer ein runder, weisser Fleck sichtbar wurde, der sich zu bewegen und langsam hin und her zu schwanken schien. Als unser Licht ihn erfasste, sahen wir, dass sich unter diesem Fleck die uniformierte Gestalt eines Mannes bewegte, doch scheinbar ohne Gesicht. Im selben Augenblick erkannten wir, dass das Gesicht unter dem Helm eines französischen MPs schwarz war. Gross, stämmig, die Kraft eines Gorillas ausstrahlend, schwankte er auf unseren Jeep zu, und bevor wir

auch nur ein Wort sagen konnten, fing er an, in einer Sprache auf uns einzuschreien, die keiner von uns verstand. Mit einer Hand an der Windschutzscheibe, mit der anderen wild einen Karabiner schwenkend, stand er neben uns und schrie auf uns ein, während sogar mich auf meinem Rücksitz in Wellen der unverkennbare Geruch von Brandy erreichte. Der Major trat aufs Gaspedal, und wir machten einen Satz vorwärts.

«Letzte Woche», sagte er, «haben diese Senegalesen wegen der hiesigen Frauen eine Menge Arger gemacht.»

Ich blickte zurück und sah den MP schwankend in der Mitte der Strasse stehen, wo er mit seinem Gewehr einen imaginären Verkehr lenkte und Flüche in eine Welt schrie, in der unser Jeep der einzige sich bewegende Gegenstand zu sein schien.

Aus einem erleuchteten Fenster in einem Stadtteil, der noch bewohnbar schien, hörten wir schliesslich undeutliche Stimmen französischer Männer. Der Major und Mervyn stiegen aus und hämmerten an die Tür. Ein kleiner bleicher Mann in Hemdsärmeln streckte den Kopf heraus. Durch den Türspalt konnte ich eine Reihe Matratzen auf dem Holzboden erkennen. Auf jeder Matratze lag ein halbbeleideter Soldat. Der Mann in der Tür mochte uns nicht mehr sagen, als dass die Stadt von französischen Truppen besetzt sei, er nichts von einem Quartiermeister wisse und es ihm egal sei, wo Amerikaner schliefen. Auf die Frage nach seinem Kommandeur gab er uns eine Auskunft, die ich bis zum heutigen Tag nur als Paradebeispiel beissenden surrealistischen Witzes verstehen kann. Sofort, mit ruhiger Stimme, als seien wir im tiefsten Frieden in Paris und hätten gerade auf einen kurzen Besuch hereingeschaut, sagte er: «Ah, *le commandant* ist ins Theater gegangen!»

«Ins Theater! Hier! Fast um Mitternacht!»

«*C'est ça, Messieurs*», seufzte der Soldat. «*Je regrette.*» Dann zog er den Kopf zurück und schloss leise die Tür.

Das nächste Mal hielten wir vor einem Haus, angezogen von Lärm, den wir schon einige Häuserblocks entfernt hören konnten. Statt vor-

sichtig einen Spaltbreit aufzugehen, sprang die Tür diesmal auf, und ein halbes Dutzend beschwipster französischer Soldaten taumelte heraus, begleitet von den Klängen eines alten Klaviers und mehrerer Akkordeons. Durch das Stimmengewirr und die rauhe Musik hindurch hörte ich, dass sie uns *sales étrangers* und andere fremdenfeindliche Kraftausdrücke an den Kopf warfen. Eine gebieterisch gebrüllte Frage, wo es für durchfahrende amerikanische Truppen Nachtquartier gebe, liess sofort Ruhe eintreten, und alle nickten mit dem Kopf. Dann verschwand einer der Männer nach drinnen und kam in Begleitung einer Frau mit einem scharfgeschnittenen Gesicht zurück, die eine Schürze trug, aus vollem Hals mit quiekender Stimme loszureden begann und dabei fuchtelte und gestikulierte, wie nur die Franzosen es können. Beim ersten Anzeichen eines Nachlassens ihres Wortschwalls stellten wir ihr nochmals unsere einfache Frage.

Quartier meister? *Merde, alors!* Wie könne sie das wissen? Zu unserem Entsetzen jedoch wusste sie es. Widerwillig, als brächte man sie um den letzten Centime, teilte sie uns mit, dass der Offizier am Ende derselben Strasse wohne, in der wir uns gerade befanden.

Mervyn und der Major verschwanden in einem dunklen Eingang und stiegen mit Hilfe einer Taschenlampe eine baufällige Holzterrasse hinauf. Sie blieben eine halbe Stunde lang weg.

Als sie schliesslich wieder auftauchten, waren sie so weiss wie die Blätter Papier in ihren Händen und sprachlos. Diese halbe Stunde hatten sie damit zugebracht, sich mit drei hartnäckigen, desinteressierten, kleinen Bürohengsten auseinanderzusetzen, die waren vom Wein schläfrig. Die Männer hatten alle Papiere, die sie dabei hatten, sorgfältig überprüft oder taten zumindest so, und verlangten dann von ihnen, ein ganzes Bündel von Formularen auszufüllen. Erst als diese sorgfältig gelesen, überprüft und nochmals überprüft worden waren, gab es für vier Amerikaner die Genehmigung, in dieser Nacht zwei Zimmer in Stuttgart zu belegen. Also zockelten wir nach Stuttgart zurück.

Wir fuhren auf unsere Zimmer mit einem heruntergekommenen Gepäckaufzug – einem für das Nachkriegsdeutschland typischen Anachronismus. Der kleine Mann mit der Glatze führte uns durch einen schrecklichen, unbeleuchteten Gang, schloss zwei Türen auf, riss sie wortlos auf und schlurfte davon.

Im Zimmer, in dem Mervyn und ich schlafen sollten, kamen wir alle zusammen – es war ein Raum wie in jedem zweitklassigen Hotel einer amerikanischen Stadt. Jeder mit einer Flasche Wein sassen wir auf den Betten und Stühlen, tranken aus unseren Zahnputzbechern und sagten eine Zeitlang nichts. Darmstadt schien weiter entfernt als New York und New York weiter als die Nächte im Internat, wenn wir uns in unseren Betten im Schlafsaal aufsetzten und im Dunkeln zu flüstern begannen. Ich erinnerte mich an all jene Gesichter, blickte auf und dachte: Noch nie sassen wir vier zusammen in einem Raum!

«Aus welchem Teil der Staaten kommst du, John?» fragte ich.

«Rhode Island», sagte er

«Komisch», murmelte der Major, «ich war noch nie in Rhode Island.»

Wir alle redeten in einer Art fiebriger Fröhlichkeit durcheinander. Sprangen von einem Thema zum anderen, erinnerten uns an einen Ort, ein Land, einen Tag, einen Freund, zeigten einander unbewusst Schnappschüsse aus unserer Vergangenheit. Fast kein Wort über den Krieg, Stuttgart, die Nazis, nicht einmal die Franzosen.

Als die Flaschen leer waren, ging ich hinüber zur Tür, öffnete sie und trat vorsichtig hinaus auf den Balkon. Beim Anblick jenes atemberaubenden, mondbeschienenen Panoramas des Schreckens hatte ich dasselbe Gefühl wie einst als Kind, als ich hinter einer Hecke das Klagen der Frauen bei einer irischen Totenwache beobachtete; ich hatte dasselbe Gefühl wie in der Osterwoche, als ich hörte, wie in Dublin Bomben fielen, und das Gesicht eines Freundes, eines alten Mannes, beobachtete, dessen Sohn gerade in einem Hinterhalt getötet worden war; ich hatte dasselbe Gefühl wie vor Jahren in Berlin, als ich die

Nachricht las, dass meine achtzehnjährige Schwester plötzlich an der Schlafkrankheit gestorben war ... Ich dachte: Sollte dies ein notwendiger Teil unserer Existenz sein, wozu dann, in Gottes Namen, existieren!

Ich drehte mich um, und als ich mich in jenem Zimmer umblickte, dachte ich an die Hotelzimmer der halben Welt, in denen ich gearbeitet und geschlafen hatte; die einzigartige Unpersönlichkeit, Unnahbarkeit, Anonymität eines Hotelzimmers wurde mir bewusst. Ich erinnerte mich in einer grossen Stadt, umgeben von unbekanntem Schlafen, einmal im Bett gelegen und mich gefragt zu haben, wer vor meinem Eintreffen inmitten dieser Wände geschlafen, geliebt hatte oder gestorben war – welches Drama sich in diesem Bett abgespielt haben mochte und wer, wenn ich wieder fort war, statt meiner hier läge. Ich erinnerte mich an das magische Gefühl, zwar allein, aber nicht einsam zu sein, an das Wunder, in einer fremden Stadt so ein Zimmer zu betreten und laut, doch ohne dass es jemand hörte, zu mir sagen zu können: «Stell dir vor, niemand auf der ganzen Erde weiss, wo du bist!»

Mervyn schlief. Ich ging ans Waschbecken, und als kein Wasser aus den Hähnen kam, spülte ich den Mund mit Wein.

VON STUTTGART NACH MÜNCHEN

Am nächsten Tag jagten wir auf der Autobahn nach München. Ich hatte nicht gewusst, dass die Nazis diese Strassen als Rollbahnen für die Luftwaffe benutzt hatten. Immer wieder fuhren wir an kleinen Flugzeugen mit wespenartiger Spitze vorbei, bei denen die Kanzel eingeschlagen war oder aus deren grün-braunem Rumpf die Eingeweide heraushingen – sie waren in ihrem Versteck am Rande des sorgfältig gepflegten Forstes erwischt worden.

Gleichzeitig mit uns waren auf der Autobahn drei Arten von Verkehr unterwegs: amerikanische Militärfahrzeuge, deutsche Fahrräder und Handkarren sowie Soldaten der ehemaligen Wehrmacht. In Körben, auf Gittern, Anhängern, an Lenkstangen und auf dem Rücken schleppten die Radfahrer so viele lebensnotwendige Dinge, wie sie konnten. Oben auf dem Bettzeug und den Möbeln in den Handkarren sassen Kinder, ein alter Mann oder eine alte Frau, während der Karren selbst von einem oder mehreren Familienmitgliedern gezogen wurde. Den Wehrmachtsoldaten erkannte man sofort an seiner Kleidung und gewissen anderen eindeutigen Merkmalen. Jeden, der noch Zweifel an der Niederlage der deutschen Armee hätte haben können, musste der Blick auf eine solche Person eines Besseren belehren. Unrasiert, ausgemergelt, in ihren feldgrauen, schlotternden Uniformen, die Füße mit Binden umwickelt, schleppten sich diese besiegten Männer wie Ausgestossene über die deutschen Strassen. Zu zweit zogen sie mit einem in den Mantel gerollten Bündel dahin. Beim Gehen hielten sie

ihre Köpfe gesenkt, selten hoben sie den Blick von der Erde. Gleichsam reflexhaft trieben ihre Füße die Körper vorwärts, gerade so, als würden sie nach dem weiten Weg, den sie ihre Last getragen hatten – von Russland nach Italien nach Frankreich und zurück –, nicht allmählich, sondern plötzlich, wenn das Herz zu schlagen aufhörte, ihre Arbeit einstellen. Sie machten den Eindruck, nur zur Hälfte lebendig zu sein, nicht zu wissen, warum sie hier waren oder wohin sie gingen. Sie grüßten niemanden auf ihrem Weg, und kaum je zogen sie die Blicke ihrer Landsleute auf sich, denn sie waren Symbole der Niederlage, und dieses Stigma trugen sie immer mit sich. Ihr Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit erinnerte mich an den Blick, den ich einmal bei einem alten Pferd gesehen hatte, ein Blick, der bestimmter und wilder als ein menschlicher Schrei es könnte, sagte: «Oh Mensch, sei gut zu mir und töte mich, denn das können wir Tiere nicht selbst tun!»

Vom Rest der Reise nach München bleibt allein der plötzliche Anblick des in übergrossen Buchstaben auf einem Schild stehenden Wortes DACHAU in Erinnerung. Wie grausam die Bilder auch waren, die dieses Wort in der Vergangenheit heraufbeschworen hatte, es wurde einem schwindlig angesichts der Ironie, dass dieses Todeslager von der Natur in eine so heitere Umgebung eingebettet worden war. Fünfzig Jahre früher waren aus ganz Bayern Landschaftsmaler zum Arbeiten in diese grünen Auen und das Moos gezogen und bildeten schliesslich eine berühmte Künstlerkolonie. Dachau war damals für München, was Barbizon für Paris war.

Die Verwüstung Münchens unterschied sich von der anderer Städte. Bayerns Hauptstadt schien eines besonderen Todes gestorben zu sein, wie eine schöne Frau, die mehrfach niedergeschossen worden war, deren Haut, Haar, Augen und Lippen jedoch immer noch bezeugen, warum man sie so bewundert hatte. Die Wunden, die den prächtigen Palästen aus dem neunzehnten Jahrhundert geschlagen worden waren, wirkten ernst, aber nicht tödlich. Ein Blick jedoch in ihre gähnenden

Fensterhöhlen, und man wusste, dass dies ausgebrannte Körper waren, von denen wenig mehr als das Trugbild ihrer äusseren Erscheinung übriggeblieben war. Die grün patinierte Kuppel und goldfarbenen Barocktürme der Theatinerkirche waren unversehrt, doch die Fenster fehlten, die Säulen waren geborsten, das Dach war weggefegt worden, und der Innenraum sah aus wie ein eingeschlagener Hof. An jenem Tag im Mai waren auf den Turmhauben der Frauenkirche noch alle grünen Kupferplatten an ihrem Platz, doch als wir im Juni zurückkehrten, waren die meisten heruntergefallen.

Den erstaunlichsten Anblick in München bot das Haus der Deutschen Kunst, das auf Befehl Hitlers im Herzen der Stadt errichtet worden war. An diesem schmucklosen Säulenbau, in dem alljährlich alle schlechten Kunstwerke ausgestellt wurden, die der Führer für gut erachtete, waren fast keine Einschläge von Gewehrkugeln zu sehen. Als die Luftangriffe begannen, wurden das fast weisse Dach und die Mauern unter einer Tarnvorrichtung aus kleinen Eisenringen mit Millionen blattähnlicher, grünlackierter Blechstückchen verborgen. Diese düsteren Draperien hingen wie abgestorbener Efeu in Fetzen vom Dach herunter. «Ach», seufzte der Münchner, «nur was der Hitler in München gebaut hat, steht noch. Das ist alles, was wir nach Meinung der Alliierten als Denkmäler für unsere Vergangenheit verdienen!»

Als ein passenderes Denkmal für Deutschlands Vergangenheit sähe ich gerne den bronzenen Kopf eines ganz bestimmten Löwen an einer unübersehbaren Stelle. Er war einer jener vier, die ein Jahrhundert lang vom Siegestor in der Leopoldstrasse auf die Welt herabgeblickt hatten. Drei lagen jetzt auf dem Rücken, mit in die Luft gestreckten Beinen, und fauchten mit weit geöffneten Rachen ihre Genitalien an, als hätten sie im Todeskampf nur noch den Wunsch gehabt, sich gegenseitig in Stücke zu reissen. Dem vierten Löwen war es gelungen, ein paar Yards weiterzukriechen. Dort, auf die Seite geworfen, mit schreckensweiten Augen auf die aus dem Himmel sinkenden Furien starrend, beugt er,

unmittelbar bevor er verendet, die in Salutierhaltung ausgestreckte Vorderpranke und ballt die riesige Tatze zur Faust, in der Hoffnung, die Welt, in die er einzutreten im Begriff ist, werde ihm verzeihen, falls die, die er gerade verlässt, dies nicht tun sollte.

Unsere Reise endete in einem hässlichen modernen Schloss in der Nähe von Starnberg. In einem riesigen Raum mit hohen nackten Fenstern und Blick über den See belegten wir fünf von neun weissbezogenen Feldbetten. Die ganze Nacht hindurch kamen Amerikaner hereingestolpert, liessen ihre Seesäcke fallen, fluchten, gingen wieder hinaus. Am Morgen war der Raum lichtdurchflutet. Ich warf einen wütenden Blick auf den Schnarchenden im nächsten Bett. Der runde Glatzkopf kam mir bekannt vor. Es war der eines ungarischen Ökonomen, der eine englische Cousine von mir geheiratet hatte. Zum letzten Mal hatte ich ihn 1935 im Hyde Park gesehen.

Jener Tag war ein Sonntag, und wir hatten frei. Aus New York hatte ich eine Liste mit Namen und Adressen von Leuten mitgebracht, die im geistigen Leben Münchens vor 1933 eine prominente Rolle gespielt hatten. Die Liste war mir von Elizabeth M. mitgegeben worden, die viele Jahre hier in der Nähe gelebt hatte und auch mit Mervyn gut befreundet war. Ob diese Freunde noch am Leben waren oder wo sie lebten, wusste sie nicht, da alle Adressen aus der Zeit vor dem Krieg stammten. Die nächste war die von Fräulein L. in Starnberg, von der wir lediglich wussten, dass sie eine enge Freundin des Dichters Rilke gewesen war.

Haus Nummer sieben lag an einer Strasse, die in den Staaten wahrscheinlich nicht als solche bezeichnet worden wäre. Es war vielmehr ein schmaler, von Asten mit hellgrünem Laub überhangener, sonnengefleckter Weg hoch über der Stadt, von dem der schwache, aber unverkennbare Duft feuchten Schattens, von Moosen, Moder und Humus aufstieg – ein kühler, kellerartiger Geruch, wie ihn die Wälder und Flüsse Irlands verströmen. Es hätte kaum besser passen können, dass

die Tür zur Nummer sieben sich halb in den Falten einer knorrigen Eibe verbarg, dass die Ranke einer Klematis durch ihr Schlüsselloch gewachsen war, als wolle sie dadurch seine urzeitliche Unberührtheit vor dem räuberischen Schlüssel schützen, und auch dass das Tor selbst braune Rostflecken hatte und ein verblichener, vom Regen ausgewaschener blauer Lack wie die Schalenreste eines Amsel-Eis von den Torpfosten abblätterte. Das widerwillige Quietschen der Türklinke passte genauso dazu wie die silberne Flechte an der Mauer, das lange, zerzauste Gras und das Phantom eines Gartens, in dessen unkrautüberwucherten Rabatten einmal Rosen gestanden haben mussten. Dann jedoch, vor einem massigen Klinkerhaus aus der Gründerzeit mit bunten Fenstern, einer grünen, gepflegten Haustür, einer Reihe von Klingelknöpfen mit deutschen Namen darunter, hatte die märchenhafte Atmosphäre ein Ende. Statt einer freundlichen Begrüssung, dem Lärm und Geruch von Hunden, von frisch gebackenem Brot und der freundlichen Stimme, die zu den Tieren sagte «Whist, geh dort raus und leg dich hin!» flog die Tür auf, und auf der Schwelle stand eine Haushälterin mit scharf geschnittenem Gesicht und einem Kropf, aufgekrempelten Ärmeln und einem Blick, der von dem vergeblichen Kampf des Trotzes gegen die Angst zeugte.

«Ich wollte mich erkundigen, ob Fräulein L. noch hier wohnt», sagte ich.

Ohne ein Wort verschwand die Frau im Dunkel des offenstehenden Hauses. Ich machte ein paar Schritte in den leeren Vorraum. Von dort konnte ich in eine grosse Küche schauen. Ein Kessel dampfte auf einem schwarzen Herd, und der Geruch von heissem Fett hing in der Luft. Ich hörte, wie weiter hinten eine Tür aufging und weibliche Stimmen flüsterten. Dann erschien eine andere Frau – die Hausbesitzerin, nahm ich an – und teilte mir höflich mit, dass Fräulein L., ja doch, gewiss, immer noch hier wohnte: Ob der Herr Hauptmann hier hinaufgehen wolle? Ich rief Mervyn, der draussen im Jeep geblieben war, und

gemeinsam stiegen wir eine knarrende, teppichlose Treppe hinauf. Auf der Schwelle eines grosszügigen, wenn auch etwas übermöblierten Wohn-Schlafzimmers stellten wir uns Fräulein L. mit dem Hinweis auf unsere gemeinsame Freundin Elizabeth M. vor. Nach ein paar erstaunt gestammelten Worten bat sie uns, Platz zu nehmen.

Es ist möglich, dass wir – oder wenigstens ich – noch nicht gelernt hatten, wie man sich auf feinfühlig Weise vorstellt. Ich neigte dazu, die erste natürliche Reaktion der Besetzten auf die Uniform der Besatzer zu übergehen oder zu unterschätzen – und diese Reaktion war an einem Ort wie der eigenen Haustür fast ausnahmslos Angst. Es brauchte längere Zeit, um Deutsche davon zu überzeugen, dass hinter einem solchen Besuch kein anderes Motiv als Neugier stand und der Wunsch, Botschaften von Freunden zu überbringen, die in einer Welt lebten, die sie nie gesehen und über die sie jahrelang fast nur Lügen gehört hatten.

Fräulein L.s Neugier jedoch schien zuerst weniger ihren Freunden und dem Land, aus dem wir kamen, zu gelten, als dem Land ihrer Geburt. Sie war eine gebrechliche, krank wirkende, ein wenig leblose Frau, die einmal, so hätte man sie mit einer Floskel beschreiben können, die in Europa nicht mehr üblich war, bessere Tage gesehen hatte. Wir erwähnten, dass wir in Frankfurt gewesen waren. Ach, so was! Frankfurt! Ich hatte den Eindruck, dass Frankfurt für Fräulein L. ein ferner Ort war, mit dem sich dunkle Erinnerungen an die Vergangenheit verbanden. Und München! Ach! Anscheinend war Fräulein L. im Herbst 1943 aus ihrer Wohnung in München in diese Pension gezogen und nicht mehr zurückgekehrt. Welchen Eindruck wir von dem «armen München» hätten? Schrecklich – muss schrecklich sein! Es stellte ihre Vorstellungskraft auf die Probe, denn Fräulein L. hatte noch nie ein zerbombtes Haus gesehen, obwohl sie die ganze Zeit nicht mehr als zwanzig Meilen von der Stadt entfernt gelebt hatte. Das wiederum forderte einen Augenblick lang unsere Vorstellungskraft heraus. Sie

habe diese fürchterlichen Flugzeuge gehört – Gott, der Lärm! –, wie sie Nacht um Nacht über den See flogen und wie dann ein paar Minuten später immer die Erde gebebt habe. Aber in Starnberg, nein, in Starnberg, das musste man sagen –, sei es immer ganz ruhig geblieben. In Starnberg sei nie etwas passiert. Erst am Ende, natürlich. Das sei ein Alptraum gewesen. Selbst jetzt noch fiel es Fräulein L. schwer, über ihr einziges unmittelbares Kriegserlebnis zu sprechen. Erst einen Monat sei es her, am 1. Mai, als der Feind näherrückte, dass ein paar «selbstmörderische» Nazis beschlossen hätten, Starnberg zu verteidigen. Mitten in der Nacht seien zwei Maschinengewehrtrups beim Haus angekommen, hätten allen Frauen (Männer, nahm ich an, waren nicht im Haus gewesen) befohlen, in den Keller zu gehen. Warum? Weil die Nazis Haus und Grundstück als Maschinengewehrstellung benutzen und «bis zum letzten Mann kämpfen!» wollten. Die ganze Nacht hindurch hätten die Frauen gehört, wie Gräben ausgehoben und Bäume gefällt worden seien, Männer vor Wut, Eile und Angst fluchten. Sollten die Frauen, die sich unter dem Haus verkrochen, jetzt, nach all diesen Jahren, in ihrem Keller am letzten wahnsinnigen Tag des Krieges im Granatenhagel umkommen? Am Morgen schliesslich sei dann Stille eingetreten. Doch hätten die Frauen nicht gewagt, sich zu rühren. Eine Stunde, zwei Stunden seien vergangen, und kein Ton sei zu hören gewesen. Plötzlich seien sie von Motorenlärm und dem Getrappel schwerer Stiefel über ihren Köpfen aus dem Halbschlaf gerissen worden. Schliesslich habe sich das Getöse gelegt, das Getrappel aufgehört. Noch einmal sei es um das Haus herum ganz still geworden. Im Laufe des Nachmittags seien die Frauen vorsichtig aus dem Keller gestiegen. Neugierig, müde und hungrig seien sie gewesen. Fräulein L. kroch die Treppe hinauf, öffnete vorsichtig die Tür zu ihrem Zimmer. Blieb sprachlos auf der Schwelle stehen. Boden, Stühle, Tisch waren übersät mit Kampfgerät. Und hier, auf ihrem Bett, lagen in voller Montur zwei amerikanische Offiziere und schliefen völlig erschöpft.

«So was!» rief Fräulein L. und faltete die Hände. Dann fiel sie ins Englische und sagte: «Ach, wie müde sie waren! Wie froh ich war, sie zu sehen! Und nach so einer Nacht!»

Das Gespräch konzentrierte sich nun auf bestimmte Personen. Fräulein L.s Mutter war verstorben; ihr Bruder verschwunden. Er war Maler und hatte in Paris gelebt. Das letzte Mal hatte er sich vor zwei Jahren aus Nizza gemeldet. Ob wir ihn kennen würden? (Seltsamerweise kannte ich ihn, was mir aber erst Monate später klar wurde. Als ich zurück in New York war, erfuhr ich, dass Fräulein L.s Bruder, ein hochbegabter Maler, den seine Freunde jedoch für einen hoffnungslosen Alkoholiker hielten, die ersten zwei Kriegsjahre in Gurs verbracht hatte, einem der schlimmsten Konzentrationslager in Frankreich. Nach mehreren vergeblichen Versuchen war ihm wundersamerweise die Flucht gelungen, worauf er den Rest des Krieges in Verstecken in den Bergen verbrachte. Heute ist er wieder zurück in seinem Atelier in Paris.)

Wir fragten Fräulein L., ob sie etwas über die Aufenthaltsorte irgendwelcher Personen auf unserer Liste wisse. Einige seien wohl gestorben, meinte sie. Etliche andere kannte sie, wusste aber nicht, wo sie sich aufhielten. Dann aber, gerade als wir im Begriff waren, uns zu verabschieden, erinnerte sich Fräulein L. an etwas. «Einen Augenblick», sagte sie, «oben wohnt eine Dame, Frau Professor von A. Sie könnte ihnen vielleicht weiterhelfen ...»

«Frau Professor von A.», unterbrach ich sie. «Irgendwie kommt mir der Name bekannt vor.»

Ich war mir sicher, den Namen schon einmal gehört zu haben, und zermartete mir den Kopf, wo und wann, aber es fiel mir nicht ein.

«Arme Frau Professor von A.», sagte Fräulein L. «Ihr Gatte, ein ganz reizender Mann, kam bei einem Luftangriff in München ums Leben, während er operierte.»

Als letzte Möglichkeit schaute ich noch einmal in meine Liste. Der Name war nicht unter den von Elizabeth M. getippten. Ich wollte

schon das Blatt Papier wieder zusammenfalten, als ich unten auf der Seite die in meiner eigenen Handschrift hingekritzelte Notiz entdeckte: «Versuche, die erste Frau von Emil S. aufzufinden, Frau von A., wahrscheinlich in oder Umgebung von München, letztes Lebenszeichen 1941.»

Schlagartig erinnerte ich mich. Ein paar Stunden vor meinem Abflug aus New York hatte mich Dr. Emil S. angerufen. «Ich habe gehört, dass du nach Deutschland gehst.» Es klang sehr dringlich. «Bitte, solltest du in die Nähe von München kommen, versuche bitte rauszufinden, ob eine Frau von A. und ihre Kinder noch am Leben sind. Sie ist meine erste Frau, es sind unsere Kinder ...»

«War die Frau Professor einmal mit einem Dr. Emil S. verheiratet?» fragte ich Fräulein L.

«Ja natürlich!» rief sie aus und wurde plötzlich lebendig. «Sie kennen Emil?»

«Sehr gut», sagte ich.

Mervyn und ich lächelten uns an.

Einen Augenblick später trat eine grosse, hübsche, gutgekleidete Dame herein. Ihre blasse Haut war leicht gepudert und auf ihren Lippen war, gerade noch sichtbar, ein Hauch von Lippenstift, was ich noch an niemandem in Deutschland gesehen hatte. Ernst gab Sie uns die Hand.

«Erzählen Sie ihr», murmelte Fräulein L.

«Wie wir erfuhren, gnädige Frau, war ihr erster Gatte Dr. Emil S.?»

«Ja», sagte sie und ihre Augen wurden grösser. «Sie kennen ihn?» fragte sie schnell.

«Sehr gut», sagte ich. «Er hat mich vor ein paar Wochen in New York angerufen.»

Sie trat einen Schritt zurück. Augen und Mund öffneten sich, sie senkte den Kopf, hob die Hände und verbarg ihr Gesicht darin. Sie setzte sich langsam, wandte den Kopf zur Seite. Als sie ihr Gesicht wieder freigab, schimmerten ihre Augen und sie lächelte.

«Vor zwei Wochen!» sagte sie in fast akzentfreiem Englisch. «Sie waren vor zwei Wochen in New York! Sie haben vor zwei Wochen mit Emil gesprochen!» Wie betäubt schaute sie im Zimmer umher. «Wie ist das möglich!»

«Er hat mich gebeten, Sie ausfindig zu machen», sagte ich. «Er hatte von Ihnen und den Kindern nichts mehr gehört, seit –»

Ich bemerkte, wie ihre Lider sich fast unmerklich senkten und musste erneut feststellen, dass ich die Kunst der Zurückhaltung noch nicht gelernt hatte.

«Wie geht es Emil?» fragte sie drängend. «Und Nora und dem Kind?»

«Es geht ihnen allen sehr gut», sagte ich.

«Er hat Arbeit – Patienten, in New York?»

«Ja, er hat eine sehr gut gehende Praxis.»

«Wäre es möglich», fragte sie zögernd, «könnten Sie ihm vielleicht eine Nachricht von mir überbringen?»

«Aber sicher.»

Dann begann Frau Professor zu erzählen. Wie ein Schwall brachen die Sätze aus ihr heraus.

«Verzeihen Sie», unterbrach ich. «Es wäre besser, wenn Sie mich ein paar Notizen machen liessen. Ich kann unmöglich alles im Kopf behalten.»

Sie entschuldigte sich, und während Mervyn sich mit Fräulein L. unterhielt, fing ich an zu schreiben:

Richten Sie Emil aus, dass es mir gut geht. Unser Haus in München steht noch. Teilweise Lazarett. Wir leben dort zu achtzehnt – Ärzte, Schwestern, Medizinstudenten. Ich habe sechs Jahre lang als Schwester im Lazarett gearbeitet. Mein Mann kam letztes Jahr bei einem Luftangriff ums Leben. Das Krankenhaus ist abgebrannt. Sagen Sie ihm, dass unsere Tochter in der Nähe von Hamburg lebte, ich aber seit einem Jahr nichts mehr von ihr gehört habe. Ihr Mann kam in Russland ums Leben. Bekam 1942 ein Kind, ein Junge. Unser Sohn, Flieger, letzte Nachricht im Januar, von der russischen Front. Bete, dass er in

Gefangenschaft ist. Sagen Sie Emil, dass seine Schwester bei einem Luftangriff schwer verletzt wurde. Ihr Mann ist in Mannheim ums Leben gekommen. Hoffe, sie hat überlebt, aber keine Nachricht von ihr. Sagen Sie Emil, dass sich sein Bruder im Februar das Leben genommen hat. Weiss keine näheren Umstände. Weiss überhaupt nichts von meiner Schwester; waren alle in Berlin. Versuche, nicht daran zu denken. Glaube, alle Neffen sind am Leben ...

«Das reicht jetzt aber», sagte die Frau Professor. «Ich bin so dankbar. Es geht noch gar nicht alles in meinen Kopf – ein Stoss frische Luft von draussen, nach all den Jahren – es ist schwer zu beschreiben. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken ...»

«Es gibt nichts, wofür Sie sich bedanken müssten», sagte ich. «Hätten Sie sich nicht zufällig in diesem Haus aufgehalten ...»

«Ja», sagte sie, «ich habe Glück – Glück, beim Roten Kreuz zu sein. Ich kann ein bisschen – wie sagen Sie dazu? – Benzin bekommen.»

«Gasoline», sagte ich, und wir erhoben uns und machten uns auf den Weg.

Als wir das Schloss erreichten, hatte schon das Abendessen begonnen. Nach Nauheim und dem Dosenfrass war das Essen hier eine Freude. Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Gurke und der Tomatensalat – von dem es unerschöpfliche Mengen zu geben schien –, alles war frisch. Wir sassen zwischen Offizieren und Personen in Zivil an drei langen Tischen und wurden von einem grossen, schweren Mann mit Glatze, grosser Nase und verschlagenen Augen bedient. Er war einer jener kriecherischen Deutschen, die, wie ich glaubte, bei jedem «Herrn» mit demselben Eifer um seine Gunst gebuhlt hätten. Er war mir vom ersten Augenblick an unsympathisch, und er wusste es. Wann immer er mich aber allein erwischte, beteuerte er gleichwohl sein leidenschaftliches Interesse an der englischen Sprache und bat mich, eine kleine Grammatik unter seiner Schürze hervorziehend, «ihm die Ehre

zu erweisen», ihm den unterschiedlichen Gebrauch der Zeiten im Deutschen und Englischen zu erklären. Gleichzeitig war er ein Schlawmeier, der gerne herablassend wurde, wenn man so töricht war, ihn um Rat zu fragen. Fragte man ihn zum Beispiel nach dem kürzesten Weg zu einem bestimmten Ort in der Nachbarschaft, streckte er, statt einfach Auskunft zu geben, die Brust raus und schnarrte: «Ho! Das ist käseleicht!», womit er zu verstehen gab, dass nur ein Dummkopf so fragen konnte. Als ich hinunter in die Küche ging, um einen Korkenzieher auszuleihen (ein Gang, den ich jeden Abend unternahm, bis wir uns entschlossen, den Korkenzieher zu «befreien»), tat er zuerst so, als wisse er nicht, wo er war, um ihn mir, wenn ich es ihm sagte, mit gross-spurigem Widerstreben und den Worten zu überreichen: «Der Herr wird ihn bald wieder zurückbringen, nicht wahr; es ist der einzige, den wir haben!» Was natürlich gelogen war. Meine Einschätzung seiner Frau unterschied sich nicht gross. Sie war eine kleine, untersetzte Frau, die – während sie schweigsam, ohne zu lächeln, im Kostüm mit ihren runden Tellern hantierte – der ganzen Welt unmissverständlich kundtun wollte, wie tief der Diener unter der gesellschaftlichen Schicht stand, der sie durch Geburt angehörte. Als ein Nachbar uns einmal sagte, das Schloss beschäftige eine fanatische Nazi-Anhängerin als Küchenhilfe, musste ich an dieses Paar denken und war nicht überrascht. In jener Nacht schenkten wir ihnen jedoch wenig Aufmerksamkeit: Wir waren müde und mussten in aller Frühe aufstehen.

«Lasst uns um Himmels willen früh ins Bett gehen!» sagte Mervyn und schaute John und mich dabei an.

«Weck uns um Himmels willen auf!» erwiderten wir.

Mervyn steht auch mitten im Winter nur selten später als sechs Uhr auf und ist zuverlässig wie ein Wecker, aber unbarmherziger.

Irgendwo steht im Baedeker, dass es in München oft zu plötzlichen Temperaturschwankungen kommt. Besuchern wird geraten, «auf der Hut zu sein, besonders gegen Abend». In der Nacht musste das Ther-

mometer um zwanzig Grad gefallen sein. Gegen Morgen heulte ein starker Wind um das Schloss. Der Regen verschluckte die Berge, ja sogar das gegenüberliegende Ufer: Aus dem lieblichen See von gestern war jetzt ein* zorniges, tintenschwarzes Meer geworden. So blieb es fünf Tage und Nächte.

Zu unbarmherzig früher Stunde, um halb sieben, als das Schloss noch im Schlaf lag, trafen wir Unteroffiziere und Mannschaften im Speisesaal – das Frühstück war nämlich die einzige Mahlzeit, die sie in der Offiziers-Messe einnehmen durften. Schon zu dieser Tageszeit, über «Kissen» und Kaffee, fingen Frank, Dudley und der Professor an, sich zu hänseln, wobei sich Frank und Dudley als junge Twens immer gegen den fünfunddreissigjährigen Corporal verbündeten und ihre harmlosen Witze darüber rissen, wie viele verschiedene Speisen er auf einmal schlucken konnte und die wölfischen Geräusche, die er beim Kauen machte. Als Begleitung zu den frühmorgendlichen «Kissen» war das seichte Geplänkel etwas deprimierend. Genauso wie die Fahrt ins zwanzig Meilen entfernte München.

Eiskalter Regen peitschte von beiden Seiten in den Jeep; plötzliche Sturmböen blähten das Stoffverdeck ballonartig auf, liessen es über unseren Köpfen klatschend und stampfend auf- und niederschlagen. Münchens Ruinen im strömenden Regen sahen aus wie Millionen umgekippte, ums Vielfache vergrösserte Müllkarren. Die Lebewesen, die über diese Gefilde von Dreck krochen, waren glänzende Ratten, die aus den Löchern kamen, um sich auf diesem verwesenden Gräberfeld die Bäuche vollzuschlagen, sobald der letzte Mensch auf Erden lebendig begraben worden war.

Ich musste mich an jenem Morgen nicht anstrengen, keine Notiz von dem Schauspiel zu nehmen. Ich hatte ein flaes Gefühl im Magen – in Gedanken war ich nämlich mit dem Interview beschäftigt, das ich mit einem mir unbekanntem deutschen Zivilisten führen sollte. Ich konnte an nichts anderes denken, denn während die anderen Mitglieder

des Teams seit Wochen ihre Befragungen machten, hatte ich noch nie irgendjemanden interviewt. Ich hatte die beiden vorgeschriebenen Formulare, die Fragebögen, gelesen und wieder gelesen, die, wie mir schien, im merkwürdigsten Deutsch verfasst waren, und ich versetzte mich in die Lage des Befragten und überlegte, wie in aller Welt ich selbst einige dieser ungenauen und teilweise unfreiwillig komischen Fragen beantworten würde. Wir sollten uns von jeder Antwort Notizen machen, dann ein sogenanntes «Deckblatt» ausfüllen – eine Liste von Einzelfragen bezüglich der Familie des Deutschen, seines Berufs und seines Wohnorts vor und während des Krieges; ob die Bombardements sich auf seine Gesundheit, seine Arbeit, seinen Schlaf (!) ausgewirkt hatten; wie viele Opfer die Luftangriffe in seiner Familie gefordert hatten; welche Beschädigungen an seinem Heim entstanden seien; ob er, wenn es getroffen worden war, Entschädigung beantragt, wieviel er verlangt und wieviel erhalten hatte. Nach weiteren Einzelheiten über Kanalisation, Abwasser und elektrische Installationen mussten wir eine Einschätzung der Aufrichtigkeit seiner Antworten vornehmen, feststellen, ob er feindselig oder freundlich war, unfreundlich, aber zurückhaltend, oder einfach nur freundlich und gesprächig; am Schluss sollten wir einen abgestuften Vermerk betreffs seiner Einstellung für oder gegen das Naziregime geben (schwarz, grau oder weiss!). Sobald das Interview beendet war, mussten wir über die vier Dutzend Antworten einen Bericht schreiben.

Wer waren diese Befragten, und nach welchen Gesichtspunkten wurden sie ausgewählt? Es sollten Zivilpersonen beiderlei Geschlechts zwischen sechzehn und fünfundsechzig Jahren sein. Die jüngste Person, die ich befragte, war ein dreizehnjähriges, sehr kluges Mädchen, die älteste ein achtundachtzigjähriger, sehr seniler Mann. Sie wurden wie für eine Gallup-Umfrage und nach Verwaltungsbezirken ausgesucht. Von der Zuteilungsliste jedes Bezirks wurde jeder fünfzigste Name ausgewählt, worauf er oder sie von der Militärregierung ein oder zwei Tage vorher eine mit der Schreibmaschine getippte Vorladung er-

hielt, sich zu einer bestimmten Zeit im ersten Stock eines Hauses in der Planettastrasse einzufinden.

Dieses Haus war nur leicht beschädigt worden – was für ein Haus im Zentrum Münchens ungewöhnlich war. Es war ein zugiges, düstres Gebäude, dessen Fensteröffnungen zum grössten Teil mit Pappe abgedichtet waren. Jeder von uns hatte sein eigenes Zimmer. Meines ging auf einen Hinterhof, in dem die Nachbarn ihre Wäsche aufhängten und sich aus gegenüberliegenden Löchern und Fenstern zuriefen. In einer Ecke stand ein hoher grüner Kachelofen; in der Nähe des zersprungenen Fensters ein Schreibtisch, dessen Schubladen mit Papieren und Fotografien vollgestopft waren, viele so alt wie das Jahrhundert. In einer anderen Ecke stand eine Vitrine mit wertlosem Porzellan-Nippes. Der Professor nebenan hatte mehr Glück: Er entdeckte einen Zylinderhut, einen Sonnenschirm aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert und ein antikes Schwert. Damit ausgerüstet, pflegten Frank und Dudley in seltenen Momenten der Entspannung auf dem dunklen Flur zu paradien, an den Stühlen vorbei, wo die Einheimischen auf ihren Aufruf warteten.

Die Vorstellung, auf diesen Flur hinauszutreten, war mir an diesem ersten Morgen absolut zuwider. Ich sass in meinem Trenchcoat da und zitterte vor Kälte. Als ich schliesslich von überall her das Gemurmel der Interviews hörte, regte sich mein Gewissen, und ich zwang mich, aus dem Zimmer zu gehen. Zusammengesunken auf ihren zwei Stühlen sass ein Ehepaar – eine kleinere Frau und ein Mann mittleren Alters mit einer schwarzen Brille. Als ich sie fragte, wer von ihnen einbestellt worden war, wurde ich verständnislos angestarrt. Ich wiederholte meine Frage, und schliesslich erhob sich die Frau. Sie trat ganz nahe an mich heran, neigte den Kopf zur Seite, hielt die Hand ans Ohr ... Mir fiel das Herz in die Hose.

«Wer von Ihnen beiden», brüllte ich ihr ins Ohr, «hat die Aufforderung bekommen, hier zu erscheinen?»

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann trat ein Ausdruck wie von einer Offenbarung auf das Gesicht der Frau.

«Ach so!» rief sie. «Er. Mein Mann!»

Gleichwohl zog sie und nicht er das Blatt Papier aus der Handtasche.

«*All right*», sagte ich zu ihrem Mann, «würden Sie bitte hereinkommen?»

Der Mann rührte sich überhaupt nicht. Soviel ich aus der Richtung seiner schwarzen Brille schliessen konnte, schaute er mich nicht einmal an. Ich beugte mich vor und schrie der Frau zu, dass ich ihren Mann interviewen wollte. Dann beugte sie sich über ihn. Sie legte eine Hand auf seinen Arm. Erst jetzt machte der Mann eine Bewegung. Ich war gerade im Begriff, ihr mitzuteilen, sie dürfe ihren Mann nicht zum Interview begleiten, als ich zu meinem Entsetzen entdeckte, dass der Mann um seinen rechten Ärmel eine gelbe Binde mit drei grossen schwarzen Punkten trug und die ganze Zeit einen weissen Stock unter seinem Mantel verborgen hatte ... Anfängerglück in höchstem Masse, stöhnte ich innerlich.

Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Kaum hatte ich aus dem Flur einen zusätzlichen Stuhl geholt und das Paar nahe bei mir gemeinsam Platz nehmen lassen, als mir nicht nur klar wurde, dass die Frau sehr schwerhörig und der Mann völlig blind, sondern er obendrein fast taub war! Doch das war noch nicht alles. Sobald ich ihr eine Frage ins Ohr schrie und sie sich daraufhin zur Seite drehte und sie brüllend an ihn weitergab, und er – nach langem Überlegen – mir seine Antwort zumurmelte (die ihm die Frau unglücklicherweise von den Lippen ablas), fiel sie sofort über ihn her und warf ihm vor, Unsinn zu reden.

«Mein Mann», sagte sie, sich an mich wendend, «meint überhaupt nicht, was er da sagt. Er hat die Frage nicht verstanden.»

«Was hast du gerade gesagt?» wollte der Mann von seiner Frau wissen.

«Braucht dich nicht zu kümmern!» antwortete sie ihm brüllend.

Doch den Mann schien es sehr zu kümmern.

«Beachten Sie sie überhaupt nicht», murmelte er und wandte seine blinden Augen in meine Richtung, «Frauen verstehen überhaupt nichts von Politik. Sie ist völlig durcheinander.»

«Durcheinander» ist vielleicht das beste Wort, um dieses Interview zu beschreiben – obwohl es noch untertrieben ist. Es legte jedoch eine Vermutung nahe, die sich im Lauf der Zeit bewahrheiten sollte, dass eine erschreckend grosse Zahl von Deutschen von dem dauernden Bombenhagel vorübergehend oder dauerhaft taub geworden waren. Der Mann war schon immer blind gewesen und bis zum Ausbruch des Krieges ziemlich schwerhörig, doch Explosionen und Erschütterungen hatten daraus nahezu völlige Taubheit werden lassen. Seine Frau wiederum konnte bis zum Beginn der Luftangriffe völlig normal hören. (Die Tauben nannten ihr Missgeschick übrigens nie beim Namen: Die Stocktauben bezeichneten sich ausnahmslos als «schwerhörig», die Schwerhörigen versuchten, dir das Gefühl zu geben, dass dein Deutsch noch schlechter war, als du selbst dachtest.)

Der Mann hatte trotz seines Leidens in einer Munitionsfabrik gearbeitet, wohin er jeden Morgen mit mehreren Strassenbahnen gefahren war. Unter normalen Bedingungen brauchte er zwei Stunden für die Anfahrt. An den Tagen nach schweren Luftangriffen auf München hatte er sein Ziel überhaupt nicht erreichen können. Er stieg in die erste Strassenbahn (wenn sie fuhr), stieg in die zweite um, vielleicht auch noch in die dritte, doch früher oder später wurde eine der Bahnen durch die in der Nacht erfolgte Zerstörung aufgehalten, und er musste sich so gut er konnte zurück nach Hause tasten. Die meisten dieser Wege legte er gänzlich zu Fuss zurück, und oft genug hatten sie ihn den Rest des Tages gekostet.

Das Paar war römisch-katholisch, und seine erklärte Abneigung gegen das Naziregime war, wie ich erfuhr, vor allem darauf zurückzuführen, dass es ihre Kirche verfolgt hatte. Sie nannten noch einen zweiten Grund. «Eine der schlimmsten Seiten der Naziherrschaft», sagte der Mann, «war für uns die Art, wie sie die Kranken – die Geistesge-

störten und die Blinden – behandelten. Diese Leute wurden plötzlich verhaftet und weiss Gott wohin verschleppt. Einige Zeit später erhielten die Verwandten ihre Asche. Ich selbst wurde auch verhaftet, aber ich glaube, sie liessen mich laufen, weil ich immer noch fähig war, zu arbeiten.»

Ich hielt es für bezeichnend und interessant, dass der alte Mann auf die Frage, ob er für die nächsten Jahre in Deutschland Preissteigerungen erwarte, antwortete, dass dies seiner Auffassung nach wesentlich von den Juden abhinge.

«Den Juden?»

«Ja», sagte er, «ich hoffe aufrichtig, dass alles wieder billiger wird, wenn die Juden zurückkommen.»

«Juden zurückkommen? Welche Juden?»

«Die Juden, die nach Amerika gegangen sind, natürlich. Sie kommen doch bald zurück, nicht wahr?»

Ausgelöst vielleicht durch eine plötzliche Erinnerung an die gute alte Zeit, murmelte er noch ein paar Worte, an die ich mich seither oft erinnert habe.

«Ja», seufzte er, «unter (*sic!*) den Juden konnten wir immer alles billiger kaufen.»

Die seltsamste Bemerkung jedoch, die ich je von einem Tauben hörte, kam am Anfang, als sie schilderten, wie sie sich bei Luftangriffen verhalten hatten.

«Ach», sagte er, während seine Frau ausnahmsweise einmal zustimmend lächelte. «Ach, wenn wir in der Nacht hörten, dass die Flugzeuge kamen, blieben wir einfach im Bett liegen und drehten das Radio so laut wie möglich!»

MÜNCHEN UND UMGEBUNG

6

Da unsere Abteilung im Rahmen der Inspektion herausfinden sollte, welche Auswirkungen die Luftangriffe auf die Moral der deutschen Zivilbevölkerung hatten, ist es nicht unangebracht, an dieser Stelle einige Fakten und Zahlen zur Geschichte Münchens im Krieg anzuführen.

München wurde häufiger angegriffen als jede andere bayrische Stadt. Zwischen dem ersten Luftangriff am 19. September 1942 und dem letzten am 23. April 1945 wurde die Stadt zweiundneunzig Mal von 9'493 Flugzeugen bombardiert, die 24'454 Tonnen Sprengstoff abwarfen.

Die schwersten Angriffe erfolgten in der Woche vom 11. Bis 16. Juli 1944, als 1'792 Flugzeuge 6'837 Tonnen Bomben abwarfen.

In den dreissig Monaten der Bombardierung Münchens wurden 6'242 Deutsche getötet und 13'000 schwer verwundet.

Bevor ich auf Einzelheiten meiner Interviews mit Überlebenden eingehe, möchte ich, falls ich das noch nicht getan habe, klarstellen, dass ich mich meiner Wesensart nach für nicht geeignet halte, Befragungen nach der Gallup-Methode durchzuführen. Vielmehr bezweifle ich, je ein guter Interviewer sein zu können. Dafür interessierte ich mich zu sehr für den einzelnen Menschen und seine persönliche Geschichte. Ich verschwendete Zeit damit, herauszufinden, wieviel von dem, was einer sagte, stimmte, was falsch war. Ich stellte fest, dass die intelligenteren Deutschen den grössten Zeitaufwand erforderten, nicht, weil sie geschicktere Lügner oder besonders geschwätzig wa-

ren, sondern weil ich mich durch ihre Antworten verleiten liess, ihnen vertrauliche Fragen zu stellen, worauf sie sich in ein privates Gespräch gewissermassen «von Herz zu Herz» stürzten, das mit dem Thema des Fragebogens überhaupt nichts mehr zu tun hatte. Selbst die Langweiler, die IWNs (die, die auf jede Frage «Ich weiss nicht» antworteten), die schrecklich ahnungslose Hausfrau, Bauersfrau, Wäscherin, die alten Grossmütter, deren Erinnerungen an ihre ferne Kindheit unendlich genauer waren als an irgendetwas, das sie seit 1933 erlebt hatten – sogar mit diesen Leuten verschwendete ich Stunden mit meinem schonungslosen und oft ergebnislosen «Bohren» nach Antworten, die einen bestimmten Sinn ergeben sollten. Es war übrigens weniger ärgerlich, einen maulfaulen Holzkopf zum Reden zu bringen, als jenen Opportunisten zuzuhören, die, um den Schattenseiten ihrer Vergangenheit auszuweichen, stets ausschweifend und voller Selbstmitleid von ihren Entbehrungen, den Schrecken des «Terrors» aus der Luft oder von dem furchtbaren Anblick erzählten, den das von Feinden umzingelte «arme kleine Deutschland» bot, dessen sämtliche schöne Städte in Trümmern lagen. Meine sofortige Entgegnung, dass ich erst kürzlich die Menschen von Paris erlebt hatte, dass die Deutschen verantwortlich dafür waren, die meisten Städte Europas in Schutt und Asche gelegt, sechs Millionen Juden umgebracht zu haben und sie, die Deutschen, das einzige gesund aussehende Volk waren, das es auf dem Kontinent noch gab, führte bei dieser Art von Leuten unweigerlich dazu, dass sie den Mund hielten und in eine andere Richtung schauten. Oft hatte ich den Eindruck, als sei es das erste Mal, dass diese Menschen sich Gedanken über das Leid machten, das von ihren Landsleuten über jene Länder gebracht worden war, die sie bombardiert und besetzt hatten.

Unsere Erfahrungen konnten auch nicht die Vorstellung widerlegen, die die Deutschen im Allgemeinen den Amerikanern zu vermitteln verstanden – dass die einzigen echten Nazis in Deutschland Mitglieder der SS und SA gewesen seien, denen wir jedoch wissentlich

nicht begegneten. Von den Deutschen, die ich selbst interviewte, gab nur eine Person – eine Frau – zu, dass sie den Nationalsozialismus immer noch für eine «gute Idee» hielt. Sie war eine Rotkreuzschwester, die nie Mitglied der Partei gewesen war.

Bald fanden wir heraus, dass zwei Fragen alle Deutschen beschäftigten und quälten. Direkt oder indirekt, oft in Form einer geflüsterten Bemerkung am Ende eines Interviews, wurden wir gefragt:

«Wie wahrscheinlich ist es, dass die Russen die amerikanische Zone übernehmen?»

«Wann bekommen wir mehr Brot?»

So viele Tausende von Deutschen wurden interviewt, so viele Tausende von Seiten über die Ergebnisse geschrieben, dass es sinnlos ist, zu diesem Zeitpunkt weiter zu verallgemeinern – selbst wenn man glaubt, was ich nicht tue, Verallgemeinerungen dienen einem guten Zweck. Die präzise wiedergegebene Aussage eines Deutschen (am besten in seiner Sprache) kann erhellender sein als ein dreispaltiger «zusammenfassender Bericht» eines Ausländskorrespondenten. Aus diesem Grund habe ich aus einer grossen Zahl von Aufzeichnungen Teile von Interviews ausgewählt, in denen einige Deutsche kurz beschrieben werden und sich dann mit genau den Worten äussern dürfen, die sie in jenen ersten Wochen nach der Kapitulation gebrauchten. Mögen Dummheit und Ahnungslosigkeit, die in einigen ihrer Bemerkungen offenbar werden, auch für amerikanische Ohren unglaublich klingen, so sollte sich der Leser erstens erinnern, dass viele Fragen unklar formuliert und abstrus waren – kurz gesagt, Fragen waren, die wenige Amerikaner unter vergleichbaren Umständen hätten befriedigender beantworten können, wenn sie auf sie und die Vereinigten Staaten zugeschnitten gewesen wären, und zweitens, dass die Vorladung durch die Militärregierung des ehemaligen Feindes für jeden einzelnen Deutschen völlig überraschend kam. Und falls man ihm gesagt hatte, er hätte von der bevorstehenden Befragung nichts zu befürchten, so hielt er

es für dasselbe Märchen, das er nur allzuoft von seiner eigenen Regierung gehört und deshalb guten Grund hatte, offiziellen Stellen gegenüber misstrauisch zu sein. Drittens standen die Deutschen zu diesem Zeitpunkt noch unter dem Schock der Luftangriffe, der Angst und der Niederlage. Viertens – und dies ist leider eine Verallgemeinerung, die sich auf persönliche Beobachtung stützt und eine höchst anfechtbare Meinung darstellt – waren die Deutschen schon immer ein politisch ungewöhnlich ungebildetes Volk. Nach zwölf Jahren Isolation, Propaganda, Lügen, Terror und Korruption unter Hitler hat diese Unwissenheit ein Niveau erreicht, das, wie ich sagen würde, niedriger ist als in jedem anderen europäischen Land, ausgenommen Russland.

Schliesslich gibt es ein weiteres Thema, das zu endlosen Diskussionen geführt hat, das in den meisten Interviews auffälligerweise nicht vorkommt und wozu man Amerikaner, die im Sommer 1945 in Deutschland waren, immer noch befragt. Es ist das Problem der deutschen Schuld. Hatten die Deutschen irgendwelche Schuldgefühle? Mit Ausnahme der Beispiele, die in den Interviews wiedergegeben werden, ist die Antwort ein entschiedenes Nein. Unsere Erklärung für dieses Phänomen ist einfach: Die Deutschen haben ein so ungeheures Schuldgefühl, dass sie sich diesem einfach nicht stellen, geschweige denn es ausdrücken können.

ZWEI JUNGE MÄNNER

I

Obwohl junge männliche Zivilisten selten waren, konnte ich in einer Woche in München doch zwei interviewen. Der erste war ein Junge aus der Arbeiterklasse, dessen Intelligenz, gemessen an den Standards von Hitlers Deutschland, überdurchschnittlich war. Der zweite war ein gewandter, gebildeter, ungewöhnlich gescheiter junger Mann aus der Oberschicht.

Wenn diese beiden etwas gemeinsam hatten, dann nicht den Fanatismus der Hitlerjugend, über den man so viel gehört hat. Wenngleich keine überzeugten Nazis, so waren sie aber auch gewiss keine Nazi-gegner. Obwohl zynisch und fatalistisch, fehlte es ihnen nicht an persönlichem Ehrgeiz. Weder schienen sie überschwenglich hoffnungsvoll noch von Verzweiflung niedergedrückt zu sein. Der Gescheite war merkwürdig distanziert; beide waren überraschend unsentimental und unaufgeregt. Ebenfalls überraschend war, dass sogar der weniger intelligente Junge Individualität erkennen liess. Und zu ihren Gunsten muss gesagt werden, dass sie, anders als viele Ältere, keine Unterwürfigkeit zeigten, nichts von jenem allzu vertrauten Bemühen zu gefallen. Bei beiden hatte ich das Gefühl, dass sie nach allem, was sie gesehen und erlebt hatten, keine Illusionen mehr hatten und ihnen vielleicht sogar die Fähigkeit abhanden gekommen war, noch irgendeiner Menschenseele zu vertrauen. Falls letzteres zu trifft, bin ich bereit, sie jener verlorenen und unbelehrbaren Generation zuzuordnen, für die es, wie die Pessimisten beteuern, keine Hoffnung gibt.

Das Gesicht des jungen Gruber, wie ich ihn nennen möchte, des Jugendlichen aus der Arbeiterklasse, hatte jenen Ausdruck, den ich überall in Nazideutschland erwartet hatte – mürrisch, misstrauisch, verbittert. Sein Gebaren war fast feindselig. Er war blass, blond, trug ein weisses Hemd und Lederhosen. Nach der sehr dringlichen Bitte, sein Fahrrad mit in den Raum bringen zu dürfen, setzte er sich und sagte mir, er sei Rheinländer, und erzählte, dass während der letzten Besatzung zwei seiner Tanten Amerikaner geheiratet hätten und in die Vereinigten Staaten gezogen seien.

«Deshalb sind mir die Amerikaner einigermaßen sympathisch», sagte er ziemlich widerwillig. Nachdem er sein halbes Leben unter dem Nationalsozialismus verbracht hatte, war er eindeutig überrascht, dass Amerikaner sich nicht wie Nazis benahmen. «Ich hätte nicht gedacht, dass man uns Arbeitern so viel Freiheit geben würde», räumte er ein.

«Ich dachte, wir würden als Sklaven in andere Länder geschickt werden – wahrscheinlich Russland.»

Von Beruf Messerschmied, war der junge Gruber früh zur Wehrmacht eingezogen und 1942 als Invalide entlassen worden. Während der letzten zwei Jahre arbeitete er mit seinem Vater zusammen in einem Hotel in der Nähe von Berchtesgaden. Das hatte ihm gar nicht zugesagt, weil er nicht mit der Belegschaft zurechtkam. «Ich hatte immer Streit mit ihnen, weil ich den Mund aufgemacht und gesagt habe, was ich dachte. Der Mann, der das Hotel leitete, tat, als wäre er ein bevorzugtes Parteimitglied; in Wirklichkeit war er nur ein gewöhnlicher Schwindler ...»

Gruber gab bereitwillig zu, *Mein Kampf* – ein Buch, das er natürlich nicht gelesen hatte – für bare Münze genommen zu haben. «Ja, ich hab wirklich alles geglaubt, was der Führer sagte – besonders über das Thema Lebensraum. Ich schaute mir immer die Landkarte an, und es schien so zu sein, wie er sagte, dass wir umzingelt waren und dass Russland viel zu gross war.»

Überflüssig zu erwähnen, dass der junge Gruber nicht allein aus Leidenschaft für ein Grossdeutsches Reich die Karte studiert hatte. «Nach Aussage unserer Propaganda», sagte er, und man konnte merken, wie oft er genau dieselben Worte verwendet haben musste, «hätten wir die Ukraine bekommen, und das wäre speziell für meinen Beruf sehr gut gewesen, weil wir die Ukraine ‚besiedelt‘ hätten und Leute wie ich dort dringend gebraucht worden wären.»

Dass die Dinge anders gelaufen waren, schien Gruber nicht besonders zu bekümmern. «Die Fähigkeiten eines Messerschmieds», sagte er ruhig, «sind wahrscheinlich nützlicher im Frieden als im Krieg. Ich habe sogar Aussichten, in Obersalzberg mein eigenes Geschäft aufzumachen.»

Von den Nazi-Obersten schien für Gruber nur Hitler etwas zu taugen. «Alle anderen waren nur an sich selbst interessiert; sie haben alle in die eigene Tasche gewirtschaftet und nur an den eigenen Bauch ge-

dacht. Dr. Ley habe ich eine Zeitlang ziemlich oft gesehen. Er war fast jede Nacht betrunken. Hitler hat nicht getrunken!»

Manchmal kam es mir vor, als ob das übertriebene Hervorheben von Hitlers Abstinenz ebenso wie andere Propaganda dabei geholfen hatte, seine Macht zu sichern.

Gruber hatte keine Zweifel, weshalb Deutschland den Krieg verloren hatte. «Sabotage von den führenden Politikern», war seine prompte Antwort. «Zu Beginn des Krieges gab es in der politischen Führung viele jüngere Männer. Aber die wurden bald entfernt, an die Front geschickt und umgebracht. Nur der alte Haufen blieb, und denen war alles egal ausser ihnen selbst.»

Teils seiner schlechten Gesundheit, teils aber auch seines grossen Mundwerks wegen hatte Gruber nach seiner Entlassung aus der Armee ein bemerkenswert ungestörtes Leben geführt. Er war einer der wenigen Deutschen, die nicht sprachlos vor Erstaunen waren, wenn man sie fragte, wie oft sie blaugemacht hatten.

«Ich weiss wirklich nicht, wie oft ich gefehlt habe», sagte er ohne den geringsten Anflug eines Lächelns. «Schätze, ein paar Stunden pro Woche. Ich stellte mich einfach vor meinen Boss und redete auf ihn ein, bis er es nicht mehr aushalten konnte. ‚Oh, verschwindet‘ sagte er immer. Und dann bin ich gegangen.»

Gruber hörte nie Radio und las nie eine Zeitung. «Die sagten immer dasselbe.» Vielleicht hatte er deshalb immer an einen deutschen Sieg geglaubt. Doch nannte er dies nicht als Grund. «Ich hab' geglaubt, was der Goebbels über die Stärke der V-Waffen gesagt hat», sagte er. Sein Glaube oder Wunschdenken war so gross, dass Gruber am deutschen Sieg erst zu zweifeln begann, als ein Freund ihn davon überzeugen konnte, dass «amerikanische Truppen bei Mainz den Rhein überquert hatten. Das war das erste Mal», fügte er hinzu, «dass ich mir sagte: Da stimmt was nicht!»

Wie Millionen anderer Menschen in der ganzen Welt schien Gruber fasziniert zu sein von der dramatischsten Episode des Krieges – dem

Flug von Rudolf Hess nach Schottland. Grubers Sichtweise eines der unmittelbarsten Ergebnisse dieses Fluges war allerdings neu für mich. «Es stimmt doch, oder nicht», fragte er, «dass in dem Moment, als die Friedensbemühungen von Hess scheiterten, die führenden britischen Nazis in England einen Putschversuch machten?»

Dies brachte ihn auf eine weitere, weniger ungewöhnliche Frage: «Wie werden in den Vereinigten Staaten Deutsch-Amerikaner behandelt?»

«Mit ausserordentlicher Fairness», sagte ich ihm.

Ungläubig schüttelte er langsam den Kopf.

«Nach allem, was Amerikaner über eure Konzentrationslager erfahren haben», sagte ich, «kann ich mir gut vorstellen, dass es Ihnen schwerfällt, das zu glauben. Was ist übrigens», fügte ich hinzu, «Ihre Meinung dazu?»

Ich erwartete, Gruber würde mit den Schultern zucken und das Thema als alliierte Propaganda abtun. Doch diesmal verlor er die Ruhe. Er bekam ein rotes Gesicht, als er fast brüllte: «Wenn das stimmt, was man hört, dann ist das die grösste Schweinerei, die es gibt!» Falls das gespielt war, wäre Messerschmied der falsche Beruf für Gruber gewesen.

Und Hitler? Nahm Gruber an, er habe von diesen Lagern nichts gewusst?

Den Tränen nahe, gab Gruber seiner Überzeugung Ausdruck, dass «die anderen Verantwortlichen Hitler die Schrecken der Konzentrationslager verheimlicht» hätten.

Auf mein spöttisches Lächeln hin fügte er mit zusammengebissenen Zähnen hinzu: «Aber falls Hitler es gewusst hat, war er nicht besser als die anderen!»

Dann stand er auf und ging zu seinem Fahrrad. In seiner Wut blieb er damit in der Tür hängen.

II

Obwohl nach Herkunft und Charakter sehr verschieden, legte auch der andere junge Mann die misstrauische, mürrische, halb feindselige Haltung an den Tag, mit der ich in Deutschland gerechnet hatte. Zwanzig Minuten lang konnte ich als Antworten auf die Fragen des gedruckten Fragebogens wenig mehr aus ihm herausholen als ein paar verneinende Brummlaute. Allmählich gelang es mir, seine Verslossenheit aufzubrechen und sein Vertrauen zu gewinnen («Verbindung herstellen», wie das in der Amtssprache hiess), zuerst, indem ich ihm eine Zigarette anbot (eine Versuchung, der er offenbar unbedingt widerstehen wollte), dann, indem ich ihm persönliche Fragen über seine Familie stellte; und schliesslich taute ich ihn auf, nachdem ich auf einige seiner nachdenklicheren Antworten mit ermutigendem Gebrumme reagiert hatte.

Er war vierundzwanzig und katholisch. Dunkelhaarig, gutaussehend, gut gekleidet, wie er war, hätte er beinahe aus jedem westeuropäischen Land sein können. Sein Vater war Gynäkologe, er selbst hatte seine Abschlussexamina in Medizin abgelegt und gerade eine Woche vor dem Einmarsch der Amerikaner in München seine Ernennung zum Doktor erhalten. Vom Ausbruch des Krieges bis zum Frühjahr 1941 durfte er sein Studium der Medizin in München fortsetzen. Dann wurde er zum Militär einberufen und als einfacher Soldat nach Russland zur Artillerie abkommandiert. Immer noch Mitglied der Wehrmacht, war er 1942 nach München heimgekehrt, um hier sein Studium fortzusetzen.

«In den letzten drei Jahren», sagte er, «war ich tagsüber Medizinstudent und nachts Feuerwehrmann.» Trotz dieser letzteren Tätigkeit war er einer der wenigen Deutschen, die behaupteten, unempfindlich gegen die Luftangriffe gewesen zu sein. «Ich kann nicht sagen, dass sie mich in der einen oder anderen Weise beeinträchtigt hätten», sagte er ruhig. Seine Einstellung zur militärischen Besetzung und den kol-

lektiven Ausschreitungen, zu denen es im Gefolge von Kampfhandlungen kommt, war gleichermassen gelassen. «Ich wusste, was wir zu erwarten hatten», sagte er. «Bei der Einnahme von Charkow sah und erlebte ich, was militärische Besetzung bedeutet. Die Deutschen haben sich dort so benommen wie die Amerikaner hier. Und die Bevölkerung von Charkow hat sich genauso verhalten wie die Münchener. Hier wie dort ging es bei den Plünderungen und Diebstählen fast genauso zu. Natürlich erlebte ich all dies mit den Augen und aus der Sicht des Soldaten. Bitte? Der deutsche Soldat? Nein, nach meiner Erfahrung hat er sich weder schlechter noch besser benommen als andere Soldaten auch.»

Erst als der junge Arzt etwas widerwillig einräumen musste, dass sein Vater seit 1937 Mitglied in der nationalsozialistischen Partei gewesen war, wirkte er etwas beschämt. Er schlug die Augen nieder und fügte hinzu: «Ich weiss nicht, ob er seine Praxis fortführen kann. Ich selbst arbeite nur als unbezahlter Assistent an der Poliklinik und bin finanziell von meinen Eltern abhängig. Auf Jahre hinaus werde ich meinen Lebensunterhalt nicht selbst verdienen können. Ich bin sehr jung, und es gibt so viele ältere Ärzte.»

Im Gegensatz zu der üblichen Floskel, «es wäre schrecklich geworden ..., wir wären alle in die Konzentrationslager gewandert, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte», räumte der junge Arzt ein, dass ein deutscher Sieg «für mich persönlich ganz gut gewesen wäre – alles wäre weitgehend so geblieben wie vor 1939», aber natürlich völlig anders als vor 1933. Zwischen diesen Jahren «ging alles viel schneller für uns Studenten und Ärzte. Es dauerte nicht so lang, bis man eine Praxis aufmachen konnte. Aber was nützt es, sich darüber den Kopf zu zerbrechen? Deutschland hat den Krieg nicht gewonnen!»

Er hatte eine sehr genaue Vorstellung davon, warum es ihn verloren hatte. «Wenn es denn überhaupt notwendig war, Krieg zu führen», sagte er und begann, offener zu reden, «dann hätten wir nicht so mit den Juden umgehen dürfen. Dann hätten wir nicht so mit den Katholi-

ken umgehen dürfen.» Ich bemerkte, dass er ehrlicherweise die erste statt der dritten Person Plural benutzte. «Unser Verhalten gegenüber den Juden», fuhr er fort, «war eine Kulturschande. Da nennen wir Deutschland das Land der Kultur und gehen hin und führen uns gegen eines der kultiviertesten Völker der Welt so auf. Ich beziehe mich dabei besonders auf die Behandlung der Juden *vor* dem Krieg. Ich glaube, es wäre in Ordnung gewesen, während des Krieges die Juden interniert zu halten. Denn wenn man bedenkt, wie man sie vor 1939 behandelt hatte, hätten sie sonst natürlich die Kriegsanstrengungen behindert.»

Er war auch der Meinung, dass vor dem Krieg viele politische Fehler gemacht worden waren. «Unsere Aussenpolitik war völlig falsch», sagte er. «Wir hätten nicht mit Russland, sondern mit England einen Pakt schliessen sollen. Nachdem man aber einen mit Russland geschlossen hatte, hätte man zu ihm stehen müssen. Wir hätten zur Zeit von ‚München‘ einen Pakt mit England schliessen und ihn einhalten müssen.» Besonders verbittert sprach er über Korruption – «Korruption innerhalb der Partei, innerhalb der Wehrmacht. Das fing schon 1940 in Frankreich an und setzte sich den ganzen Krieg hindurch fort. Es gab auch Korruption unter den Offizieren in der Heimat – überhaupt am schlimmsten in dieser Hinsicht waren die Zahlmeister.»

Natürlich hielt er wie die grosse Mehrheit der Deutschen die militärische Führung am Anfang für gut. Den Angriff auf Polen, Frankreich und die Niederlande bezeichnete er nicht als Blitzkrieg, sondern als «Prozess der Expansion», der jedoch «zu schnell», wenngleich «gut geführt» wurde. «Sie wollten zu viel zu schnell. Sie hätten die Erfolge dieser Expansion als Schutzwall nützen und zufrieden sein sollen.»

Seine Bemerkungen zur politischen Führung waren jedoch höchst ungewöhnlich. Ich erinnere mich an keinen anderen Deutschen, der eine derart kühle Objektivität an den Tag legte, noch an irgendjemanden sonst – wobei ich auch eine fanatische Nazi-Anhängerin nicht ausschliesse –, der es wagte, die politische Arbeit der Nazis in dieser Hin-

sicht als gut zu bezeichnen. «Ja», sagte der junge Doktor nachdenklich, «sie war gut – das heisst an und für sich, wissen Sie, unabhängig von allem anderen. Ohne sie wäre Deutschland drei Jahre früher besiegt worden. Die Nationalsozialisten verstanden etwas von Zwangsherrschaft und konnten damit umgehen. Sie setzten sie bis zum Äussersten ein, haben es aber übertrieben und die wirtschaftliche Produktivität des Feindes unterschätzt. Die Russen – die haben mehr aus der Zwangsherrschaft herausgeholt als wir. Bitte? Ob ich denke, dass Unterdrückung für ein Volk gut ist? Lieber Gott, nein – ich habe nicht vom Volk geredet. Ihre Frage betraf die politische Führung! Und ich muss darauf bestehen, dass diese, als solche, sehr gut war – gut für das System, den Staat; aber nicht gut genug – und wie ich schon gesagt habe, nicht so gut wie die der Russen. Probieren geht über ... Sie wissen ja. Stalin ist der Einzige, der es versteht, eine Nation über einen langen Zeitraum auf einen modernen Krieg einzustellen ... Unser Fehler war, dass wir wussten, was eine Schlacht, aber nicht, was ein totaler Krieg bedeutet. Jetzt wissen wir es, weil der Krieg auf deutschem Boden ausgetragen wurde und der Feind hier ist. Der letzte Krieg – haha, das war nur ein Feldzug!»

Nach dem Interview beugte sich der junge Doktor über den Tisch zu mir. «Wissen Sie», sagte er leise und mit grimmigem Lächeln, «wissen Sie, unser Problem wird es sein, dass die Amerikaner die deutsche Mentalität nicht richtig verstehen.»

Nun, dachte ich, dazu müsste man wohl ein Hitler oder Goebbels sein.

EIN RECHTSANWALT

Er war ein dunkelhaariger, dunkelhäutiger Mann von vierzig Jahren, der 1934 seinen hochbezahlten Job als Rechtsberater der Regierung verloren hatte, weil seine Frau jüdische Grosseltern hatte. Von diesem Zeitpunkt an bis 1942, als er zum Militär eingezogen wurde, war es

ihm mit Hilfe eines Partners möglich gewesen, als Rechtsanwalt zu praktizieren – ein Beruf, den er bald hassen lernte, weil es in seinen Worten «landauf und landab kein Recht mehr gab. In Nazideutschland gab es keine Möglichkeit mehr, Recht zu sprechen. Die Strafen waren entsetzlich und standen in völligem Missverhältnis zu den begangenen Straftaten.»

Während seiner Kasernierung wurde im Oktober 1943 seine Wohnung schwer beschädigt und im April des folgenden Jahres völlig zerstört. «Die Lebensbedingungen während der Evakuierung waren so schrecklich», sagte er, «dass unsere zweieinhalb Jahre alte Tochter eine Lungenentzündung bekam und ein paar Tage später daran starb.»

Jetzt lebte er mit seiner Frau und der zweiten Tochter in einem kleinen Zimmer in einem Vorort acht Meilen vom Zentrum Münchens entfernt. Vor zweierlei hatte er wahnsinnige Angst: vor bewaffneten Fremden, Staatenlosen, und vor der Möglichkeit, die Amerikaner könnten abziehen und die Russen einrücken.

Für das erstere hatte er triftige Gründe. Im letzten Monat waren ihm von Staatenlosen drei Fahrräder gestohlen worden – «Einer von ihnen war ein Pole, der hier mitten in der Stadt auf mich schoss.» Wenige Tage zuvor war einer seiner Nachbarn in der eigenen Strasse beschossen und getötet worden, weil er sich weigerte, sein Fahrrad herzugeben. Am darauffolgenden Abend war ein Ehepaar von zwei bewaffneten Männern angegriffen worden – «ich glaube, es waren Russen» –, die den Mann umbrachten, die Frau schwer verletzten und sich auf den Fahrrädern ihrer Opfer davonmachten.

«Und was das Unrecht noch grösser macht», sagte er, «ist die Tatsache, dass ich weiss, wo meine Räder sind! Ich habe sie auf dem Schwarzmarkt am Sendlinger Tor gesehen, jedes für zwanzigtausend Mark! Die Schwierigkeit für die Besatzungstruppen besteht darin», fügte er hinzu, «dass viele dieser Gangster amerikanische Uniformen tragen ...»

Ein für die Amerikaner noch schwierigeres, noch ernsteres Problem sah er in der Entnazifizierung. «Sie müssen wissen, dass es Tausende von Parteimitgliedern gibt, die keine Nazis waren», sagte er und deutete natürlich an, dass er selbst zu dieser Kategorie zu zählen sei! «Andererseits gibt es eine grosse Zahl echter Nazis in wichtigen Stellen. Sie wohnen noch in denselben Wohnungen in der Stadt, während wir in einem einzigen Zimmer in einem Vorort hausen. Wir müssen dafür sorgen, dass diese Leute gehen – weil wir Angst vor dem Kommunismus haben –, und der Unterschied ist sehr gering. Darin liegt die grosse Gefahr für uns ...»

Für die nächstgrössere Gefahr nach dem Kommunismus hielt der Rechtsanwalt die deutsche Jugend. «Sie müssen wissen, dass die meisten intelligenten Männer meines Alters von Anfang an wussten, dass der Krieg verloren war. Es war uns klar, dass fast die ganze Welt gegen uns sein würde. Aus meiner Erfahrung in der Wehrmacht kann ich sagen, dass die älteren Soldaten nicht für Hitler waren, die jungen jedoch – besonders die jungen Männer aus der Hitlerjugend – alle von Goebbels' Propaganda überzeugt waren. Ich selbst war überrascht von dem Ausmass, in dem die Jugend davon eingenommen war. Goebbels hatte vor allem deshalb Erfolg, weil er an ihre niedrigsten Instinkte appellierte. Das wird in der Zukunft ein schreckliches Problem werden.»

Hatte sich der Rechtsanwalt auch nicht durch diese Propaganda täuschen lassen, so schien er doch einen seltsamen Respekt für den Mann zu hegen, der für sie verantwortlich gewesen war. «Goebbels war nicht nur der Schlaueste von allen», behauptete er, «er war auch der Mutigste. Während man Hitler nach dem Beginn der Luftangriffe in keiner deutschen Stadt in der Öffentlichkeit mehr sah, zeigte sich Goebbels dauernd auf den Strassen – mit dem Ergebnis, dass er zumindest einmal, im Rheinland, mit Steinen beworfen wurde.»

Für Hitlers militärische Strategien hatte der Rechtsanwalt nur Verachtung. «Hitler war es, der den Befehl gab, Stalingrad um jeden Preis

zu halten, und gleichzeitig Rommel zwang, den Suezkanal zu erobern. Jeder Narr wusste, dass eines dieser Vorhaben zum Scheitern verurteilt war. Wie sich herausstellte, scheiterten beide. Nach Stalingrad betete jeder intelligente Deutsche, Hitler möge sich um Friedensverhandlungen bemühen. Wir wussten damals, dass es keine Hoffnung mehr gab.» (Selbst einige der schwachsinnigsten Deutschen seien sich über die Hoffnungslosigkeit der Situation nach Stalingrad im Klaren gewesen.) Auch die Ereignisse um den 20. Juli hatten ihm keine Hoffnung gemacht. «Ich glaube immer noch, dass es ein Bluff war», sagte er. «Einfach der – unglücklicherweise erfolgreiche – Versuch, gewisse Generale und andere einflussreiche Nazigegner zu liquidieren.» Ein interessanter Kommentar zur Wirksamkeit der Nazipropaganda!

Als er sein «viertes» Fahrrad durch den Flur schob, drehte sich der Rechtsanwalt um. «Während des Krieges», sagte er finster, «habe ich mich jedesmal, wenn ich morgens aufstand, gefragt, ob es das letzte Mal sein würde. Jetzt denke ich genau dasselbe, wenn ich mich auf eines dieser Räder setze.»

DIE FRAU DES VORARBEITERS

Die überwältigende Mehrheit der Deutschen, deren Antworten für ein amerikanisches Ohr etwas zu gefällig klangen, waren nicht unbedingt Speichellecker. Auf die Frage, wie sie unter der Besatzung zurechtkamen, antworteten neun von zehn, «sie hätten nichts zu klagen». Oft schoben sie noch eine Bemerkung hinterher, um zu veranschaulichen, wie anständig sich ihrer Meinung nach die Amerikaner benahmen. Die Bemerkung einer unangenehmen Frau mittleren Alters – der Frau eines ehemaligen Vorarbeiters in einer Lokomotivenfabrik – war typisch. «Wenn amerikanische Soldaten mich in der Schlange für meine Tagesration Bier stehen sehen», sagte sie, «kommen sie oft her und geben sie mir selbst.» (Das höflichste übrigens, was aus dem Mund der G.I.s über

dieses Bier zu hören war, war «siebenundneunzig Prozent gelbes Wasser.») Auf die Frage, ob die Besatzung besser oder schlimmer sei, als sie es erwartet hatte, antwortete sie: «Ach, viel besser!» Es ist nicht immer gerecht, solche Reaktionen als «kriecherisch» abzutun. In den meisten Fällen waren diese Antworten ehrlich gemeint, denn Goebbels' Propaganda hatte sich tief eingepägt. «Man hat uns gesagt», berichtete die Frau des Vorarbeiters, «wir dürften nicht mehr auf die Strasse gehen, dass wir Frauen von den Negern vergewaltigt würden, dass wir von unseren Männern getrennt und unsere Kinder deportiert würden. «Natürlich», fügte sie mit rührseligem Lächeln hinzu und ohne zu merken, dass sie sich völlig widersprach, «natürlich haben wir nie geglaubt, was Hitler und Goebbels über die Amerikaner erzählt haben. Jetzt sind wir freie Leute – nicht wahr?»

Ob sie es glaubte oder nicht, wie viele andere Frauen wiederholte auch sie nur, was sie gehört hatte. Selten gab sie sich eine Blöße, indem sie ausplauderte, was sie mit eigenen Augen gesehen oder selbst gedacht hatte – falls sie überhaupt etwas gedacht hatte. Stattdessen berief sie sich immer auf ihren Mann und schob somit die Verantwortung für das, was sie sagte, auf den abwesenden Vorarbeiter.

«Mein Mann, der hat immer gesagt, wir sollten Deutschland verlassen und in die Vereinigten Staaten gehen.»

Und wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte? «Oh weh! Mein Mann hat immer gesagt, dass wir dann nicht mehr auf dem Trottoir bleiben dürften. (Eine Münchener Redensart.) Er hat gesagt, dass wir dann nicht mehr hätten atmen dürfen – dass die von uns, die nicht in der Partei waren, nach Dachau geschickt worden wären!»

Mit einem gewissen Stolz erzählte sie mir von ihrer Aufgabe, Geld fürs Rote Kreuz zu sammeln, und dann, mit einem leidvollen Seufzer, dass man von ihr erwartet hatte, die zu denunzieren, die nicht spendeten. «Mein Mann hat natürlich immer gesagt, das Geld ginge sowieso in die Parteikasse.»

Der Hauptgrund, warum Deutschland den Krieg verloren hat? Ach Gott! Wie konnte sie das wissen – eine einfache Frau wie sie, die sich «noch nie den Kopf über Politik zerbrochen hat»? Sie zuckte mit den Schultern, schaute zur Decke und rückte schliesslich mit einer Antwort heraus, die zuerst überraschend schien. «Weil Hitler gleichzeitig Napoleon und Friedrich der Grosse sein und die Welt erobern wollte – nicht wahr?»

Ich machte mir nicht die Mühe, sie zu fragen, wo sie das wohl gehört hatte.

Aus dem Widerspruch zwischen dem, was sie aufgeschnappt hatte, und den tatsächlichen Ereignissen, schien sie nicht viel gelernt zu haben. «Ich hatte immer gehört, dass die deutsche Armee dagegen war, den Krieg weiterzuführen, und dass sie aufgeben wollten, als Amerika eingriff. Da hab' ich gesagt, ‚Der Krieg ist verloren!‘ Bitte? Die Deutschen hätten noch dreieinhalb Jahre weitergekämpft? Na ja, mein Herr, sie konnten ja nicht anders, oder!»

Wie viele Deutsche beiderlei Geschlechts hegte sie auf die führenden Nazis vor allem deshalb einen Groll, weil sie so übermässig dem Alkohol frönten. «Wir haben gehört», sagte sie bitter, «dass sogar die Generäle besoffen waren. Hier in München hat jeder gesagt, der Gauleiter Wagner wäre ein Säufer. Und was den Giesler betrifft, der war, als die Amerikaner schon bei Dachau waren, so betrunken, dass er den städtischen Radiosender kurz und klein schlug!»

Vielleicht hatte es mit seinem Ruf als Abstinenzler zu tun, dass sie Rudolf Hess rehabilitieren wollte. «Ach», seufzte sie wie eine Frau, die an ihren Lieblingssohn denkt, «als der Hess nach England flog, sagten wir, wenigstens der tut sein Bestes für uns!»

Über den Flug von Hess hatte sie eine merkwürdige Vorstellung. «Sie wissen ja, dass es zwischen Hess und den anderen Führern schwer gekracht hat. Er war nicht einverstanden mit dem, was sie sagten, und ist allein geflogen. Der Einzige, der ihm zugestimmt hat, war Haupt-

mann Ernst Röhm – und den haben sie geschnappt und als Verräter erschossen! So hab ich's gehört, wohlgemerkt ...»

Als ich ihr sagte, dass Röhm bei dem «Blutbad» von 1934 umgebracht worden war, schüttelte sie den Kopf. «Na», murmelte sie, «alle diese Namen – man vergisst ganz, wer wer ist!»

Was sie über den Zweck der alliierten Luftangriffe gehört hatte, war noch seltsamer. «Ich hab' gehört», berichtete sie, «wie Leute sagten, die Briten und Amerikaner würden unsere Städte bombardieren, um ihre Fallschirmjäger hinter unseren Linien abzusetzen! Das hab' ich sogar im Radio gehört. Bitte? Ja, das ist der einzige Grund, der mir einfällt!»

Ob sie einmal die Sender der Alliierten gehört habe?

Diese Frage liess jeden Deutschen vor Verlegenheit erröten. Offensichtlich war es Thema endloser heimlicher Unterhaltungen gewesen, denn es war eine gesetzeswidrige Handlung, die nur wenige nicht begangen hatten. Die Deutschen antworteten gerade auf diese Frage wie schuldbewusste Kinder, die ihren Lehrer angelogen hatten und die, als sie zu Hause erfuhren, dass die Lüge herausgekommen war, hofften, ihre nachsichtige Mutter würde ihnen verzeihen. Ihr Verhalten, dachte ich, enthüllte, wie tief das Bedürfnis nach Disziplin und Autorität im deutschen Charakter verwurzelt ist.

Nach einigem Schweigen und einem verschämten Grinsen gab die Frau des Vorarbeiters schliesslich zu, die Sender der Schweiz und Luxemburgs gehört zu haben ...

Und wann sie damit angefangen habe?

«Na ja, als der Hitler in Österreich und Dänemark einmarschierte, und in all den anderen Ländern ...!»

EIN INGENIEUR

Er war ein kleiner, untersetzter, gesund aussehender Mann mit stark vorspringendem Unterkiefer und der ärgerlichen Angewohnheit, lange, belanglose Geschichten zu erzählen – vor allem, wie ich an-

nahm, um seine überlegene Bildung und Intelligenz zu demonstrieren. Ob Krieg oder nicht, ob unter den Nazis oder unter den Amerikanern – schnell wurde mir klar, dass er in gleichem Mass seinen Dienst versehen und sich hervortun wollte.

«Ich hatte immer gehofft, die Amerikaner würden Bayern einnehmen», sagte er. «Die einzige Alternative seien die Franzosen gewesen, aber die Franzosen, nicht wahr, sind schlechte Verwalter. Sie wären voller Hass gewesen und hätten an Rache gedacht – obwohl ich natürlich die Franzosen als Volk bewundere und ihre Sprache spreche.»

Er war schlau genug, bei seinen Schmeicheleien nicht zu dick aufzutragen, und liess einige kritische Bemerkungen über die Besetzung einfließen – Bemerkungen, die wiederum einem doppelten Zweck dienten. «Ich kann nicht verstehen», sagte er, «warum die Kommunikation und der Verkehr so erschwert werden. Meine Familie zum Beispiel ist immer noch im Bayrischen Wald, aber ich kann sie nicht besuchen. Ich kann nicht die Stadt verlassen. Ich bekomme keinen Pass. Ich halte dieses Gesetz für zu streng – obwohl ich weiss», fügte er zwinkernd hinzu, «dass es Münchener gibt, die durch die Kontrollen kommen. Viele Amerikaner sind sehr anständig und drücken ein Auge zu bei Leuten, die von ihren Frauen und Kindern getrennt sind. Aber betrachten sie meinen Fall einmal unter beruflichen Gesichtspunkten. Ich bin Bauingenieur mit Arbeitszuweisungen und Verbindungen überall in der amerikanischen Zone. Die Militärregierung hat jetzt den Auftrag zur Reparatur der Brücke einer Privatbahn erteilt, vierzig Kilometer ausserhalb der Stadt. Drei dringend benötigte Maschinen können erst befördert werden, wenn die Reparaturen abgeschlossen sind. Obwohl ich von der Militärregierung beauftragt wurde, diese Arbeiten zu beaufsichtigen, bekomme ich keinen Pass und kann mir weder die Brücke anschauen noch die Männer, die den Job machen würden. Solange nicht solche Pässe ausgestellt werden, kann keines dieser ausserordentlich wichtigen Vorhaben in Angriff genommen werden, und kei-

ner der anständigen, schwer arbeitenden Ingenieure kann genügend Geld verdienen, um seine Familie zu ernähren. Ich selbst arbeite derzeit an verschiedenen kleineren Projekten hier in der Stadt – leiste meinen Beitrag, die Elektrizitätswerke wieder instand zu setzen und herauszufinden, wieviel Belastung die Decken des Führerbaus und des Verwaltungsbaus aushalten. Alle Kunstschatze, die in der Tschechoslowakei gefunden wurden, sollen dort untergebracht werden.»

Der Ingenieur war überzeugt, dass er in eine schlimme Lage gekommen wäre, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, «weil ich nicht Parteimitglied war». Auch seine Branche hätte keine Vorteile von einem Sieg gehabt. «Die nationalsozialistische Partei», sagte er, «hatte gewaltige Bauvorhaben für die Zeit nach dem Krieg – nicht für den Wiederaufbau der Städte, sondern die Errichtung gigantischer Bauwerke in allen grösseren Städten. München zum Beispiel sollte einen neuen Bahnhof von kolossalen Ausmassen bekommen, Berlin einen Triumphbogen zweimal so gross wie der bis dahin grösste auf der Erde, und die ‚Grosse Halle‘ der Hauptstadt hätte nicht weniger als eine Milliarde Mark gekostet. Geld hätte es genug gegeben, genau wie es auch jetzt genug gibt; aber wo hätten wir alle wohnen und von was hätten wir leben sollen, solange all diese grandiosen Vorhaben verwirklicht wurden? Also, es gibt in Deutschland heute Geld genug, aber es gibt nichts, was sie dafür kaufen können. Das ist gefährlich, weil Männer, die sich für ihr Geld nichts kaufen können, egal wieviel sie verdienen, schnell die Lust und Bereitschaft zur Arbeit verlieren.»

Die ganze Schuld an Deutschlands Niederlage schob der Ingenieur auf die führenden Nazis: «Ich war von Anfang an der Meinung», sagte er, «dass Deutschland und mit ihm ganz Europa direkt auf den Abgrund zusteuerten. Ich glaube jedoch, Deutschland hätte Erfolg haben und ein paar alte Ungerechtigkeiten beseitigen können, wenn es 1940 Halt gesagt hätte. Die Probleme Danzig und Polnischer Korridor wä-

ren gelöst worden. Deutschland hätte den besetzten Ländern ihre Unabhängigkeit (*sic!*) zurückgeben, das verlorene Ansehen zurückgewinnen und sich als Nation in einer sehr starken Position wiederfinden können ... Es mit so vielen anderen Ländern gleichzeitig aufzunehmen war jedoch Wahnsinn. Nie hätten die Nazis Russland oder den U.S.A. Krieg erklären dürfen. Ihr schlimmster militärischer Fehler war es, stur Wunderwaffen zu erproben, statt genügend Panzer, Flugzeuge und Kanonen zu bauen, deren Wirkung erwiesen war. Aber was konnte man schliesslich von einem Mann wie Hitler erwarten? Was konnte man von einem Mann erwarten, der nie einen Beruf erlernt hatte? Lieber Gott, dieser Mann konnte nicht einmal radfahren oder schwimmen!»

Wie viele andere Deutsche konnte auch der Ingenieur nicht begreifen, warum die Alliierten – «insbesondere die Briten», die er für die meisten Schäden verantwortlich machte, die Zentren so vieler deutscher Städte bombardiert hatten. «Falls sie dachten», sagte er, «dies würde zu einem Aufstand der Zivilbevölkerung führen, haben sie sich schrecklich getäuscht. Ich möchte im Gegenteil sagen: Hätten sie nicht so viele Wohnungen vernichtet, wären die Chancen für einen Aufstand gegen die Nazis besser gewesen. In Wirklichkeit bewirkten sie durch die Zerstörungen, dass sich die Bevölkerung über das ganze Land verteilte, und verhinderten, dass sich die Männer und Frauen, die gegen die Nazis waren, treffen und eine wirksame Opposition bilden konnten.» (Ein interessanter Gedanke.) «Falls sie andererseits glaubten, durch ununterbrochene Bombardements die Arbeiter zu demoralisieren und dadurch die Schwerindustrie zum Erliegen zu bringen, haben sie sich auch getäuscht, weil schon die Bombardierung der Fabriken so gewaltig und so erfolgreich war, dass die Deutschen nie eine Chance hatten, genug davon unter der Erde oder in den Bergen zu verstecken, was sie ja mit allen Mitteln versuchten.»

«Hätte man doch nur nach dem 20. Juli die bedingungslose Kapitulation angenommen», sagte er abschliessend, «Deutschland sähe heute anders aus. Himmler hätte versucht, die Macht an sich zu reißen, aber

nur ein paar Fanatiker von der SS und der Gestapo hätten sich hinter ihn gestellt. Dann wäre die Situation jetzt vergleichsweise einfach. Ich darf hinzufügen, dass man mich nach dem 20. Juli fast in ein Konzentrationslager gesteckt hätte, weil ich es gewagt hatte, öffentlich zu sagen: ‚Damit ist unsere letzte Chance dahin!‘»

VETERANEN AN DER HEIMATFRONT

Obwohl ehemalige Soldaten nicht zum befragten Personenkreis gehörten, liessen sie sich doch gelegentlich interviewen. In München hatte ich an einem Tag zwei. Beide waren Mitte fünfzig, keiner hatte an Kampfhandlungen teilgenommen. Da wir Deutsche nie nach ihrem Namen fragten, sollen sie hier Herr Schwarz und Herr Braun heissen.

Herr Schwarz – ein durchtrieben aussehender Bursche, der sich in der unechten Attitüde des Kontinentaleuropäers gefiel und unentwegt Pidgin-Englisch redete, bis ich ihn aufforderte, es zu unterlassen – war viele Jahre lang Hoteldirektor gewesen. Vor 1914 hatte er in England, während der zwanziger Jahre in Madrid, Barcelona und Toledo in diesem Beruf gearbeitet. 1933 kehrte er nach Deutschland zurück und wurde drei Jahre später Mitglied in der NSDAP. 1944 war er freiwillig in die Armee eingetreten, wo er sich einen angenehmen Job als Dolmetscher für Kriegsgefangene verschaffte.

Herr Brauns Lebenslauf war weniger interessant. Er sah aus wie ein Bankangestellter, aus dem man die Luft herausgelassen hatte, und genau das war er auch. Nachdem er sein ganzes Erwachsenenleben in dieser seelentötendsten aller Institutionen verbracht hatte, liess er seinen Körper und das, was von seiner Seele übrig war, 1943, zweiundfünfzig Jahre alt, zur Armee einziehen. Er war ziemlich aufgebracht darüber, dass die Amerikaner ihn aus seiner Münchner Wohnung gewiesen hatten und er mit seiner Frau in einem Zimmer leben musste.

«Die Amerikaner haben gesagt, sie würden nach zwanzig Tagen wieder gehen», beklagte er sich. «Gestern war der zwanzigste Tag.» Er zog die Augenbraue hoch, als wollte er damit zu verstehen geben, dass in einer Bank derartige Unregelmässigkeiten unvorstellbar wären und ich mir das gesagt sein lassen solle.

Beide Männer stellten die vorherrschende Gemütsverfassung der Leute mittleren Alters zur Schau – sie wollten angenehm sein. «Durch meinen Job als Dolmetscher in internationalen Kriegsgefangenenlagern», sagte Schwarz, «habe ich festgestellt, dass Amerikaner menschlicher, anständiger sind als die meisten Deutschen, von denen viele keinen Charakter haben. Natürlich gibt es dafür Gründe», fügte er schnell hinzu. «Ja, den Deutschen hat man nie beigebracht, ein Individuum zu sein. Unsere Propaganda», fuhr er fort, «hatte uns gewarnt, die Amerikaner würden sich wie Kommunisten verhalten ...»

Kommunisten? «Ja, weil sie Alliierte der Russen waren und deshalb dasselbe System wie die Russen hätten!»

Wenn Schwarz amerikanische Gefangene dazu befragte: «lachten sie nur – sehr anständige Leute!»

Der weniger intelligente Braun sagte, er sei «sehr froh über die amerikanischen Besatzer, die sympathischer seien als andere Leute.» In der amerikanischen Zone waren mit «andere Leute» natürlich immer die Russen und die Franzosen gemeint – deren Bevölkerung und Ländern die Deutschen den grössten Schaden zugefügt hatten!

Auf die Frage, was er von den nächsten drei oder vier Jahren erwarte, schien Schwarz enthusiastisch zu sein. «Also», sagte er, «ich habe drei Schwestern. Zwei haben eine Gärtnerei in den Vereinigten Staaten und die andere macht dasselbe hier in der Nähe von Bamberg. Ich hoffe, mich letzterer anschliessen und ins Geschäft einsteigen zu können. Und mit der Zeit – wer weiss? – kommt die Familie vielleicht ins internationale Geschäft, nicht?»

Braun hegte keine Hoffnungen dieser Art. «Ach», sagte er und lehnte sich mit einem Seufzer zurück, «ich habe keine Kinder. Ausserdem

bin ich in einem Alter, in dem man nicht viel mehr tut, als seinen Gedanken nachzuhängen, zu staunen und zu warten, was kommt.» Genau so, dachte ich, hätte ich mich vor zwanzig Jahren auch gesehen, wenn ich bei der Bank geblieben wäre!

Angenommen, Deutschland hätte den Krieg gewonnen, welche Auswirkungen hätte dies ihrer Meinung nach auf die Preise zu Hause gehabt? (Nicht um alles in der Welt hatte ich je den Sinn dieser Frage verstehen können.) Schwarz hatte wenig Zweifel, dass die Verhältnisse besser gewesen wären, wenn Deutschland gewonnen hätte, «jedenfalls langfristig. Schliesslich hätte Deutschland sich von anderen Ländern ernähren und Waren aus Afrika importieren können. Die Leute sollten bloss nicht meinen, Deutschland wäre je Selbstversorger geworden.»

Brauns Vorstellung von einem siegreichen Deutschland war eine andere. «Ach», stöhnte er, «wir hätten nichts davon gehabt. Es hätte kein Bürgertum mehr gegeben» – womit er die Bourgeoisie meinte. «Es hätte keinen Sinn mehr gehabt, zu sparen, weil wir alle auf derselben Stufe gestanden hätten ...»

Wie in Russland?

«Ja», murmelte er, «wie in Russland.» Und fügte dann mit, wie mir schien, leichtem Schauer hinzu: «Fast.»

Obwohl ehemaliger Soldat, vielleicht aber auch gerade deshalb, bekundete Braun wenig Interesse an militärischen Dingen.

Zur Führung der deutschen Armee fiel ihm nichts ein. Er kratzte sich am Kopf und schaute drein wie ein Kind, das man aufgefordert hatte, eine schwierige mathematische Aufgabe zu lösen. Nach einigem Drängen und Nachfragen brummte er schliesslich: «Na! Die militärische Führung? Ich hab' mich wirklich wenig damit befasst!»

Schwarz jedoch hatte sowohl für die militärische als auch die politische Führung nur Verachtung übrig. «Der Führer, wissen Sie ... Bitte? Also, der Hitler, natürlich – er und seine Generäle, die waren sich doch nie einig. Die guten Männer in der Armee wurden liquidiert. Deutschland hätte nur einen kurzen Krieg gewinnen können. Nach

dem Sieg über Frankreich war mir klar, dass der Krieg noch Jahre dauern würde.»

Es war offensichtlich, dass keiner der beiden Veteranen gerne an die Armee erinnert werden wollte. Ob es während des Krieges einen Moment gegeben habe, in dem Braun am liebsten das Handtuch geworfen hätte? «Aber selbstverständlich!» fauchte er und wurde plötzlich lebendig. «Was für eine Frage! Am Tag, als ich eingezogen wurde, natürlich!»

Schwarz wich der Frage aus, doch offenbarte seine Antwort, denke ich, etwas für die Deutschen noch Typischeres. «Ach!» rief er. «Wäre ich doch nur ein Bauer gewesen! Die hatten immer zu essen. Wie hätte denn ein armer Teufel wie ich, der den ganzen Tag in der Kaserne herumhockte, raus aufs Land kommen sollen? Schon ein Verwandter mit einem Lebensmittelladen hätte gereicht, damit mir's besser gegangen wäre. Aber den gab's nicht!»

Während wir noch in München unsere Interviews durchführten, kam aus dem Hauptquartier der Bescheid, wir hätten statt eines Jahres oder wenigstens sechs Monaten nur ein paar Wochen Zeit, um unsere Inspektion des europäischen Schauplatzes zu Ende zu führen. «Voraussichtlich werden Sie alle bis zum 1. August den Kontinent verlassen müssen», wurde uns gesagt.

«Verdammte Dreckskerle!» knurrte Dudley und brachte damit die Gefühle von Unteroffizieren und Mannschaften gegenüber den Zivilisten zum Ausdruck. Der Grund ihres verständlichen Grolls war dreierlei: Erstens bekamen sie nur einen Bruchteil dessen, was Zivilisten für dieselbe Tätigkeit gezahlt wurde; zweitens machten sie als Angehörige der Armee nie ein Hehl daraus, dass es ihnen wahnsinnig gut ging, wenn sie auf einer Inspektion waren und sie deshalb auf unbestimmte Zeit fortsetzen wollten; und drittens, weil für Unteroffiziere und Mannschaften das Ende der Inspektion gleichbedeutend mit der Rückkehr nach England in den langweiligen Armeeealltag war, bis sie genug Punkte für ihre Entlassung gesammelt hatten – während die Zivilisten nach Hause gehen konnten.

Persönlich nahm ich die Nachricht mit gemischten Gefühlen auf. Deutsche zu interviewen war ein Job wie jeder andere; manchmal interessant, meist jedoch eintönig; aber es nahm fast alle Stunden des Tages und einige der Nacht in Anspruch. Sollte unser Aufenthalt in Deutschland verkürzt werden, wollte ich die knappe Zeit so gut nutzen

wie ich konnte. Vor allem mochte ich Deutschland nicht verlassen, ohne wenigstens eine Person aus meinem früheren Bekanntenkreis wiedergesehen zu haben. Falls von diesen Leuten noch jemand lebte, wollte ich sie ausfindig machen. Aber wie? Selbst wenn wir das Glück haben sollten, in der Frankfurter Gegend, wo die meisten meiner Freunde gelebt hatten, etwas freie Zeit zu haben, wie sollte man sie nach zwölf Jahren unter Hitler und inmitten all dieser Ruinen finden?

Obwohl ich keine Menschenseele in diesem Teil Bayerns kannte, war ich dennoch von der Möglichkeit überzeugt, in den Strassen zwischen den Trümmern oder auf einer Landstrasse eines Tages einem bekannten Gesicht zu begegnen. Tatsächlich kam ich diesen Personen nicht anders auf die Spur, als es in normalen Zeiten der Fall gewesen wäre – indem ich nämlich an jenen Orten nach ihnen suchte, die ich in eine Beziehung zu ihren Namen setzen konnte. Nie bin ich einem meiner deutschen Freunde zufällig begegnet, es sei denn, man hielte die Umstände meines Wiedersehens mit Florence Strauss für Zufall.

Eines frühen Sonntagmorgens, in unserer zweiten Woche in Starnberg, zog ich als letzte Möglichkeit aus meinem Seesack ein Adressbuch, in dem ich zwei Jahrzehnte lang Adressen und Namen von Freunden notiert hatte. Ich schlug das Buch auf und blätterte, ohne mir das Geringste davon zu versprechen, in den abgegriffenen Seiten herum. Gesichter und Orte rings um den Erdball tauchten vor mir auf. Allein unter dem Buchstaben A sah ich mich zusammen mit einer üppigen blonden Russin vor dem Café du Dôme in Paris sitzen und war in der nächsten Zeile bereits zum Essen im Haus einer japanischen Familie in einem Dorf auf der Insel Oahu. Beim sechsten Buchstaben des Alphabets schliesslich hatte ich genug vom Reisen. Viel Hoffnung war nicht mehr geblieben, aber ich blätterte noch eine verblichene Seite weiter. Howard, B. – die zwanzigjährige Wanderschaft dieses Freundes nahm ebenso viele Zeilen ein und führte durch ein halbes Dutzend europäischer Länder. Hannay, Kanonikus J., Kensington. Bevor er uns traute,

mussten meine Frau und ich zwei Koffer in seiner Sakristei abstellen als «Beweis», dass wir Mitglieder seiner Londoner Pfarrei waren, wo wir beide nie gelebt hatten! Hart, Erich ... Hart? Wer war Hart? Seldau, Oberbayern. Seldau? Nie dort gewesen, nie gehört. Aber es war meine Handschrift. F. und E. Hart ... Dann, schlagartig, erinnerte ich mich. F. für Florence. Florence Strauss aus Frankfurt. Heiratete Erich Hart ... Sportler ... Von Hindenburg mit einem Orden ausgezeichnet ... «Hatte keine Ahnung, dass Hindenburg so ein Riese war!» ... Florence ... meisterhafte Golfspielerin ... ihre reizende irische Mutter ... «mein bester Freund, meine beste Freundin» nannten wir uns. ... Max, Papa Strauss, war Jude ... Was wohl aus ihm geworden war? Florence war Halb-Jüdin – ein Mischling. Was war aus Florence geworden?

Wo lag Seldau? Ich starrte auf das Wort im Adressbuch, die Namen darüber und darunter, auf der Suche nach Zeit und Ort. Es dämmerte mir. Ich hatte es. 1935. Die Lobby im Berkeley Hotel in London. Louise Jameson, die Frau des Engländers, der in Frankfurt Badewannen herstellte, Freund der Familie Strauss. Die Unterhaltung in der Lobby über Frankfurter Freunde. «Florence und Erich sind aus Frankfurt weggezogen und wollen sich in Bayern niederlassen ... Haben in der Nähe eines Sees ein hübsches Bauernhaus gekauft.» Ich hatte mir 1935 die Adresse geben lassen und sie in das kleine rote Buch übertragen. Warum? Weil ich damit rechnen konnte, sie wiederzusehen? Nein. Nur, wenn Florence geflohen war. Nicht, wenn sie in Deutschland lebten. Das hatte von Hitler abgehungen. Aber was hatte nicht von Hitler abgehungen? Das Leben von vielen Millionen Menschen hatte von einem Wahnsinnigen abgehungen. Zwischen jenem Land und meiner Welt war ein Vorhang gefallen. Alles, was mir nach dreizehn Jahren von den Harts geblieben war, war eine zehn Jahre alte Adresse in Bayern. Also gut, hier stand diese Adresse. Und hier war ich – in Bayern. Und langsam hob sich der Vorhang. Langsam kehrte die Vergangenheit in einem endlosen Streifen farbiger Bilder zurück.

Alle Bilder waren im Freien aufgenommen worden, denn sie stammten aus der Welt der Wochenenden – einer auf wohlhabende Leute beschränkten Welt, die Automobile besaßen und an Samstagen und Sonntagen ein paar Meilen aus der Stadt hinaus in den Wald fuhren – ein Wald aus Buchen, Eichen und Kiefern. Eines Sommers in den zwanziger Jahren hatten einige der wohlhabendsten Bürger ein paar Engländer geholt, um im Wald den schönsten Golfplatz Deutschlands für sie anzulegen. Viele Bäume wurden dafür geschlagen, und wo sie gestanden hatten, wurden durch Schatten und Sonne breite Bahnen mit Gras eingesät. Innerhalb eines Jahres mähten und walzten Arbeiter achtzehn Abschlagplätze von allerfeinstem samtenem Grün wie wellige Billardtische. In diese wurde ein kleines rundes Loch gemacht, und in das Loch kam eine eiserne Stange mit einer scharlachroten Fahne. Neben jedem der Samtflecken stellten Arbeiter eine rote Kiste auf, die mit Sand gefüllt wurde, sowie eine Bank, wo die müden Reichen sich ausruhen konnten, bevor sie wieder zum Holzschläger griffen, den kleinen weißen Ball auf ein winziges Sandhügelchen legten, um ihn sodann mit aller Kraft über den leuchtenden Fairway ins Dunkel des stillen Waldes zu schlagen. Der Ruf des Platzes verbreitete sich. Die sportiven, sich englisch gebenden Reichen aus anderen Städten, sogar anderen Ländern, gaben sich im Frankfurter Wald ein Stelldichein. Mit langen braunen Ledersäcken über den Schultern trafen sich die scheuen Kapitalisten auf der von Geranien eingefassten Terrasse des «modernen» Clubhauses. Hier, unter bunten Sonnensegeln, über spätnachmittägliche Bridge-Tische hinweg, an die von Kellnern in kurzen weißen Jacketts Cocktails serviert wurden, machten Grafen und Christen geringeren Stands ihre Verbeugungen vor Familien deutscher Juden; schlanke, elegante Damen aus Berlin luden tweedtragende, whiskytrinkende Engländer an den Wannsee ein; junge und schon etwas ältere Amerikaner amüsierten sich mit den Mädchen; und gelegentlich tauchten auch Einheimische geringeren Standes mit rotglänzenden Köpfen, stämmigen, missbilligenden Ehefrauen, einem

grossen Sortiment an Schlägern und geringer Kenntnis des Spiels aufstakten zur ersten Sandkiste und schienen dort so heimisch wie eine gekochte Languste auf einem Rasen.

Es war eine kleine, langweilige, förmliche, unnatürliche und deshalb unnatürlich ernste Welt, über die ich mich als ungebundener Beobachter aus der Fremde einigermaßen amüsieren konnte. Mit zwölf hatte ich aufgehört, mich ernsthaft für Golf zu interessieren, nachdem der Direktor einer vornehmen Privatschule mir als dem besten Spieler einen silbernen Pokal überreicht hatte. Ich bin mir sicher, dass keiner auf dem Frankfurter Golfplatz mir diese Geschichte je geglaubt hat – am wenigsten die Familie Strauss, mit der ich viele Sommerwochenenden verbrachte. Ich hatte keine Schläger zum Spielen und lehnte es ab, mir welche zu kaufen. Stattdessen borgte ich mir einen, den man «Eisen» nennt und mit dem ich mich mit Florence, ihren Eltern, Brüdern oder sonst jemandem mit ausreichendem Sinn fürs Lächerliche (wovon es verdammt wenige gab) über das meilenlange Grün vorwärtsschlug. Ein Eisen ist eine nützliche Waffe. Ich konnte damit driven, putten, auf dem Fairway lange Schläge machen, ich konnte es sogar an Stelle eines Mashie verwenden, einfach indem ich nicht versuchte, den Ball hochzubringen, sondern ihn hart und direkt wie beim Krocket über den Boden schlug. Die einzige Stelle, wo ich mich mit meinem Eisen geschlagen geben musste, war in einem Bunker. Hier hob ich den Ball einfach auf und warf ihn mir über die Schulter. Die Straussens und ihre Freunde gehörten zu den wenigen, die in solch unorthodoxem Gebaren keine Missachtung bürgerlichen Verhaltens und der geheiligten Regeln des altehrwürdigen Spiels sahen, auch nicht insgeheim. Glücklicherweise war Florence – ein Mädchen mit einer wunderschönen Figur und einem gänzlich unteutonischen Humor, den sie von ihren Eltern geerbt hatte – eine hervorragende Spielerin, besser noch als ihre Brüder Walter (der später bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam) und Patrick, der bei einer Bank in Köln

arbeitete. Aufgrund ihres meisterlichen Könnens fiel die Wahl auf sie, wenn auf Städte-, ja sogar internationalen Turnieren die Stadt vertreten werden musste. Bei solchen Anlässen pflegten ihre Brüder und ein oder zwei spontan zusammengesuchte Spieler eine Mannschaft zu bilden. Möglicherweise aus Angst, der Wettkampfgeist könnte das Spiel allzu ernst und nüchtern werden lassen, nahmen sie mich gerne zu diesen Gelegenheiten mit, wo ich mit meinem Eisen, das ich abwechselnd wie eine Waffe oder als Spazierstock schwang, für eine heitere Atmosphäre sorgte. In Automobilen fuhren wir nach Bad Ems, Kissingen, Wiesbaden und manchmal bis nach Köln, wo Patrick, das kraushaarige Gegenstück zu seiner Schwester, eine Mannschaft für ein Spiel gegen seine Heimatstadt zusammenstellte. Auf diesen Ausflügen verbrachten wir die Nächte in Gasthäusern am Rhein und tranken uns mit den regionalen Weinen aus einer gedämpften Stimmung in eine anfallartig stürmische Fröhlichkeit und schliesslich in einen traumlosen Schlaf hinein. Nach unserer Rückkehr lud mich die Familie Strauss zum Abendessen in die bücherreiche, kultivierte Bequemlichkeit ihres irisch-deutschen Heims ein – wo ich mich dank ihrer natürlichen, unaufdringlich freundlichen Gastlichkeit fast wie ein Mitglied der Familie fühlte.

In dieser Familie begegnete ich Geist und Joie *de vivre*, woran es der Wochenend-Gemeinde deutlich fehlte – wie übrigens auch vielen Bereichen der deutschen Gesellschaft. Die Straussens nahmen sich nicht allzu wichtig, waren bescheiden und wollten nicht als etwas scheinen, was sie nicht waren. Sie sprachen Englisch und Französisch, kannten Literatur und Geschichte beider Länder, und Papa Strauss war einer der bestunterrichteten Deutschen, die ich kannte. Doch im Rückblick scheint mir, dass sogar er, trotz seiner Weltgewandtheit, einen Charakterzug besass, den er mit vielen anderen Deutschen teilte, wenngleich in abgeschwächter Form: Er wandte seine Kenntnisse von Geschichte und Politik nicht auf die Zeit an, in der er lebte. Nirgendwo wurde über Politik so wenig diskutiert wie in Deutschland. So ist es

vielleicht nicht sehr verwunderlich, dass die Leute aus dem Fenster schauten und lachten, als die ersten «Braunhemden» in den Strassen von Frankfurt auftauchten. «Nazi» war ein Wort, mit dem man etwas Lächerliches und Komisches verband, und ich kann mich nicht erinnern, dass es in jenen Tagen von irgendjemand ernst genommen wurde. Vier Jahre später hatte Hitler das ganze Land in seiner Gewalt.

Erichs erster Auftritt auf diesem Schauplatz ist mir nicht mehr gegenwärtig, doch kann ich mich erinnern, wie eifersüchtig ich auf den Mann war, der wenige Wochen nachdem er zum erstenmal einen Golfschläger in die Hand genommen hatte, den Ball mit einem Eisen weiter schlagen konnte als ich! Er begann mit dem Spiel mehr oder weniger aus Jux und hatte doch nach einem Jahr sein Handicap auf eine einstellige Zahl verringert. Ausserdem hatte man ihn zum Clubsekretär gewählt, und er hatte Florence geheiratet. Gross, breitschultrig, mit wohlgeformtem Kopf, ovalem Gesicht und etwas schütter werdendem Haar war Erich einer von jenen seltenen Menschen, bei denen sich die körperliche Kraft eines Riesen mit der Sanftheit eines ernstesten Kindes verband. Als Olympiasieger und Gewinner unzähliger Auszeichnungen in der Leichtathletik wurde er vom Reichspräsidenten persönlich ausgezeichnet. «Ich hatte keine Ahnung, dass Hindenburg so ein Riese war!» war alles, was seine Bescheidenheit ihm über dieses Ereignis zu sagen erlaubte ...

Erst als ich das Adressbuch schloss und mich in diese halbvergessene Welt zu vertiefen begann, erinnerte ich mich, dass man mir davon erzählt hatte, wie Erich, ein oder zwei Jahre später, als ihm von Hitler eine ähnliche Ehrung erwiesen werden sollte, die Auszeichnung ablehnte. Wie wahrscheinlich war es, dass sie zehn Jahre später immer noch in «dem hübschen Bauernhaus in der Nähe eines Sees» lebten, nachdem Erich sich damals so kompromittiert hatte und Florence ein Mischling war? War es möglich, dass sie noch lebten ...?

Gesunder Menschenverstand und das Schicksal anderer in ähnlichen Situationen hätten mir sagen müssen, wie gering die Aussichten

waren. Dennoch verhielt ich mich an jenem Sonntag, als drängte mich eine innere Überzeugung nicht nur zu glauben, dass die Harts noch lebten, sondern dass in all diesen schrecklichen Jahren das Unmögliche geschehen sein könnte – dass sie nämlich von der Adresse, die man mir in einem Londoner Hotel gegeben hatte, nie weggezogen wären. Sobald ich mich für den Ausflug entschieden hatte, weigerte ich mich, die Möglichkeit, er könne umsonst sein, auch nur in Erwägung zu ziehen. Nachdem ich von dem allwissenden Majordomus im Erdgeschoss erfahren hatte, dass Seldau vom Schloss weniger als eine Stunde mit dem Jeep entfernt war, ging ich unverzüglich zum PX, dem Kaufhaus für die amerikanischen Streitkräfte, und kaufte für zwei Wochenrationen, die ich nicht verbraucht hatte, ein. Ich füllte meinen Brotbeutel mit Zigaretten, Hershey-Riegeln, Süßigkeiten, Zahnpasta und Kaugummi. Und legte noch ein paar Zigarren dazu.

Mit einer Karte und einem seltsam hoffnungsvollen Gefühl machte ich mich auf den Weg. Ich fuhr langsam, in Gedanken den Bildern der Vergangenheit nachhängend, in dem nur halb bewussten Versuch, die Jahre auszulöschen und in die Gegenwart herüberzuziehen, um diesen unnatürlichen Abgrund der Zeit verschwinden und mein Unternehmen völlig normal erscheinen zu lassen – um, kurz gesagt, Sinn im Chaos zu stiften. Zuerst fuhr ich in nördlicher Richtung durch Starnberg, dann nach Westen über eine grüne, romantische Landzunge zwischen zwei Seen, ohne wirklich auf die Umgebung zu achten. Als plötzlich etwas meine Aufmerksamkeit erregte, das zunächst so natürlich wirkte, wie es zu jeder anderen Zeit auch gewesen wäre, damals jedoch – es dauerte Minuten, bis es mir klar wurde – ein Anblick, wie ich ihn nirgends in Nachkriegsdeutschland gesehen hatte. Ein paar hundert Yards zu meiner Rechten schnauften zwei mit Menschen vollgestopfte Autobusse langsam einen Hügel hinauf ... Auf der Kuppe des Hügels stand ein riesiges Kloster, dessen rotgedecktes Dach und kupferner Turmhelm

in der Sonne glänzten. Aus diesem drang Glockengeläut über die grünen Fluren. Die Welt war auf einen Schlag sehr sonntäglich, sehr «normal», wie vor langer Zeit.

Ich fuhr an den Strassenrand, schaute auf die Karte und sah, dass ich vor der Wallfahrtskirche von Andechs stand. Den Bussen hinterher fuhr ich den steilen Berg hinauf. Als sie scheppernd und schnaufend vor einem Gasthaus auf der Kuppe des Berges stehenblieben, hielt ich unter einem Baum an und sah den Passagieren beim Aussteigen zu: ältere Männer mit langen braunen Schnurrbärten, Bauern in ihrem Sonntagsanzug, Frauen mittleren Alters mit knochigen roten Gesichtern in schwarzen Kleidern, junge Mädchen und Kinder mit welkenden Sträussen wilder Blumen. Einige Familien liessen sich sofort auf den Stufen des geschlossenen Gasthauses nieder und assen grosse Stücke braunes Brot. Andere stiegen langsam den schattigen Weg hinauf zur Kirche. Ich schloss den Jeep ab und folgte ihnen. Die Kinder blieben stehen und starrten mit grossen, neugierigen Augen die amerikanische Uniform an. Die Erwachsenen jedoch waren so wenig interessiert, dass ich nicht befangen war. Vor dem Eingang zur Kirche stand eine riesige Akazie, die gerade blühte und in deren Schatten auf kleinen Rasenfleckchen zwischen den Grabsteinen eine Schar gesund aussehender Mädchen sass, die lachten und ihre Brötchen assen. Von drinnen kam der abgestandene Geruch von Weihrauch. Als ich die dunkle Schwelle des Portals überschritten hatte, blieb ich stehen, hielt den Atem an und kniff die Augen zu. Mit einem Schritt war ich in einem Märchenschloss aus Gold und bunten Juwelen – ein Schloss, das nicht, wie mir schien, in erster Linie für den Gottesdienst erbaut worden war, sondern um Schwermut zu vertreiben. Es glich einem kindlichen Traum vom Paradies, einem Rausch üppiger Farben, wo es immer Sommer war und alle heiter sind. Wie würde es sich auf das Leben eines Menschen auswirken, überlegte ich, wenn man, statt ihn in der Kindheit jeden Sonntag in die düstere, schmucklose, puritanische Kargheit einer protestantischen Kirche zu schleifen, um sich das endlose Geleier eines runzligen

alten Ungeheuers über die Flammen der Hölle und den Zorn Gottes anzuhören, in einen solchen Raum führte und er still dasitzen und seine Augen an einigen der wundervollsten, herrlichsten Schöpfungen des Rokoko weiden dürfte?

Alle Bänke waren besetzt, und der grössere Teil der Gemeinde stand still aufgereiht am Ende und an den Seiten des von Säulen getragenen Mittelschiffs. Ich schob mich langsam durch die Menge, um den Gottesdienst besser verfolgen zu können, und blieb schliesslich hinter einem einbeinigen Mann mit Krücken stehen. Ich blickte ihm über die Schulter und sah, dass es zwei Altäre gab, einen ebenerdigen in juwelenblitzender Strahlenpracht, und einen anderen auf einer von weiss-goldenem Geländer mit spiralförmigen Säulen eingefassten Empore darüber. Hier, hinter einem schmiedeeisernen Gitter mit goldenem Filigranwerk, stiegen graue Weihrauchwolken zur Decke und eine kräftige, sich gemessen bewegende Gestalt in weissen und purpurnen Gewändern hielt mit dröhnender Stimme den Gottesdienst. Der schmale Altar, vor dem er stand, befand sich auf seinem Platz unter der bemalten Decke in so gewagter Höhe, dass die unzähligen Gesichter mit ihren offenen Mündern sich alle nach oben streckten. Als ich von der Tür aus zurückschaute, fühlte ich mich an Zuschauer im Zirkus erinnert, die in atemloser Spannung die Darbietungen am Trapez verfolgen.

Draussen schien die Sonne an Strahlkraft eingebüsst zu haben. Mir war, als hätte ich beim Hinaustreten aus der Kirche ins Freie die Sonne darin zurückgelassen und beträte eine Schattenlandschaft.

Ich fuhr nach Süden, quer über die finsternen Moore des Ammersees, dann nach Norden auf der schmalen Strasse, die am See entlang durch das Dorf Fliessen nach Seldau führt.

Die Mittagssonne war jetzt heiss, und über der Landschaft lag eine vorzeitige Sommerschwüle. Während ich langsam durch die saubere, leere, von Bäumen gesäumte Strasse fuhr und in Gedanken noch halb bei den Leuten in den Ausflugsbussen weilte und mich fragte, wie viele

von ihnen in den letzten paar Jahren Gelegenheit gehabt hatten, das wundersame Licht dieser Kirche zu geniessen, durchfuhr es mich schlagartig, mich nicht einmal in Amerika so fern vom Krieg gefühlt zu haben. Ich hatte schon fast das Dorf durchfahren, als ich endlich zwei menschliche Wesen erblickte, einen Mann und einen Knaben. Sie gingen in sonntäglicher Geruhsamkeit die Strasse entlang, wirkten jedoch wie Leute, die nicht so recht hierhergehörten. Ich überholte sie, bremste ab, und als der Mann sah, dass ich im Begriff war anzuhalten, beschleunigte er seine Schritte, offenbar genau wie ich darauf erpicht, in der Stille, die über dem Land lag, eine andere Stimme zu hören. Ohne sich vorzustellen, trat er heran, griff mit beiden Händen die Seite des Jeeps und feuerte unvollständige Fragen auf mich ab, die er, wie mir schien, schon hundertmal zuvor vergeblich gestellt hatte. Inzwischen hatte ich mich durch die Interviews und meine Reise an derartige verbale Überfälle so gewöhnt, dass ich ihm mit Kopfbewegungen schon die negativen Antworten signalisiert hatte, ehe er Luft holen konnte. Nein, ich hätte keine Ahnung, was in der russischen Zone geschah. Nein, ich könne ihm nicht sagen, wann er reisen dürfe oder Busse und Züge wieder verkehrten, noch wie seine Frau etwas über den Verbleib ihres Sohnes und ihres Mannes erfahren könne. Als er mein Desinteresse spürte, war auch ich nicht mehr interessant für ihn. Er liess die Hände am Jeep herabsinken und zuckte hoffnungslos die Schultern, wie ein Kind, dem die Mutter eine Süssigkeit verweigert.

«Aber», sagte ich, «vielleicht können Sie mir etwas sagen. Kennen Sie hier jemanden mit dem Namen Hart?»

Er schaute mich an, und in seinen kleinen, boshaften Augen sah ich etwas leuchten, wofür nur die deutsche Sprache über das angemessene Wort verfügt: Schadenfreude – «hämische Freude über das Missgeschick anderer», wie es im Wörterbuch erklärt wird.

«Ich?» sagte er und zog mit kaum wahrnehmbarem Lächeln des Triumphs die Schultern hoch. «Ich bin kein Bayer. Ich bin Flüchtling – vor den Russen. Ich kenne hier nur Fremde.»

«Wo wohnt der Bürgermeister?» fragte ich mit der ganzen mir zur Verfügung stehenden Autorität.

Bevor er antworten konnte, trat plötzlich der Knabe hinter seinem Vater hervor. «Da!» flötete er und deutete auf ein Haus fünfzig Yards von der Strasse entfernt.

«Ich werd' ihn fragen», sagte der Mann, schob das Kind zur Seite und setzte sich in Bewegung. Der Knabe jedoch rannte ihm Voraus zu dem Haus. Wenige Minuten später kamen sie in Begleitung eines kleinen Mannes mit verschlagenen Augen und einem Hitlerbärtchen unter einer rot geäderten Nase zurück. Auch ihm folgte ein etwa zehnjähriger Knabe mit einem offenen, überraschend angenehmen Gesicht. Der kleine Mann trat flink an den Jeep heran, blieb mit einem heftigen Ruck stehen, als habe er plötzlich entschieden, nicht darüberzuspringen. Stattdessen zog er den Hut, schlug die Hacken zusammen und machte eine schnelle, unverschämte tiefe Verbeugung. Während die beiden Knaben fasziniert den Jeep betrachteten, teilte mir der kleine Mann stolz mit, dass er der Bürgermeister sei, und vermittelte mir durch seinen Ton und Benehmen, dass mir das ganze Dorf für Fragen zur Verfügung stünde.

«Der Herr Hart? Aber freilich – die Familie Hart wohnt hier ganz in der Nähe ...»

Falls der Herr Hauptmann ihm die Ehre gäbe, würde er den Herrn Hauptmann begleiten und zum Haus bringen. Der Herr Hauptmann könne es schwerlich allein finden ... Er verbeugte sich wieder. «Bitte schön ...» Er setzte seinen Hut wieder auf und machte Anstalten, auf den Sitz neben mir zu steigen.

«Danke», sagte ich mit einer herrischen Armbewegung, die hoffentlich nicht so unecht wirkte, wie ich sie empfand. «Danke. Was ist mit Ihrem Jungen? Weiss er den Weg?»

«Ja! Yess!» rief dieser freudig und war mit einem Satz auf dem Rücksitz, während seines Vaters Hand noch einmal zum Hut ging. Als der Jeep anfuhr, sah ich ihn in meiner Vorstellung die Stiefel zusammenschlagen und roboterhaft und zu spät den Körper zu einem rechten Winkel biegen.

Es war bezeichnend, dass das Kind, während es mich von der Strasse herunter auf einen gewundenen, von hohen Hecken gesäumten Weg dirigierte, der Person gegenüber, die für sein augenblickliches Glück verantwortlich war, ohne sich etwas dabei zu denken, die einsilbigen fremden Wörter gebrauchte, die sein Ohr seit dem Untergang seines Landes mit solchem Vergnügen aufgenommen hatte ...

«*Here – right!*» flötete er, und noch während ich unverzüglich in diese Richtung abbog, wurde mir klar, dass er das Gegenteil gemeint, aber noch nicht das englische Wort für *links* gelernt hatte. Als ich ihm in sorgfältig gewählten Worten und behutsamem Ton seinen Irrtum erläuterte und beobachten konnte, mit welcher ungenierten Aufmerksamkeit er sich korrigieren liess, wurde mir erneut bewusst, welche überwältigend wichtige Rolle Sprachkenntnisse in der modernen Welt spielen.

Als der Weg endete, sagte er leise und mit unverhohlenem Bedauern: «*Here – family Hart!*» und war aus dem Wagen gehüpft, noch ehe ich den Motor ausgeschaltet hatte. Als ich ihm für seine Hilfe dankte, senkte er zuerst den Kopf, schaute mich dann mit ernstesten, eindringlichen Augen an und streckte eine Hand nach dem Jeep.

«*I – here – all right?*» wagte er zu flüstern.

«Das musst du entscheiden», sagte ich ihm. «Es kann eine Weile dauern.»

Als ich das Tor öffnete, konnte ich undeutliche Stimmen hören: Sie kamen von Gestalten, versteckt hinter dem Laub der Bäume, die zwischen ihnen und mir standen. Ich ging unter den Ästen hindurch und trat auf eine Böschung. Vor dem Hintergrund eines alten, orangefarbenen Hauses, flankiert von einer üppigen Rabatte himmelblauen Rittersporns, stand, allein und mich dabei betrachtend, wie ich auf dem gemähten Gras stand – die vertraute Gestalt, die ich immer vor mir gehabt hatte, seit ich in meinem Adressbuch auf den Namen Hart gestossen war.

«Du!» keuchte sie, als ich nähertrat, und das Wort klang gleicher-

massen fremd und intim, bis sie ins Englische wechselte und alles so vertraut war wie früher.

«Dreizehn Jahre», murmelte ich, und zwei volle Minuten lang, nach fast einem Drittel unseres Lebens, stritten wir uns, ob es nun zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahre waren.

«Es gibt nicht viel zu sagen, oder?»

«Zu wenig und zu viel, denk ich mal.»

«Kannst du bleiben?»

«Nur ein oder zwei Stunden.»

«Wo in aller Welt kommst du her?»

«New York.»

«Wie in aller Welt hast du uns ausfindig gemacht?»

«Erzähl ich dir später», sagte ich.

«Es *musste* so sein, dass du als erster auftauchst! Magst du einen Drink?»

«Einen Drink?» Einfach, weil sie so genau zu früher passte, so vertraut war, wirkte die Frage hier so seltsam, dass ich laut lachen musste. Auch sie brach in Lachen aus. Und da standen wir also, mit den Händen vor dem Gesicht, und schüttelten uns vor Lachen.

«Oh, mein Lieber – egal wie viele Jahre es sind – sie haben dich nicht verändert!»

«Dich auch nicht», sagte ich, wobei ich ihr zum erstenmal ins Gesicht schaute und entdeckte, dass die früher gerade sichtbaren Falten um den Mund und auf der Stirn tiefer geworden waren.

Plötzlich erschien wie aus dem Nichts ein kleines Mädchen mit einem entzückenden Sommersprossengesicht, blieb auf einem Bein stehen und hielt sich an Florences Hand fest. Sie trug ein weisses Sommerkleid mit blauen Punkten und starrte mit blauen fragenden Augen zu mir empor.

«Das ist Bobbie», sagte ihre Mutter.

«Tag, Bobbie – wie alt bist du?»

«Zehn.»

Ich nahm ihre schlaffe, nach unten gedrehte Hand und biss mir auf die Lippen, als sich ganz natürlich die entscheidende Frage aufdrängte.

Sofort und wie durch ein Wunder, als hätte sie meine Gedanken erraten, drehte sich Florence um und gab die Antwort.

«Erich!» rief sie in Richtung des orangen, mit Kletterpflanzen bewachsenen Hauses. «Erich!»

In einem weissen Hemd und alten, speckigen Lederhosen trat er aus der dunklen Tür und kam die Stufen herab. Auf der letzten Stufe blieb er stehen. Aus dieser Entfernung schien er nicht gealtert. Erst nach dem Laut des Erstaunens, mit dem er schnell über den Rasen lief, sah ich den abgemagerten Körper, das eingefallene Gesicht, die graue Blässe, die auch Sonnenbräune nicht überdecken konnte, die tiefen leidvollen Furchen um den Mund, die dunklen Ringe unter den früh gealterten Augen.

«So was, Jim!»

«So was, Erich!»

Langsam trat ein schelmisches Glitzern in seine Augen. Die Falten in seinem Gesicht öffneten sich zu einem Stern aus Linien, die alle um den Mund herum zusammenliefen, als er sagte, «Und was ist mit deinem Eisen, Jim? Hast du noch?»

Damit war der Bann gebrochen. Die Zeit schien rückwärts zu laufen; die Geister der Wochenendwelt schlüpfen hervor – die der Verstreuten, der Verschleppten, der Verschwundenen, der Toten.

«Ja, zum letzten Mal haben wir von ihm aus Bombay gehört – aber das ist Jahre her.»

«Sie kamen alle '43 bei einem Luftangriff auf Hamburg um.»

«Nein, nach '39 nie mehr was von ihnen gehört.»

«Sie schafften es raus und nach Stockholm – was dann aus ihnen wurde, weiss ich nicht.»

«Wir hörten, sie seien in Kairo – aber das ist Jahre her.»

«Oh, sie sind in New York. Habt ihr das nicht gewusst? Ich geb' euch ihre Adresse. Kann mir vorstellen, dass sie noch dort sind.»

«Ohne einen Pfennig in Brüssel, im Versteck – das war das letzte, was wir hörten. Glaube nicht, dass er noch am Leben ist, der arme alte

Mann. Seine Frau ist verschwunden. Er muss über siebzig sein.»

«Sie haben sie abgeholt. Haben nie mehr etwas von ihr gehört.»

«Wir glauben er ist in Dachau gestorben ...»

Florence liess uns einen Augenblick allein, und Erich sagte, «erinnerst du dich an deine ‚beste Freundin‘?»

«Die Mutter von Florence? Hätte mich nicht getraut ...»

«Sie ist gestorben – an Krebs – ’43 – in München.»

«Hat sie lange leiden müssen?»

«Leider ja. Wir konnten keinen guten Arzt auftreiben. Es gab keine mehr.»

«Und Papa Strauss?»

«Er kam ’39 raus. Nach London. Soweit wir wissen, ist er immer noch dort. Florence bekam vor einem Jahr einen Brief übers Rote Kreuz. Er muss schrecklich arm sein. Keine Arbeit. Kein Einkommen. Er ist erst siebzig ...»

«Erich», fragte ich, als wir uns langsam in Richtung Haus bewegten, «was hast du in all den Jahren gemacht?»

«Den ganzen Krieg über war ich Krankenpfleger. Kam fast nie aus dem Krankenhaus raus. Erst gegen Ende wurde ich bei Luftangriffen zum Luftschutzdienst abgestellt. Wir haben viel Glück gehabt.»

«Und Florence? Wie war es für sie?»

«Sie sind nie gekommen, um sie abzuholen. Da war nur diese dauernde Drohung, die ewige Angst. Aber sie sind nicht gekommen ... Fast, als ob sie dieses Tal vergessen hätten. Leute auf der Flucht tauchten bei Florence unter. Aber du konntest nie sicher sein, von heute auf morgen, von jetzt auf nachher ... Den grössten Schrecken bekam Florence ironischerweise, als der Krieg vorbei war – ist jetzt etwa einen Monat her. Die Franzosen ...»

«Franzosen?»

«Ja. Natürlich waren zuerst die Amerikaner da. Aber nach einer Weile zogen sie ab und für sie kamen die Marokkaner, die systematisch

das ganze Tal plünderten. Sie kamen hierher. Ich war noch im Krankenhaus in München. Florence war allein mit den Kindern. Wie durch ein Wunder haben sie sie nicht angerührt. Sie kann ganz schön was aushalten und ist vernünftig, nicht wahr ... Aber sie plünderten von oben bis unten, schlugen Sachen im Haus kaputt, töteten alle Tiere und nahmen alles mit, was sie tragen konnten. Trotzdem haben wir ziemliches Glück gehabt.»

Im Wohnzimmer erkannte ich die englischen Sofas und Sessel wieder, den vollständigen Voltaire, die Reihe mit den Trollopes, die Lieblingsautoren von Papa Strauss. Erich stellte ein paar Weingläser auf den Tisch und schenkte aus einer Karaffe Wermut ein. Als ich ihn fragen wollte, wie er an den Wermut gekommen war, kam Florence mit einem blonden Kind in den Armen die Treppe herunter.

«Das ist John», sagte sie. «Er ist zweieinhalb.» Als habe sie das Kind an ein anderes erinnert, wandte sie sich zu Erich. «Hast du Jim von Patrick erzählt?»

«Patrick?» Den Namen ihres Bruders zu erwähnen hatte ich mich auch nicht getraut.

Ich sah, dass sie beide lächelten, als Florence sagte: «Ja, stell dir vor, er war hier.»

«Hier? Von wo kam er?»

«Aus Köln, natürlich. Du wirst doch nicht behaupten, dass du die Wochenenden in Köln vergessen hast?»

«Nein, natürlich nicht. Aber – nun ja, ist jetzt lange her und in der Zwischenzeit ist viel passiert. Ausserdem war Patrick ...»

«Also pass auf, und lass dir erzählen», sagte Florence. «Die meiste Zeit des Krieges hat Patrick in einer Fabrik gearbeitet, die beim ersten Luftangriff '42 in die Luft flog. Vier Jahre lang lebte er mehr oder weniger dauernd in Kellern und Bunkern, und zweimal die Woche arbeitete er nachts als Feuerwehrmann. Sie sind nie gekommen, um ihn abzuholen, bis sie plötzlich im September '44 eine grosse Jagd auf Mischlinge machten. Patrick wusste, dass sie kamen. Seine Freundin

hatte einen Wink bekommen. Ein paar Tage vor dem Termin ging sie zu ihm in sein Loch unter den Ruinen. Er hat es den ganzen Winter über nicht verlassen. Sie hatten keine Lebensmittelkarten. Freunde und sein Mädchen brachten ihm zu essen. Aber sie ist fast sofort schwanger geworden, und Ende Februar kam das Baby zur Welt. Ein Junge. Eine Woche später, ein paar Tage vor der Einnahme von Köln, flogen die Amerikaner ihren letzten gigantischen Angriff. Ihr Versteck bekam einen Volltreffer, und sie waren stundenlang unter den Trümmern verschüttet. Sie gruben sich einen Weg ins Freie. Achtundvierzig Stunden später wurden sie befreit. Am Ende der darauffolgenden Woche wurden sie von einem amerikanischen Militärgeistlichen getraut ...

Dann, am letzten Sonntag, hörten wir das seltene Geräusch eines Autos an unserer Gartentür. Ich rannte aus dem Haus, genau wie heute Morgen, und wen sehe ich zwischen den Bäumen auf mich zugehen – Patrick! Er war furchtbar dünn. Es war gerade drei Jahre her, seit wir ihn zum letztenmal gesehen hatten ...»

«Wie hat er es hierhergeschafft?»

«Die Amerikaner hatten ihm ein Auto bewilligt. Sogenannten Nicht-Ariern, die in Köln überlebt hatten und sich stark genug für eine Reise fühlten, bewilligten sie Autos und eine bestimmte Menge Benzin.»

«Das», sagte ich, «ist seit Langem die erste gute Nachricht.» «Jetzt komm mit», sagte Florence, «wir müssen etwas essen.» «Ich werde nicht von euren Sachen essen», sagte ich. «Ich habe selbst etwas dabei. Ausserdem habe ich euch ein paar Kleinigkeiten mitgebracht.»

«Mach keinen Unsinn. Wir brauchen nichts. Du solltest sowieso erst einmal unsere Freunde kennenlernen.»

Wir traten aus dem Haus hinaus auf die Terrasse. Von dort aus sah ich zum erstenmal die kleine Gruppe von Leuten an einem runden Tisch am Ende des Rasens.

«Einige von ihnen sind schon lange bei uns», sagte Florence, wäh-

rend wir über den Rasen gingen. «Versteckt vor der Gestapo. Flüchtlinge aus dem Osten. Ausgebombte aus München. Keiner hat ein Zuhause.»

Mehrere Frauen und zwei Männer sassen an dem Tisch. Ich konnte mir keinen der Namen merken, aber an einige Gesichter erinnere ich mich – an ein schwarzhaariges bleiches Mädchen mit schönen braunen Augen, die rote Johannisbeeren pflückte und sie in einen Korb fallen liess; einen hübschen, aristokratisch wirkenden Mann, der an der russischen Front einen Arm verloren hatte; und einen schwergewichtigen, jüdisch aussehenden jüngeren Mann, der neben einer riesigen Frau sass, die ich vom ersten Augenblick an und ohne mich dafür zu genießen dauernd anstarren musste. Alles unterhalb ihres braunen, blumengekrönten Strohhuts hatte überlebensgrosses Format. Mit ihren vollen hängenden Wangen und dem gewaltigen Doppelkinn hätte sie die Dickmadam in einem Zirkus sein können, wenn da nicht die kühnen, furchtlosen Augen über der grossen, gebogenen Nase gewesen wären, die ihr Würde, Stolz und die stille Kraft eines biblischen Riesen verliehen, auf den ein Wahnsinniger in seiner Kühnheit einen Damenhut gesetzt hatte. Ihre Art zu reden stimmte mit ihrer Erscheinung überein. Ohne die sogenannten Gepflogenheiten höflicher Konversation zu beachten, sprach sie mich mit lauter Stimme und der furchtlosen Direktheit einer Kaiserin, deren Wort Gesetz ist, über die Köpfe der anderen hinweg an.

«Na, junger Mann», sagte sie und ich merkte, dass alle anderen aufhörten zu reden, als sie anfang, «wo kommen Sie her? New York? Was macht New York? Lange her, dass ich in dem hübschen kleinen Städtchen war. Hat sich bestimmt nicht viel verändert. Als ich dort war, gab es noch die Prohibition. Kein Ort für Leute wie mich.» Sie gab ein dröhnendes Lachen von sich, und als ich auch lachte, lachte sie erneut und betrachtete mich abschätzend. «Aber kein Zweifel, dass es mir besser ergangen wäre, wenn ich drüben geblieben wäre ... Aber sagen Sie mir doch, da ihr schon mal hier seid, was habt ihr vor? Wenn ihr

die Schweine nicht ganz schnell kaltmacht, bekommt ihr Schwierigkeiten. Diese Ratten! Die haben nichts zu verlieren, das sind trainierte Mörder, und wenn die Hunger bekommen ... Ach, ich hätt' gerne was von eurem Essen – braucht 'ne Menge, um dieses alte Schlachtschiff vollzutanken!»

Als sie mit riesiger Hand ihren Körper tätschelte, ergriff ich die Gelegenheit und öffnete meinen Proviantbeutel. Ich stand auf und schüttete den Inhalt auf den Rasen. Beim Anblick der Zigaretten, Süßigkeiten, Schokoladenriegel, Kaugummis erhob sich aus der Gruppe ein langer Seufzer; das Mädchen Bobbie stiess einen erregten Schrei aus, und John war sofort auf allen vieren und seine Mutter hinter ihm her. Als Florence ihn vor meinen Füßen vom Boden aufhob, konnte ich ihr ins Ohr flüstern: «Wer um alles in der Welt ist sie?»

«Eines der Weltwunder», flüsterte Florence zurück.

Im nächsten Augenblick war die dröhnende Stimme wieder zu hören. «Sagen Sie mal, junger Mann, was Sie hier haben? Sehe ich etwa Zigarren? *Gott*, ich habe seit Dachau keine Zigarre mehr geraucht!»

Ich starrte sie an. Dann hob ich eine Zigarre auf, und als ich sie ihr überreichte, entging ihr nicht mein fragender Blick.

«Kommen Sie, junger Mann, setzen Sie sich», sagte sie als Reaktion auf meine stumme Herausforderung. «Tut mir leid, aber vielleicht bin ich einfach ein bisschen merkwürdig. Bin keine Heldin. Glauben Sie das bloss nicht. Um ein Held zu sein, muss man wissen, was Angst bedeutet. Damit ist es ganz seltsam bei mir. Ich kann mich nicht erinnern, mich auch nur einmal vor jemandem gefürchtet zu haben. Ich habe nicht sehr gelitten in dem Dreckloch. Sie haben mich ja auch nur drei Wochen dort festgehalten. Als diese Schweine von Aufsehern angingen, mich herumzuschubsen, hab' ich ihnen mal die Meinung gesagt. Ich sei es nicht gewöhnt, dass man mich so behandelt, sagte ich und drohte ihnen, sie zu melden. Ich kann auch ganz schön tyrannisch werden, wenn ich will. Die einzigen Leute, die von Tyrannen respektiert werden, sind Tyrannen, nicht wahr?»

Natürlich hab' ich meine Zigarren gekriegt – und hatte sogar Essen, das diesen Namen gerade verdiente. Die Ratten! Meine Familie hatte ein Weingeschäft. Was haben die Ratten gemacht? Sie haben den ganzen Weinkeller nach Österreich gekarrt, das Haus kurz und klein geschlagen, die Möbel, alles. Und warum? Weil die Ratten sahen, dass es *gut* war! Wie könntet ihr Amerikaner das verstehen? Hier wird das organisierte Böse in Massenproduktion hergestellt. Es gibt Zehntausende, an denen nichts mehr menschlich ist. Sie sind ansteckend, sie übertragen Hass. Sie handeln aus abgrundtiefer Verzweiflung, aus unkontrollierbarer Furcht. Sie werden immer das Gute, die Armen, die Schwachen vernichten ... weil sie die Armen, die Alten, die Schwachen, die Blumen des Feldes am meisten fürchten, mein Freund, und am stärksten vernichten wollen!»

Die Frau zog an ihrer Zigarre und erhob sich. «Kinder!» dröhnte sie. «Ich muss los, mein Lieber», wandte sie sich dem schweren jungen Mann neben ihr zu, «lass uns unserem amerikanischen Freund zeigen, wofür wir der Militärregierung so dankbar sein müssen.»

Ich folgte ihnen durch den Garten und um das Haus herum. Dort stand zu meinem Erstaunen ein blankpoliertes, glänzendes feldgraues Automobil – ein verhältnismässig neuer, starker Mercedes-Benz.

«Ja», sagte sie und öffnete die Tür, während der schwere Mann sich auf den Fahrersitz begab, «ja, zufällig weiss ich, wem dieses kleine Spielzeug einmal gehört hat. Und was noch besser ist, ich weiss, wo er ist. Wenn die Militärregierung so nett ist, mir ein bisschen mehr Benzin zu geben, werde ich den netten Jungs ein paar Schwierigkeiten ersparen. Ich fahr nach München rein und ...» – sie hielt ihre Zigarre wie einen Revolver – «peng! Für den war's das. Also dann, alles Gute, junger Mann – danke für die Zigarre und liebe Grüsse an mein schönes kleines New York!»

Als wir später am runden Tisch eine dünne Linsensuppe mit kleingeschnittenen Frankfurter Würstchen assen – meine Gastgeber bestan-

den darauf, mit ihnen das Essen zu teilen –, brachte ich ihnen mein Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass eine solche Frau die letzten fünf Jahre in Deutschland unversehrt überstanden hatte. Sie merkten, dass es mir schwerfiel, zu glauben, was ich gehört hatte, denn beide Harts sagten sofort: «Du musst ihr glauben. Wenn es je eine Frau gab, die nicht lügt und nicht nur einen Mercedes verdient hätte, dann sie. Vom einzigen Mal, wo sie sich in Dachau wirklich in Gefahr fühlte, hat sie dir nichts erzählt. Da hat ein Aufseher sie dabei erwischt, als sie etwas von ihrem Essen einem armen Teufel zuschob, der am Verhungern war. Dabei wurde sie ertappt. Aber das hinderte sie nicht daran, es wieder zu tun. Sie tat es jeden Tag.»

«Wer war der schwere Mann, der bei ihr war?»

«Ihr Sohn», sagte Florence. «Er war drei Jahre an der Front in Russland, wie viele andere Mischlinge auch. Die meisten sind umgekommen. Und statt einer Benachrichtigung, dass der Sohn an der Front gefallen waren, erhielt sein «arischer» Elternteil seine Asche mit der Mitteilung, er sei auf der Flucht erschossen worden.»

Das wenige, das ich über die Geschichte dieser Frau weiss, habe ich seither vielen Leuten erzählt. Alle, die nie in Nazi-Deutschland gelebt hatten, waren skeptisch; einige aber, die dort waren, gelitten und durchgehalten hatten, sagten: «Ja, ich glaube es. Ich habe selbst so eine Person gekannt. Es gab sie. Aber nur ein paar kamen mit derartigem Auftreten durch.»

Als ich mich von den Harts verabschiedete, sass der Knabe, den ich mitgenommen hatte, im Jeep auf meinem Sitz.

«Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat», sagte ich, als er mich zurück ins Dorf dirigierte. «War's sehr langweilig für dich?»

«Gar nicht!» sagte er bestimmt.

«Worüber hast du die ganze Zeit nachgedacht?»

«Ich hab' nicht viel nachgedacht», sagte er. «Ich hab' das Auto gefahren.»

«Wohin?»

«Nach Amerika!» sagte er und lachte in die vorbeigleitende Landschaft, als wäre er schon auf dem Weg.

Beim Essen abends im Schloss erzählte ich John und Mervyn von meinem Ausflug aufs Land. Als ich anfing, die Kirche von Andechs zu beschreiben, sagte John, er kenne sie sehr gut. «Aber du solltest die Wallfahrtskirche von Wies sehen», fügte er hinzu. «Sie ist das letzte Wort in Sachen deutscher Barock.» Dann wandte er sich Mervyn zu. «Übrigens habe ich auf der Suche nach Material über die Situation der Kirche das hier bekommen», und er reichte uns ein Schriftstück. Es war ein Bericht über den Studentenprotest in München im Januar 1943.

Der Widerstand, lasen wir, war nicht auf einen Ort beschränkt und kam nicht plötzlich. Gruppen antinazistischer Studenten waren in München seit 1937 im Untergrund aktiv gewesen. Mit Unterstützung der Kirchen verbreitete sich die Geheimorganisation auch an anderen Universitäten, besonders Bonn und Wien. Der führende Kopf der Bewegung war Professor Kurt Huber. Als der Krieg ausbrach und die Gruppen zerstreute, schlossen sich drei Studenten – Schurik Schmorell, Hans Scholl und seine Schwester Sophie – mit Huber zusammen. Während der Professor Flugblätter aufsetzte, schrieben die Studenten an einem (inzwischen berühmten) Manifest gegen die Nazis und nahmen die noch gefährlichere Arbeit auf sich, diese aufrührerische Schrift zu verteilen. Sie entwarfen auch Plakate, die sie nachts an die Wände der Universität klebten. Die Häuser der Nazi-professoren beschmierten sie mit riesigen roten Hakenkreuzen, die sie mit schwarzer Farbe durchstrichen. Sie veranstalteten Demonstrationen, die für grossen Aufruhr unter den Studenten sorgten, aber schliesslich auf Seiten der Anführer zu Unbesonnenheiten führte ... Eine andere Gruppe, die von dem Studenten Hans Leipelt vom Institut für Chemie geführt wurde, leitete Nachrichten weiter, die man aus ausländischen Radio-sendungen erfahren hatte. Sie versuchten, der Nazi-propaganda entge-

genzuwirken, indem sie Vorgänge aus dem vor-nazistischen Deutschland bekanntmachten, über die nicht berichtet werden durfte. Sie stellten Dynamit her, um die Nazifakultät in die Luft zu jagen. Eines Tages, so schloss der Bericht – Huber, die Scholls und Schmorell waren gefasst und hingerichtet worden –, erfuhr Leipelt, dass Hubers Frau und Kinder mittellos waren. Sofort begann er, im Institut für sie zu sammeln. Doch jemand denunzierte ihn bei der Gestapo ...

«Jeder, der die Deutschen wegen ihres fehlenden Widerstands verurteilt», murmelte Mervyn, als wir das Schriftstück zu Ende gelesen hatten, «hätte während des Krieges einmal sechs Monate hier sein sollen.»

«Gibt es vielleicht eine Möglichkeit», fragte ich John, «mit irgendwelchen Verwandten zu sprechen?»

«Das», sagte er, «ist genau, was ich vorschlagen wollte. Heute Nachmittag lief mir Miss McCaig über den Weg, eine alte Freundin, Engländerin, die es im Krieg hierher verschlug. Zufällig wohnt sie bei der Familie Schmorell ein paar Meilen von hier. Sie hat mir versprochen, für morgen Nachmittag ein Treffen für uns zu vereinbaren.»

Am nächsten Tag wurde es sehr warm. Der See war gläsern, als wir vom Schloss aufbrachen.

«Weisst du irgendetwas über die Schmorells?» fragte ich John.

«Nur was Miss McCaig mir erzählt hat», sagte er. «Der Vater ist ein bekannter Arzt. Kommt ursprünglich aus dem Baltikum, nehme ich an; und die Mutter ist zum Teil russischer Abstammung, glaube ich. Sie haben eine Tochter.»

«Ich frage mich», sagte Mervyn, «ob sie über ihren Sohn sprechen wollen.»

«Miss McCaig meinte, ja», sagte John, «solange sie dabei ist.»

Wir hielten im Schatten einer blühenden Ligusterhecke. Es war eine grüne, stille, menschenleere Vorortstrasse. Die vereinten Düfte von Kastanie, Liguster und Geissblatt erfüllten die Luft. An einer Tür, um

die herum die Hecke ausgeschnitten war, sah ich ein Schild mit dem Namen Schmorell. John drückte die Klinke und wir gingen hindurch.

Zwei Frauen mittleren Alters in Sommerkleidern sassen auf dem Rasen. Wir schüttelten Miss McCaig die Hand, die uns Frau Doktor vorstellte – ein blasse, schlanke, immer noch schöne Frau mit einer ruhigen, sanften Stimme.

«Ich geh' schnell rein und sag' dem Doktor, dass Sie hier sind», sagte Miss McCaig.

Während sich die anderen unterhielten, schaute ich hinauf zu dem hellen, pergamentfarbenen Haus. Rabatten waren aus dem Rasen an der Hauswand geschnitten worden und ein junges Geissblatt begann zwischen den grossen Fenstern hochzuklettert. Haus und Garten hätten überall in Europa liegen können, wo noch Häuser stehen und Gärten gedeihen.

Dann kam Miss McCaig wieder zurück, gefolgt von einem grossen, hageren, gutaussehenden Mann und einem jungen, blonden, stämmigen Mädchen. Sie trug eine Brille mit dicken Gläsern. Das Tweedjackett des Doktors hing locker von seinen leicht gebeugten Schultern, und mir fielen seine kräftigen, schlanken Hände auf, die nie stillhielten. Nach einigen Minuten schlug seine Frau vor, zum Tee ins Haus zu gehen.

Im Esszimmer lernten wir die Schwester unserer Gastgeberin und eine andere Dame, eine Freundin der Familie, kennen. In einem hellen, schön geschnittenen, luftigen Zimmer sassen wir um einen runden Tisch und tranken Tee. Das Gespräch war verhalten, sprunghaft, allgemein, bis schliesslich John in einem Augenblick, als alle schwiegen, seine kühne Frage stellte.

«Wir hätten gerne gewusst», sagte er, sich an den Doktor auf meiner Seite desTischs wendend, «wir hätten gerne gewusst, ob Sie vielleicht mit uns über Ihren Sohn sprechen möchten – natürlich nur, falls Ihnen das nicht immer noch zu nahe geht.»

Eine Weile lang sagte keiner ein Wort. Der Doktor lehnte sich zurück, schaute zur Decke, faltete die Hände. «Ich würde Ihnen sehr gerne von unserem Jungen erzählen», sagte er mit ruhiger, gefasster Stimme.

Nur seine Frau sah ihn nicht an. Mit den Ellbogen auf dem Tisch, das bleiche Gesicht mit den Händen rahmend, starrte sie vor sich hin, als der Doktor zu sprechen begann.

«Schurik war von Natur aus wissenschaftlich interessiert», sagte er. «Eine lange Zeit jedoch, den ganzen Sommer und Herbst '43 hindurch—»

«'42, Papa», verbesserte ihn die Tochter.

«'42, mein Liebes? Natürlich, Natascha, '42.»

«Ja», murmelte die Mutter, «'42.» Und ohne jemanden direkt anzusprechen und wie im Traum sagte sie: «Ich glaube, Schurik war mehr als nur wissenschaftlich interessiert. Er war von Natur aus religiös. Er beschäftigte sich so intensiv mit geistigen Problemen, mit religiöser Literatur, dass er Pastoren und Theologen aufsuchte und stundenlang mit ihnen redete. Er hatte einen starken Glauben. Professor Huber hatte einen grossen Einfluss auf ihn ...»

«Das ist wahr», stimmte ihr der Doktor ruhig zu. «Aber, um keinen falschen Eindruck zu vermitteln, dürfen wir nicht vergessen, dass er sich zu dieser Zeit auf seine Examina konzentrierte. Jenen ganzen Sommer und Herbst hindurch schien er ungewöhnlich fleissig zu lernen. Abends kam er von der Universität nach Hause, spielte ein wenig Klavier, ass zu Abend und zog sich sofort nach oben zurück. Er sprach nicht viel und wirkte geistesabwesend. Wenn wir zu Bett gingen, sahen wir immer Licht durch den Schlitz seiner Tür. Wegen der Prüfungen störten wir ihn nicht. Doch selbst als er sie hinter sich hatte, entspannte er sich nicht. Einmal musste ich mitten in der Nacht nach unten und sah, dass immer noch Licht bei ihm brannte. Ich sagte nichts. Doch bald kam es uns vor, als würde er blass und nervös werden.»

«Er verlor den Appetit», murmelte die Mutter. «Und hin und wieder hörten wir ihn ganz früh morgens Klavier spielen ...»

«Immer Tschaikowsky», sagte Natascha.

«Deshalb schlugen wir ihm vor, sich mal einen Tag frei zu nehmen», fuhr der Vater fort, «und nicht bis spät in die Nacht hinein zu ar-

beiten. Es sei nicht gut für ihn, sagten wir. Er jedoch antwortete, er habe eine sehr wichtige Arbeit zu tun, die er zu Ende bringen müsse. Er hoffe, nicht mehr viel länger dafür zu brauchen. Dann, gegen Weihnachten, fing er an, uns nachmittags anzurufen und mitzuteilen, er sei in der Universität aufgehalten worden und könne nicht zum Abendessen zu Hause sein. Wir sahen ihn immer seltener und machten uns Gedanken, was er wohl tat. Wir deuteten ihm auf unterschiedliche Weise an, dass wir neugierig waren, doch er ging immer darüber hinweg und vertröstete uns auf später. ‚Gerade jetzt kann ich euch dazu nichts sagen‘, erklärte er dann immer. Ein, zwei Mal blieb er die ganze Nacht weg. Dann kam der Januar mit den Unruhen im Deutschen Museum. Der Anlass war das Jubiläum der Universitätsgründung und im Verlauf einer Rede vor den Studentinnen machte Gauleiter Giesler ein paar besonders geschmacklose Bemerkungen. Schurik war —»

«Er sagte, Papa», unterbrach ihn Natascha, «er sagte, es sei nicht ihre Aufgabe, zu heiraten, sondern die germanische Rasse zu vermehren!»

«Ja, mein Liebes, ich weiss», sagte der Vater. «Die Mädchen fingen an, den Hörsaal zu verlassen. Andere stampften mit den Füßen. Die Studenten machten einen derartigen Lärm, dass Giesler anscheinend kaum zu Ende reden konnte. Hinterher gab es eine grosse Demonstration auf dem Platz davor. Erst nach längerer Zeit wurde sie aufgelöst, durch das Überfallkommando der Polizei.»

«Die ganze Nacht», sagte Natascha, «sangen die Studenten Freiheitslieder auf den Strassen. Es waren auch Soldaten darunter.»

«Ja», fuhr der Doktor fort, «diese Demonstrationen hatten eine bemerkenswerte Wirkung auf Schurik. Er schien sehr erregt. Obwohl er hart wie immer arbeitete und oft anrief, um uns mitzuteilen, er werde erst spät nach Hause kommen, sah er munterer aus, nicht mehr so blass.»

«Sein Appetit wurde wieder besser», murmelte die Mutter.

«Dann, an einem Nachmittag im zeitigen Frühjahr», sagte der Doktor, «klingelte es an der Haustür. Drei Männer in Zivil standen davor. Ich hatte sie noch nie gesehen, aber ich wusste, wer sie waren – ich wusste, dass sie von der Gestapo waren. Sie fragten nach Schurik. Er war natürlich nicht da. Als ich sagte, ich wüsste nicht, wo er sei, kamen sie herein. ‚Wir warten!‘ sagte einer von ihnen.»

Der Doktor hielt inne, und ich sah, wie er die Hände gegen die Knie presste, damit sie nicht mehr zitterten.

«Es war vier Uhr», fuhr er fort.

«Fünf, Papa», unterbrach Natascha, «weil das Telefon –»

«Nein, Schatz», sagte die Mutter, und ich sah, wie die Adern auf ihren weissen Armen hervortraten, als sie das Gesicht zwischen die jetzt starren Hände nahm. «Nein, Schatz, es war kurz nach vier. Ich erinnere mich, weil ich gerade Tee machte.»

«Ja, ja», bestätigte ihre Schwester, «es muss genau um vier Uhr herum gewesen sein –»

«Aber Tante Toni!» beharrte Natascha, lächelnd in ihrer Erregung, fast lachend, «Schurik rief um fünf Uhr an –»

«Aber liebes Kind», sagte der Vater und hob seine zitternden Finger. «So weit bin ich noch nicht. Du vergisst, dass die Männer länger als eine halbe Stunde hier blieben. Du vergisst, dass deine Mutter, in der Annahme, Schurik sei noch in der Universität, fragte, ob sie telefonieren könne und dass der Mann ‚Nein!‘ gesagt hat und dort vor dem Telefon stand mit den Händen in den Manteltaschen. Es war fünf, wie du sagst, als das Telefon klingelte und der Mann den Hörer abnahm, bevor wir uns rühren konnten.»

Hier presste die Mutter die Finger auf die Augen, erhob sich vom Tisch und trug die Teekanne hinaus.

«Wir wussten, dass es Schurik war. Es war die Zeit, in der er immer anrief. Und wir beteten, er möge sofort erkennen, dass es keine von unseren Stimmen war. ‚Dr. und Frau Schmorell erwarten dringend die Rückkehr ihres Sohnes‘, hörten wir den Mann ins Telefon sprechen. ‚Hallo?‘ sagte der Mann. ‚Hallo?‘ brüllte er. Da wussten wir, dass

Schurik aufgelegt hatte. Der Mann fluchte entsetzlich und versuchte, den Anruf zurückzuverfolgen.

Die beiden anderen blieben und warteten. Sie sagten uns, wir stünden unter Aufsicht. Dann ging einer nach oben. Wir konnten hören, dass er das Haus durchsuchte, Schubladen aufriss und zuknallte. Er schien schrecklich lange in Schuriks Zimmer zu bleiben. Dann kam er herunter, stellte sich zu dem anderen Mann und wartete. Sie warteten den ganzen Abend, und als es Nacht wurde, führten zwei von ihnen jeden von uns einzeln hier herein und fragten uns über Schurik aus –»

«Sie fragten uns nach seinen Freunden – und nach ihren Namen», sagte Natascha, die plötzlich aufstand und das Zimmer verließ. Ein Weilchen später kam sie mit ihrer Mutter zurück mit einigen Blättern Papier in der einen, der Teekanne in der anderen Hand.

«Ja, Liebes», sagte der Vater. «Und wir sagten, wir wüssten nichts. Zum Glück sagten wir alle, dass wir keinen kannten. Wir sagten ihnen, dass er monatelang hart gearbeitet habe und immer erst spät und allein nach Hause gekommen sei. Ich könne mir nicht vorstellen, sagte ich ihnen, wie es möglich sein sollte, dass unser Sohn von der Polizei gesucht wird. ‚Er soll in schlechter Gesellschaft gewesen sein‘, sagte einer der Männer. Das war alles, was sie über Schurik sagten.

Sie blieben die ganze Nacht, hier unten, während wir oben sein durften. Wir schauten aus dem Fenster und sahen, dass Wachen um das Haus herum standen. Wir versuchten, nicht zu schlafen. Wir lagen und beteten, nicht das Klicken der Gartentür hören zu müssen. Wir hörten es auch nicht, und am Morgen waren die Männer immer noch da. Dann wurden wir in einem Auto weggebracht –»

«Zuerst haben sie uns alle noch einmal verhört, Papa», sagte das Mädchen, holte aus den Papieren in ihrer Hand das Foto eines dunkelhaarigen, ungewöhnlich hübschen Jugendlichen und reichte es herum.

«Gibt ihn sehr gut wieder», sagte die Mutter. Sie hatte immer noch das Gesicht in den Händen und ihre hellblauen Augen starrten geradeaus, als ihr Mann seinen Bericht fortsetzte.

«Zwei Tage und Nächte lang wurden wir festgehalten, in getrennten Zellen», sagte er, und seine Stimme wurde lauter. «Und verhört und verhört, immer wieder von vorne. Am zweiten Tag sagten sie jedem einzeln, sie hätten den andern beiden Geständnisse entlocken können, und sie wüssten jetzt die Namen von Schuriks Freunden ... Wir fragten sie, wo Schurik war, und sie sagten uns, er sei verhaftet worden. Er werde sich vor Gericht für seine Taten zu verantworten haben, sagten sie. Wir fragten, was er getan habe, aber sie wollten uns nichts sagen. Wir baten, ihn sehen zu dürfen, aber sie liessen uns nicht. Und trotz der Geständnisse, mit denen sie sich grosstaten, wollten sie die Namen von Schuriks Freunden wissen. Für seine Mutter und mich war es leichter, weil wir nur ein oder zwei kannten, aber Natascha –», der Doktor zögerte, seine Stimme bebte – «sie kannte sie, wenngleich wir davon nichts wussten. Für sie war es schwerer, und als sie immer nur den Kopf schüttelte und sich weigerte, etwas zu sagen, fingen sie an – sie zu foltern ...» Die Stimme wurde erneut schleppend und eine zitternde Hand griff nach der Tischkante.

«Herr Doktor», sagte John, das angespannte Schweigen brechend, «bitte lassen Sie sich dies nicht zu nahe gehen. Wenn Sie lieber nicht weiterberichten möchten ...»

«Sie blendeten sie auf einem Auge!» sagte der Doktor mit einer Stimme, die ihm vor Anstrengung, sie in der Gewalt zu behalten, fast stockte. «Sie behielten ihn im Gefängnis», fuhr er nach einer Pause schnell fort, «wo er auf seinen Prozess wartete, wochenlang. Wir wussten und er wusste, dass er wohl würde sterben müssen. Wir kannten auch sein ‚Verbrechen‘ und waren stolz auf ihn. Wir durften ihn nur zweimal besuchen. Wir haben ihn nie glücklicher erlebt. Ich bezweifle, je einen glücklicheren Menschen gesehen zu haben ... Dann erfuhren wir, dass er schuldig gesprochen und zum Tod verurteilt worden war

und dass wir ihn nicht mehr sehen könnten, es sei denn, dem Gnadengesuch würde stattgegeben.

«Eine letzte verzweifelte Hoffnung war uns geblieben – einen Freund oder Freunde zu finden, die ihren Einfluss geltend machen könnten, um ihn zu retten. Aber wer? Wir suchten, quer durch alle gesellschaftlichen Schichten. Die, die gerne geholfen hätten, waren ohnmächtig. Deshalb schluckten wir unseren Stolz hinunter und traten an Männer in hohen Stellungen heran, die wir nicht kannten. Es war alles vergeblich. Und in dieser ganzen Zeit, den ganzen Mai und Juni und den halben Juli hindurch hat der Junge nie seinen Mut verloren. Sein tiefer Glaube verstärkte sich nur noch. *Er hat uns* Mut gemacht, in Briefen – zweimal im Monat durfte er uns schreiben. In jedem Brief erinnerte er uns daran, wieviel schwerer es für uns zu ertragen sei als für ihn ...»

Unter den Papieren in ihrer Hand zog Natascha ein kleines Blatt hervor, auf dem mit der Schreibmaschine ein paar Zeilen geschrieben waren.

«Das war sein letzter Brief», sagte der Vater, während er ihn mir reichte, «nachdem das letzte Gnadengesuch abgelehnt worden war.»

Schweigend lasen wir nacheinander das knappe, ausserordentliche Dokument.

«Nach der Ablehnung», fuhr der Vater fort, während er sich mit zitternder Hand über die Augen fuhr, «richteten wir ein letztes Gesuch an den Anwalt. ‚Wenn unser Junge sterben muss‘, sagte ich, ‚könnten Sie nicht Ihren Einfluss geltend machen und bitten, dass er erschossen wird?‘»

«Ha!» sagte der Anwalt, ‚machen Sie sich darüber mal keine Sorgen, Herr Doktor. Köpfen geht viel schneller. Darin haben sie viel Übung!‘»

Als wollte er das entsetzte Schweigen mildern, fügte er schnell hinzu: «Sie teilten uns mit, als es vorbei war. Aber – aber wir durften ihn nicht sehen. Wir durften ihn nicht sehen ...»

«Und die Zeitungen», warf plötzlich die schwache Stimme der

Mutter ein, «die Zeitungen nannten ihn den – den Kriminellen Schurik Schmorell ...»

«Du hast noch nicht den Aufseher erwähnt, Papa», sagte Natascha.

«Was, mein Liebes? Oh, den Aufseher. Ja, beim letztenmal, als wir unseren Jungen sahen, sprach ich ein paar Worte mit einem der Gefängnisaufseher. Er schien einer von der anständigen Sorte zu sein und sprach anerkennend über Schurik. Wochen später habe ich ihn noch einmal getroffen. ‚Ihr Sohn‘, sagte er mir, ‚ging mit hoch erhobenem Kopf durch die Tür. Er schaute in den Himmel, dann auf einen Baum hinter der Mauer. Dann schritt er voraus, hat etwas gesungen dabei. Hat sich wie ein Kirchenlied angehört‘, sagte er. Aber mehr wollte er mir nicht erzählen. Wir durften ihn nicht sehen. Wenn wir ihn nur hätten sehen dürfen!»

Als ich Monate später versuchte, die Geschichte von Schurik Schmorell, wie wir sie von seiner Familie gehört hatten, zu rekapitulieren, schrieb ich an John und bat ihn, bestimmte Stellen nachzuprüfen. In seiner Antwort schrieb er: «Du Erinnerst Dich doch an den herrlichen Brief, den er nach dem Prozess an seine Eltern geschrieben hat. Das war ein Meisterstück christlichen Glaubens. Hätte ich nur eine Kopie davon ...»

Ich habe hier versucht, die lebenden Personen für sich selbst sprechen zu lassen. Als ich an diesen Brief eines jungen Mannes dachte, der das nicht mehr kann, wollte ich seine tragische Geschichte lieber auslassen, wenn ich die letzten Worte, die er schrieb, nicht hätte aufnehmen können.

Glücklicherweise hatte John die Münchener Adresse der Schmorells aufgehoben, und ein weiteres Glück war es, dass die Freundin eines Freundes dort bei der amerikanischen Pressezensur arbeitete. Ich schrieb ihr sofort. Hier, gekürzt, ihre Antwort:

München, 23.6.46

Ich hatte das Glück, die Schmorells noch anzutreffen, zwei Tage bevor sie ihre Wohnung verlassen mussten, die von der Besatzungsarmee für amerikanisches Personal und ihre Familien beschlagnahmt wurde. So dass zu ihrer traurigen Geschichte noch Schmerz und Kummer hinzukamen, ausziehen und ihr langjähriges Heim verlassen zu müssen.

Es wird Sie und Reverend John Haynes zweifellos interessieren, dass der Mann, der die Scholls denunzierte und auch für den Tod des jungen Schmorell verantwortlich war, soeben von einem der neu geschaffenen deutschen Gerichte zur Säuberung des Landes vom Nazismus zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt wurde. Er erwies sich als ein ganz erbärmlicher, minderwertiger unterer Funktionär und als wahrlich seltsames Werkzeug, um den Tod dreier so glänzender junger Leute herbeizuführen.

Mittlerweile habe ich durch eine Zeitungsnotiz die neue Adresse der Schmorells herausgefunden. Ich bin sicher, sie würden sich freuen, von Ihnen und Mr. Haynes zu hören. Unsere Begegnung war dazu angetan, mich alles versuchen zu lassen, was sie ein wenig aufmuntern könnte.

Dem Brief lagen Abschriften von nicht weniger als sieben Briefen von Schurik Schmorell an seine Familie bei, alle aus dem Gefängnis. Hier der erste, der fünfte und der letzte der Briefe.

München, 30.5.43

Meine lieben Eltern!

Neues kann ich Euch von hier nicht berichten. Alles ist beim Alten. Aber einiges möchte ich Euch noch sagen, damit Ihr Euer Leid etwas leichter tragt. Sollte die Begnadigung abgelehnt werden, so bedenkt doch, dass der «Tod» nicht das Ende jeden Lebens bedeutet, sondern

eigentlich im Gegenteil – Geburt, Übergang zu einem neuen Leben, einem herrlichen und ewig dauernden Leben! Der Tod ist also nichts schreckliches. Hart und schwer ist die Trennung. Aber sie wird weniger hart und schwer bei dem Gedanken, dass wir uns ja nicht für ewig trennen, sondern nur für eine Zeitlang (wie für eine Reise), um uns jedoch dann für immer und ewig zu treffen, in einem Leben, das unendlich schöner ist, als das jetzige und dass es dann für das Zusammensein kein Ende gibt. Bedenkt das alles, dann wird Euch die Last bestimmt leichter werden!

Es umarmt und küsst Euch Euer

Schurik.

Herzlichste Grüsse an Alle!!!

München, 2.7.43

Meine liebe, liebe Natascha!

Du hast die Briefe, die ich den Eltern geschrieben habe, sicher gelesen, so dass Du ziemlich Bescheid weisst. Du wirst Dich vielleicht wundern, wenn ich Dir schreibe, dass ich innerlich von Tag zu Tag ruhiger werde, ja sogar froh und fröhlich, dass meine Stimmung meistens besser ist, als sie es früher, in der Freiheit war! Woher das kommt? Das will ich Dir gleich erzählen: Dieses ganz harte «Unglück» war notwendig, um mich auf den wahren Weg zu bringen – und deshalb war es eigentlich gar kein Unglück. Vor allem bin ich froh und danke Gott dafür, dass es mir gegeben war, diesen Fingerzeig Gottes zu verstehen und dadurch auf den rechten Weg zu gelangen. Denn was wusste ich bisher vom Glauben, vom wahren tiefen Glauben, von der Wahrheit, der letzten und einzigen, von Gott? Sehr wenig! – Jetzt aber bin ich soweit, dass ich auch in meiner jetzigen Lage froh und ruhig, zuversichtlich bin – mag kommen was da wolle. Ich hoffe, dass auch Ihr eine ähnliche Entwicklung durchgemacht habt und dass Ihr mit mir zusam-

men nach den tiefen Schmerzen der Trennung auf dem Standpunkt angelangt seid, wo Ihr für alles Gott dankt. –

Dies ganze Unglück war notwendig, um mir die Augen zu öffnen, – doch nicht nur mir, sondern uns allen, all denen, die es getroffen hat – auch unsere Familie. Hoffentlich habt Ihr den Fingerzeig Gottes richtig verstanden. Grüsse alle herzlichst, besonders sei aber Du begrüsst von Deinem

Schurik.

München, 13.7.43.

Meine lieben Vater und Mutter

Nun hat es doch nicht anders sein sollen und nach dem Willen Gottes soll ich heute mein irdisches Leben abschliessen, um in ein anderes einzugehen, das niemals enden wird und in dem wir uns alle wieder treffen werden. Dies Wiedersehen sei Euer Trost und Eure Hoffnung. Für Euch ist dieser Schlag leider schwerer als für mich, denn ich gehe hinüber in dem Bewusstsein, meiner tiefen Überzeugung und der Wahrheit gedient zu haben. Dies alles lässt mich mit ruhigem Gewissen der nahen Todesstunde entgegensehen. Denkt an die Millionen von jungen Menschen, die draussen im Felde ihr Leben lassen – ihr Los ist auch das meinige. Grüsst alle meine lieben Bekannten herzlichst! Besonders aber Natascha, Erich, Njanja, Tante Toni, Maria, Aljenuschka und Andrey. In wenigen Stunden werde ich im besseren Leben sein, bei meiner Mutter und ich werde Euch nicht vergessen, werde bei Gott um Trost und Ruhe für Euch bitten. Und werde auf Euch warten! Eins vor allem lege ich Euch ans Herz: Vergesst Gott nicht!!!

Euer Schurik.

Mit mir geht Prof. Huber, von dem ich Euch herzlich grüssen soll!

KEMPTEN UND UMGEBUNG

Bevor wir Starnberg verliessen, um nach Kempten zu fahren, kam es zu einer Krise. Alles ging schief. Der Major wurde nach Washington zurückbeordert. John musste nach Paris fliegen, um bei seinem Bischof vorzusprechen. Der Professor, der bereits in Kempten gewesen war, um ein Haus für uns zu beschlagnahmen, wurde ebenfalls nach Paris beordert, zur Anhörung für eine Promotion, so Gerüchte. Schliesslich musste Mervyn für einige Hintergrund-Berichte in München bleiben. Mit dem Ergebnis, dass die – zumindest zeitweise – führerlose Mannschaft aus Frank, Dudley und mir bestand. Und da begannen die Schwierigkeiten. Zwei Jeeps und ein Anhänger voller Gepäck, Feldbetten, Verpflegung und Wein mussten nach Kempten geschafft werden – von uns dreien konnte aber nur ich fahren! Dudley hatte versucht, sich in Darmstadt einen Armeeführerschein zu besorgen, aber auf seiner ersten Ausfahrt war er mit dem Jeep schnurstracks in einen Baum gefahren, seither war das Thema in seiner Gegenwart tabu. Doch nun, als unsere Probleme absehbar wurden, liess er sich doch überreden, eine Prüfung zu absolvieren. Ohne dass er es wusste, beobachtete ich einige seiner tapferen Versuche. Es war, als sässe ein Kind zum ersten Mal auf einem Fahrrad. Mochte die Strasse noch so breit und gerade sein, es gelang ihm einfach nicht, gerade zu fahren. Der Major, der Professor, John und schliesslich auch Mervyn flehten mich an, jeder auf seine eigene, wohlmeinende Art: «Um Himmels willen fahr langsam, und pass ja auf Frank und Dudley auf!» Und ich

hatte sofort die Vision eines Konvois aus Zweittonnern, der uns in einer engen Gebirgsschlucht in einer Haarnadelkurve entgegendonnerte. Woran Frank und Dudley dachten, wagte ich erst gar nicht zu fragen. Aus der Blässe des ersteren und Franks launiger Ansprache beim Aufbruch, die mit den Worten begann: «In deine Hände, lieber Frank, empfehlen wir ...!» schloss ich, dass ihre Vorstellungen nicht heiterer waren als meine.

Zum Glück war das Wetter perfekt, und wir hatten den ganzen Tag Zeit für die Reise, so dass wir uns nicht beeilen mussten. Ich fuhr mit der Geschwindigkeit eines Anfängers und bekam bald einen steifen Hals, weil ich mich dauernd nach dem anderen Jeep umdrehte, um zu sehen, ob er noch auf der Strasse war. Mittags war er es noch. Immer mal wieder hatte ich den Impuls, anzuhalten, einfach um Frank zu gratulieren. Aber ich wagte es nicht, die Vorsehung herauszufordern und zu riskieren, dass er in den Anhänger fuhr. Ich hatte aber noch einen anderen Grund, zu halten. Seit John sie in so glühenden Farben beschrieben hatte, überlegte ich, wie wir es arrangieren könnten, die Wies zu besuchen. Auf meiner Übersichtskarte war sie in winzigen Buchstaben verzeichnet. Was mich schliesslich davon abhielt, war nicht der Umweg von fünfzig Meilen, sondern der Gedanke an Frank. Ich traute mich einfach nicht, ihm etwas von meiner Idee zu sagen, aus Angst, die Fahrt könnte durch diese Verlängerung zum Alptraum für ihn werden. Schliesslich aber mussten wir doch anhalten, um den Proviant, den uns die Küche mitgegeben hatte, zu verzehren. Wir hielten also auf einem breiten, übersichtlichen Abschnitt der Strasse, und als ich sah, wie Frank strahlte, teilte ich ihm meine Überlegungen mit und fragte ihn, ob er etwas dagegen habe.

«Keineswegs!» rief er. «Herrlich! Mein Mädchen zu Hause studiert Architektur. Morgen kann ich ihr ein paar Seiten darüber schreiben. Wie stehts mit dir, Dudley?»

«Ich mach alles, was du sagst, Frank! Was bin ich anderes als ein armer und einsamer Passagier – stets zu deiner Verfügung, immer zu Befehl – und, nicht zu vergessen! – in deiner Gewalt, Frank!» Mit die-

sen Worten rappelte Dudley sich auf und schlug, eine Verpflegungsdose über dem Kopf schwenkend und einen Keks zwischen Oberlippe und Nase geklemmt, die Hacken zusammen. «Ans Lenkrad, mein Führer», brüllte er, «und fort von hier! Wer weiss, vielleicht ruf' ich im Dämmer jener Gruft herab auf deine Seele Gnade! Dir Mut zu machen, furchtloser Freund, krachenden Konvois, scharfen Ecken auszuweichen –!»

«Halt inne, Lästere!» jaulte Frank und rannte wie wild geworden zum Jeep. «Du enervierest mich!»

Ich übernahm wieder die Führung und hörte, wie sie hinter mir in laute, schallende Gesänge ausbrachen.

Statt in Peissenberg in Richtung Schongau nach Westen abzubiegen, nahm ich eine genau südlich verlaufende schmale Strasse, die uns direkt über der tiefen Schlucht der Ammer in das Dorf Rottenbuch führte. Vor einem Gasthaus hielt ich an, um einen einsamen Corporal mitzunehmen, der per Anhalter zurück in seine Kaserne nach Füssen wollte. Ich wies ihn darauf hin, dass wir zwar auf unserem Weg nach Kempten durch diese Stadt kommen würden, im Augenblick aber einen Umweg machten, weil wir in Wies eine berühmte Kirche finden wollten. «Das ist nahe bei Steingaden», fügte ich hinzu. «Vielleicht kennen Sie den Weg.»

«Gibt überhaupt keine berühmte Kirche in der Gegend», sagte der Corporal. «Bin drei Wochen auf dieser gottverdammten Strasse hin- und hergefahren – hab' nie 'ne Kirche gesehen.»

«Hoffentlich irren Sie sich», sagte ich. «Vermute, dass sie abseits der Strasse liegt und Sie sie nicht gesehen haben.»

«He, Jim!» sagte Dudley, als Frank zu mir aufschloss. «Du hast wohl gar nicht gesehen, dass wir beinahe im Graben gelandet sind!»

«Was ist passiert?»

«An dem Wegweiser», sagte Frank, «wo Bad Tölz draufsteht, hat Dudley gebrüllt: ‚Pass auf, Frank! Üble Kurve!‘»

«Ha! Ha! Ha!» quietschte Dudley.

Die Wieskirche lag natürlich nicht an der Strasse, auf der der Corporal so oft gefahren war. Sie lag ein paar Meilen abseits, am Ende eines steilen Wegs, der sich durch Fichtenwälder schlängelte und plötzlich hinaus auf wellige grüne Wiesen führte. Hier, in überraschender Einsamkeit, stand vor der dramatischen Kulisse schneebedeckter Berge ein schlichtes, weisses, oktagonales Gebäude mit schwarzem Schieferdach und einem Glockenturm an einem Ende. An der Tür hing ein Anschlag, der uns in Frakturschrift darauf hinwies, dass Fotoapparate streng verboten waren.

Zu viert und mit ein paar Fotoapparaten bewaffnet, drängten wir uns auf der Schwelle, und ich drückte die Tür auf. Es war wie in Andechs: Man schaute auf ein Bild, das sich ein Kind vom Himmel gemacht hatte. Das gleissende Licht, der Eindruck des Raumes und seine harmonische Farbigekeit waren nach dem Grün der Wiesen und dem nüchternen Äusseren des Gebäudes so unerwartet, dass wir reglos stehenblieben. Mit einem halb unterdrückten «Donnerblitz!» brach der Corporal den Bann, und obwohl alles still und die Kirche menschenleer war, schlichen wir, wie auf der Pirsch, auf den Spitzen unserer Kampfstiefel hinein.

In weiss glühenden Strahlen fiel das Licht durch die hohen ungefärbten Fenster, tauchte den ganzen Raum in einen Glanz, der uns die Augen zusammenkneifen liess. Die ausgemalte Decke – ein Christus, der in scheinbar unerreichbarer Höhe auf einem Regenbogen vor dem blauen Grund des Himmels sitzt – leuchtete heller als irgendein Himmel. Selbst die hohen rechteckigen Säulen, die weissen schmucklosen Wände warfen ein glitzerndes Licht zurück, als seien sie gerade erst aus gefrorenem Schnee geformt worden. Der Orgelprospekt mit seiner goldenen Einfassung hätte aus reinem, makellosem Elfenbein geschnitzt sein können, und die beiden Kanzeln aus rosarotem Marmor, bekrönt von Cherubinen und mit goldenen Ornamenten überzogen, wirkten so klein, so zerbrechlich zwischen ihren zwei Pilasterpaaren,

wo sie ohne sichtbare Stütze hingen, dass man sich nicht vorstellen konnte, wie ein Mann, mochte er noch so feingliedrig sein, sie zur Predigt besteigen konnte.

Diese Rokoko-Orgie gipfelte im Hochaltar des Gotteshauses. In der Mitte, hinter Glas, ruhte eine in ein Tuch gehüllte Holzfigur mit echtem Haar und Bart vor einer Geisselsäule. Um dieses Abbild des Erlösers herum, von zwei Prämonstratensern im frühen achtzehnten Jahrhundert geschaffen, war die Wallfahrtskirche gebaut worden, deren Ruhm sich schnell zu verbreiten begann. Die den Altar flankierenden Säulen waren aus rosa und blassgrünem Marmor mit goldenen Kranzleisten, und über dem Altar hing ein riesiges, goldgerahmtes Gemälde mit dem heiligen Joseph, dem Schutzpatron der Kirche. Um das Bild herum war ein Meer geflügelter Engel, kleiner zuckerweisser Figuren, glitzernder Sterne, goldener Kronen, Flecken blassblauer Farbe, türkisen Marmors – ein dichtes Geflecht aus Verzierungen, die zu einer vollkommenen Harmonie von Farben verschmolzen.

«Ich bedaure nur», bemerkte Frank, als wir uns zögernd dem Ausgang zu wandten, «dass ich diese Orgel nicht hören kann.»

«Menschenskind!» rief der Corporal. «Schauen Sie sich all diese Krücken an!»

«Jetzt weiss ich, wo ich hin muss», sagte Dudley, «wenn ich mal ein alter Kerl bin.»

Und als wir vor der Kirche standen, erschien auch hier, wie in Andechs, der Himmel bedeckt, das Grün der Wiesen und Berge unnatürlich dunkel, so als lägen sie unter einem grossen Schatten. Doch war weit und breit kein Wölkchen am Himmel, und die Sonne strahlte so hell wie am Mittag.

Irgendwo zwischen Steingaden und Füssen macht die Strasse eine Kurve, und man sieht in der Ferne eine Art phosphoreszierenden Fleck an der Flanke einer hohen grünen Felsenwand. Beim Näherkommen verändert sich die Farbe zu einem milden Braungelb und nimmt eine merkwürdige Gestalt an: Blassgelbe Bleistiftspitzen recken sich aus

einer Masse, in der dunkle Punkte und Schlitze erscheinen. Und plötzlich formiert sich all das zu der verwirrenden Silhouette eines Schlosses, das in der Luft zu schweben scheint wie eine Fata Morgana. Es sieht nicht wie ein von Menschenhand erbautes Schloss aus, eher schon wie die Fantasie eines Künstlers, der Palast eines Märchenkönigs. Ich war nicht darauf vorbereitet und hatte es auch noch nie gesehen – ich dachte stets, es läge näher bei München –, doch hatte ich schon so oft davon gehört, dass ich sofort wusste, was da vor uns lag. Niemand ausser jenem unvergleichlichen Ludwig hätte ein derart verspieltes Bauwerk wie Neuschwanstein errichten können.

Sobald dein Auge dich überzeugt hat, dass du nicht träumst und du alles um das Schloss herum in dich aufzunehmen beginnst – die Klöster, die Burgen, die Festungen, die Schluchten, die stillen gläsernen Seen, die Wasserfälle, die Höhlen, die waldbedeckten Berge, vor allem die überwältigende, plötzliche Nähe der Berggipfel – dann siehst du, dass Schloss Neuschwanstein, der Traum eines Besessenen, genau dort steht, wo es stehen muss. Denn diese Landschaft, die majestätischste und zugleich melancholischste, die ich kenne, scheint ein idealer Ort sowohl für groteske Architektur als auch ein Wohnsitz für Besessene zu sein, zumal einen solchen Giganten unter ihnen. Wenn es eine Stimme gibt, deren Echo diese Berge und Täler angemessen zurückwerfen können, dann wäre keine geeigneter als die der brüllenden Brunhilde oder Adolf Hitlers Schlachtruf der Vernichtung aus seinem Krähennest, das er im wenige Meilen entfernten Berchtesgaden errichten liess.

Mir war, als hinge selbst in der Luft der von Bergen und Klöstern beherrschten Stadt Füssen mit ihren dunkel dahinschlummernden Gasen, die sich seit tausend Jahren nicht verändert haben konnten, etwas Unheimliches, etwas Ungesundes.

«Gibt es in dieser Stadt Industrie?» fragte ich den Corporal, als wir auf dem Marktplatz hielten, um ihn aussteigen zu lassen. «Wird etwas Besonderes hier hergestellt?»

Der Corporal war sich nicht sicher. Dann aber sagte er: «Oh, natürlich. Ganz in der Nähe ist eine grosse Fabrik. Stricke.»

Stricke? Zuerst klang es lächerlich. Aber gab es etwas Lächerlicheres als diese Stadt mit dem irritierenden Namen Füssen? Stricke? Ja, Stricke, das passte – ich musste an eine ganz bestimmte Art der Verwendung von Stricken denken, auf die sich die Nazis verstanden.

Wir verliessen Füssen in Richtung Nordwesten, fuhren hinauf in die Berge, fort von diesen engen beklemmenden Tälern, weg von den düsteren verlassenen Seen, und hinein in eine Landschaft, die allmählich gesunder und zivilisierter aussah und wo die Luft leichter wurde. Es ging steil bergauf, und aus der Strasse wurde ein sich schlängelndes Band, das sich in unübersichtlichen Biegungen und Haarnadelkurven nach oben wand. Ich schaute über einen ungesicherten Abgrund hinweg und sah auf einem Feld einige hundert Fuss unter uns den weissen amerikanischen Stern auf dem Dach eines olivgrünen Wagens. Eine Meile weiter fuhr ich um eine Ecke und hörte das Dröhnen einer sich nähernden Wagenkolonne, Franks Alptraum. Mit einem Ruck zog ich die Handbremse, hob meinen Arm, liess das nutzlose Krächzen meiner Hupe ertönen, hielt mich dicht am Strassenrand und dankte Gott, dass wir uns noch auf der Strasse befanden und diese einen Rand hatte, an den man sich drängen konnte. Hinter mir fuhr Frank in dem Augenblick aus der Kurve heraus, als der Jeep an der Spitze des Konvois die Kurve vor mir verliess. Einen Moment lang dachte ich, ich würde zwischen den beiden Jeeps zerquetscht werden, und die Zweitonner würden sich darüberschieben. Franks Vorderräder schlingerten, aber im entscheidenden Augenblick behielt er die Nerven. Mit zusammengebissenen Zähnen kam er gerade rechtzeitig hinter dem Anhänger zum Stehen, die äusseren Räder unserer Jeeps standen auf dem Grünstreifen neben der Strasse. So sassen wir und warteten, während mit heulenden und zischenden Motoren ein Lastwagen nach dem anderen an uns vorbeirauschte und uns die grossen Räder Staub ins Gesicht wirbelten.

Nach dieser Erfahrung fuhren wir vorsichtiger, bis wir aus den Kurven heraus waren und unten im Tal die Ziegeldächer von Kempten erblickten.

Das Haus, das der Major beschlagnahmt hatte, war eine typische deutsche Zwischenkriegsvilla in der Parkstrasse, hoch über der Stadt und mit einem wundervollen Blick über die ländliche Umgebung und auf die Alpen. Das dreistöckige Haus war in den Hang hineingebaut, auf drei Seiten war es von einem Garten umgeben, und im Keller befand sich eine Garage für mehrere Wagen.

Damit wir Platz hatten, mussten zwei Familien ausziehen. An ihrer Stelle warteten ein grosser junger Mann und eine Frau mittleren Alters auf uns. Zuerst sahen sie uns still und scheu an. Als wir sie anredeten, öffneten sie den Mund und schnappten nach Luft. Drei Amerikaner, die Deutsch sprachen! Die Frau begann, uns Fragen zu stellen. Wann möchten die Herren zu Abend essen? Was möchten sie essen? Ob sie uns beim Auspacken helfen sollte? Ob wir uns das Haus ansehen und unsere Zimmer aussuchen wollten? Wann der nette Herr Major zurückkomme, der, der kein Deutsch spricht? Wem sie die Schlüssel übergeben sollte?

Mitten in diesem Schwall von Fragen tauchten zwei weitere Frauen auf, eine brachte einen Strauss Rosen, die andere eine Schüssel Johannisbeeren. Sie standen im Eingang wie zwei gutgekleidete Bettlerinnen und beugten sich über Blumen und Beeren, als ob sie im Austausch etwas erwarteten. Dudley und Frank bekamen prompt einen Lachanfall und verschwanden.

«Ich bin die Eigentümerin dieses Hauses, und dies ist meine Tochter», sagte die ältere Frau, noch immer über ihre Schüssel gebeugt.

Ich wollte ihr die Schüssel aus der Hand nehmen und sie hereinbiten, aber sie sagte: «Wir dürfen unser Haus nicht betreten.»

«Meinen Sie, Herr Hauptmann», fragte die Tochter, «meinen Sie,

wir könnten unsere Kaninchen im Keller lassen? Sie werden gestohlen, wenn wir ...»

Sie wurde unterbrochen von einer Schar von Kindern, die wie ein Wirbelwind hereinstürmten, gesunde blonde Burschen, alle im ungefähr gleichen Alter. Als sie mich sahen, wurden sie still und starrten mich an.

«Woher kommen diese Kinder?» fragte ich.

«Wie gut der Herr Hauptmann Deutsch spricht!» rief die Mutter mit einem salbungsvollen Lächeln auf den Lippen.

«Einer der Buben ist meiner», sagte die Tochter. «Er heisst Toni, ein guter Junge. Sein Foto hängt im Arbeitszimmer, eine Aufnahme, die sein Vater gemacht hat. Es gibt noch ein Foto von ihm im Esszimmer. Wenn der Herr Hauptmann ...»

«Würden Sie den Kindern und bitte auch Toni sagen», sagte ich, «sie sollen gehen und nicht mehr hierherkommen?»

«Weg!» schrie die ältere Frau und machte eine heftige Bewegung, so dass ein paar Beeren aus der Schüssel hinausfielen. «Seht! Na, nun seht nur, was ihr angerichtet habt!»

Die Kinder rannten kichernd die Stufen hinunter und starrten vom Tor aus zu uns herauf.

«Möchte der Herr Hauptmann den Garten sehen?» fragte die ältere Frau. «Er ist so schön ... Wissen Sie ...»

«Nein, danke», sagte ich, und plötzlich war ich so voller Verachtung für diese beiden Weiber, die sich nur einschmeicheln wollten, dass ich ihnen am liebsten die Beeren und die Blumen aus der Hand geschlagen hätte. Stattdessen nahm ich sie ihnen schnell ab.

«Danke», murmelte ich.

«Bitte, bitte, Herr Hauptmann!» sagte die ältere Frau.

«Nichts zu danken!» fügte die Tochter hinzu, und sie zogen ab, indem sie die Stufen zum Garten rückwärts und sich verbeugend hinunterstiegen.

In der Küche sassen Dudley, Frank, die Frau und der junge Mann und bogen sich vor Lachen.

«Hedwig sagt, sie mag keine Männer», sagte Dudley auf Englisch, als ich eintrat.

«Ich habe nichts dergleichen gesagt», gab die Frau auf Deutsch zurück. «Ich wollte nur nie heiraten.»

«Wie kommt es, dass Sie Englisch verstehen?» fragte ich.

«Sie hat sieben Jahre in *New Joisey* gelebt», antwortete Dudley. «Kannst du dir das vorstellen?»

«Und hat eine Tante in Kalifornien», ergänzte Frank.

«Und was machen die beiden hier?» fragte ich.

«Hans ist Koch», antwortete Frank, «ein Profikoch.»

«Hmm, hm», murmelte Dudley.

Hedwig beugte sich vor, schlug auf ihr Knie und brach in lautes Gelächter aus. Hans lachte ebenfalls, Dudley und Frank fielen ein. Die Küche hallte wider von ihrem Gelächter.

«Hedwig sagt, sie kann alles», sagte George.

«Ausser heiraten», sagte ich auf Deutsch.

Wieder ausgelassene Heiterkeit. «Los, Kinder!» sagte Hedwig plötzlich ganz geschäftig. «Die Herren werden müde sein. Sie müssen essen. Sie müssen auspacken. Komm, Hans, bring das Gepäck nach oben!»

Hedwig, dachte ich bei mir, ist das, was man auf Englisch einen «Schatz» nennt und auf Deutsch eine «Perle».

Mit Hilfe der sechs kichernden Jungen sowie von Hans und Hedwig räumten wir die Jeeps aus und fuhren sie in die Garage, schleppten Taschen, Lebensmittel, Weinkisten und Feldbetten die Treppen hinauf und verstauten die Sachen – alles in ein paar Minuten.

Ich packte meine Sachen in dem einzigen Schlafzimmer im zweiten Stock aus. Hier standen ein Doppelbett, zwei grosse Kleiderschränke, eine Kommode, und aus dem Fenster blickte man auf ein Entbindungsheim auf der gegenüberliegenden Strassenseite, auf die unzerbombten Dächer von Kempten und die fernen Alpen. Aus Gewohnheit oder Neugier – vielleicht weil ich so viele Jahre in Hotels verbracht hatte – öffnete ich die Kleiderschränke und zog die Schubladen heraus. Sie waren leer. Nein, nicht ganz. Mit dem obersten Fach eines Kleiderschranks hatten die einstigen Besitzer das gemacht, was ich selbst auch

schon oft getan hatte, wenn ich eine Wohnung vermietete: Sie hatten dort Fotos, Karten, Briefe, ein Paar Schuhe, einen alten Hut, eine Vorhangstange, Papier, Nadeln hinterlassen – den ganzen Kram, den man immer erst im letzten Moment entdeckt, wenn man meint, mit dem langwierigen Geschäft des Packens fertig zu sein, den man aber doch verschwinden lassen will, bevor andere Leute, vielleicht Fremde, einziehen können. Das Fach, in dem das ganze Zeug verstaut war, befand sich weit oben, es war nicht höher als das Fach, in dem ich in meiner New Yorker Wohnung meine Sachen untergebracht hatte; und als ich auf das rührende Durcheinander zurückgelassener Dinge einer deutschen Familie schaute, sah ich meine eigenen. Aber nicht ich schaute auf diese Dinge –, Fotos aus meiner Kindheit, von meiner Familie, meiner Frau, private Briefe, von denen ich mich nicht trennen konnte – ich sah nicht mich diese Dinge betrachten, auch nicht irgendeinen Amerikaner, an den ich meine Wohnung vermietet hatte, sondern ich sah einen Deutschen in Naziuniform, mit einem böartigen Grinsen auf seinem vom Trinken geröteten Gesicht. Dann sah ich, wie er zu den Schubladen ging und sie aufzog ...

Was ich auch tat. In ihrer Eile hatten die ehemaligen Bewohner vergessen, die Schublade im Nachttisch auszuräumen. Wie meine war auch diese Lade voller Briefe und kleiner Kalender, verblichener Fotos von engen Freunden. Und als meine Hände über die Papiere und Notizbücher glitten, sah ich neben mir wieder das böartige Grinsen des Nazisoldaten, sah ihn mit seinen feisten Fingern durch mein Leben blättern und schob die Schublade zu (zog sie auch nie wieder auf) und ging in den Nachbarraum, ein Wohnzimmer.

Dort, von dem unvermeidlichen Klavier – ich war nie in einem deutschen Haushalt, in dem es kein Klavier gab; oh Gott, dachte ich, was wären die Deutschen ohne Musik! – nahm ich ein Foto mit Trauerflor, das einen dicklichen deutschen Soldaten in einer NS-Uniform mit einem leeren Studiolächeln auf dem Gesicht zeigte. Als ich es in die

Hand nahm, sah ich den anderen Nazi, den mit dem bösen Grinsen, sah ihn mit seinen riesigen schlammbespritzten Stiefeln durch den Salon im englischen Haus meiner Eltern marschieren, das Gemälde meines Bruders von der Wand reissen und unters Sofa kicken.

Ich legte den dicklichen Soldaten in eine Schublade des grossen, mit Glastüren versehenen Bücherschranks und sah mir die Bücher an. Der Bewohner dieses Hauses konnte ein Lehrer sein, der sein Interesse an Literatur zu verbergen suchte, indem er die besseren Bücher in Umschläge aus braunem Papier eingebunden und damit umso auffälliger gemacht hatte. Etwas anderes hatte der Lehrer, wenn das tatsächlich sein Beruf war, besser versteckt, aber doch nicht gut genug. In einem Fach fand ich hinter den Büchern eine etwa vier Fuss lange Papierrolle, die ich zunächst für die Blaupause eines Architekten hielt. Es war ein Entwurf, aber viel interessanter als der eines Architekten. Es war das Plakat für eine Kampagne, mit der um Geldspenden für die Errichtung einer Schule am Ort geworben wurde, und auf dem Plakat befanden sich fünfzehn mit Bleistift gezeichnete Porträts der lokalen Grössen Kemptens, vom bärtigen Oberbürgermeister bis zum Pimpf aus der Hitlegugend. Die Porträts waren keine Karikaturen. Sie waren sehr lebensnah gezeichnet und auf 1937 datiert. Nachdem ich mir eine Weile überlegt hatte, was das Plakat wohl sollte, und die Gesichter genau betrachtet hatte, wurde mir klar, dass es sich um ein Dokument handelte, das den Charakter und die Mentalität der Nazis offenbarte, deutlicher als ich es bis dahin gesehen hatte.

Ich breitete das Plakat auf einem Tisch unten im Esszimmer aus, und während Dudley und Frank es anschauten, blickte ich auf einen Gummibaum, der in seinem Topf in einer Zimmerecke stand und bis zur Decke reichte. Ein mächtiger Ast mit glänzenden fleischigen Blättern kroch die Decke entlang in den Raum hinein.

Den grinsenden NS-Soldaten hatte ich wieder vergessen; nur gelegentlich erschien er mir noch und nur dann, wenn ich allein war.

Einige Minuten später rief Hedwig: «Zu Tisch bitte!» und trug auf. Das Essen begann mit einem Salat aus Zwiebeln und Tomaten, es folgten Kalbskoteletts und ein Berg Bratkartoffeln, zum Schluss gab es Kaffee und Himbeeren mit Schlagsahne.

Wir hatten bis zur Besinnungslosigkeit gegessen, anschliessend wankten wir in die Küche, um Hans, der nun eine lange weisse Schürze umgebunden hatte und eine hohe Kochmütze trug, zu beglückwünschen. Als wir unsere Bewunderung über seine Kochkünste zum Ausdruck brachten, lächelte er bescheiden und winkte mit seinem kaputten Arm und einer Hand, an der zwei Finger gelähmt waren, ab. Nach drei Jahren an der Ostfront war er verwundet worden, wie er uns später erzählte.

«Hans», sagte Hedwig, «ist an Lob gewöhnt. Er war Küchenchef in einem der besten Restaurants in München. Seine Mutter hatte bis vor ein paar Wochen ein Restaurant hier in Kempten.»

«Wenn Sie noch mehr Kaffee, Zucker und Fett haben», sagte Hans, «könnte ich die Sachen gegen andere Lebensmittel tauschen, die Sie vielleicht mögen ... Ich kenne mich hier ganz gut aus», fügte er mit einem matten Lächeln hinzu.

«Wie steht es mit Milch und Eiern?» fragte ich.

«Eier gibt's kaum», sagte er. «Es ist schwer, sie vom Land hierher zu bekommen. Aber Milch und Käse haben wir genug. Die Molkereien arbeiten, und das Allgäu hat die beste Milchwirtschaft in Bayern. Manche Leute finden, dass der Camembert aus Kempten genauso gut ist wie der französische ...»

«Pfui», schnaubte Dudley und hielt sich die Nase zu. «Bleibt mir mit dem Zeug vom Leib!»

Ich liess sie lachend und scherzend zurück und ging nach oben in mein Zimmer. Das Bettzeug war aufgeschlagen, und mein Schlafanzug lag auf dem Kopfkissen. Es war, seit ich London verlassen hatte, das erste Mal, dass ich allein schlief. Ich versuchte, wachzubleiben und diesen Luxus zu geniessen. Ich lehnte mich zurück und versuchte mit einer Landkarte von Bayern herauszufinden, wie ich am besten zu ei-

nem Ort kam, der Kirchheim hiess, wo ich am nächsten Tag Fürst Fugger von Glött befragen sollte, einen der wenigen Überlebenden des Attentats vom 20. Juli. Aber bevor ich Kirchheim fand, schien die Sonne durch das Fenster auf meine Landkarte, die mir schon vor Stunden aus der Hand gegelitten war.

Ich wollte im Bett bleiben, um das Alleinsein auszukosten, aber die Sonne und die sommerliche Stille waren doch zu verführerisch. Ich zog mich vor dem offenen Fenster an. Der wolkenlos blaue Himmel verschwamm unmerklich mit der Linie, die die in malvenfarbenen Dunst getauchten Gipfel der Alpen bildeten. Das grüne Tal lag noch unter einem blassen purpurnen Nebelschleier. In der Nähe hoben sich die Ziegeldächer der Stadt scharf von den umliegenden Feldern ab. Im Entbindungsheim gegenüber schrie ein Kind. Eine junge Mutter in einem roten Morgenmantel trat auf einen Balkon, blinzelte in die Sonne, sah mich in meiner Uniform und ging wieder hinein.

Während des Frühstücks, zu dem es Rührei aus Eipulver gab – nur Hans wusste, was zu tun war, damit es wie ein frisches Omelett schmeckte –, sah ich durch die Fenster, wie mehrere Frauen, ein Mann und ein Kind vom Balkon des Hauses auf der anderen Seite des Gartens in meine Richtung starteten. Das Gesicht des Mannes war hinter einem Fernglas verborgen, aber das Kind erkannte ich als Toni, den blonden Jungen, dessen Foto über mir an der Wand hing. Einen Augenblick lang spürte ich, wie sich meine Finger fester um Messer und Gabel schlossen ...

Nachdem ich die «Eier» verputzt hatte, rauchte ich eine Zigarette auf dem Hang des Steingartens hinter dem Haus. Ich sass auf einer Steinplatte zwischen den Blumen und lauschte dem Geläut der Kirchenglocken unten in der Stadt. Ich stieg hoch durch den Gemüsegarten und schnappte mir im Vorbeigehen hier und da eine Erdbeere oder Himbeere. Dann kehrte ich in mein Zimmer zurück, packte eine Schachtel mit K-Verpflegung, die Landkarte und eine Flasche Wein zusammen und stieg die Treppe hinunter zur Garage.

Ich hatte herausgefunden, dass Kirchheim ein abgelegenes Dorf in der Nähe von Memmingen ist, eine knappe Stunde von Augsburg entfernt – eine lange Fahrt, aber ich hatte den ganzen herrlichen Sonntag vor mir. Als ich mit dem Jeep schwungvoll auf die Strasse fuhr, flogen die Türen auf, und Kinder quollen lärmend und schwatzend auf den Bürgersteig. Sie waren blond, wohlgenährt, sauber, gut angezogen und wirkten gesund, Kinder der gehobenen Mittelschicht, und das Motorengeräusch eines Jeeps versetzte sie in geradezu hysterische Begeisterung.

«Herr Hauptmann! Herr Hauptmann! Bitte, bitte! Viel Kilometer? *Yess? No? Tank you!*»

Da hörte ich über ihr schrilles Gequietsche hinweg eine Frau rufen, ich blickte hoch und sah Hedwig im Eiltempo die Stufen herunterlaufen.

«Herr Stern», rief sie, drückte mir atemlos ein kleines weiches Päckchen in die Hand und war schon wieder verschwunden. Durch das Butterbrotpapier schimmerten Brotscheiben mit fettem Kalbfleisch dazwischen.

Ich fuhr langsam durch die saubere, offenbar nicht beschädigte Stadt. Eine Menge dunkel gekleideter Menschen stiegen die Treppentufen hinauf zur barocken Stadtkirche mit den zwei Türmen. In dieses Bild passten die G.I.s nicht, die hier und da in Gruppen herumstanden, manchmal Ball spielten – vielleicht waren es auch ihre Stimmen, die fremd wirkten. Ich hielt an und nahm einen hochgewachsenen Sergeant mit, der drei Meilen ausserhalb der Stadt einquartiert war. Er stammte aus Kansas, und ich hatte das Gefühl, dass er sich langweilte: Das Bier sei «die reinste Pisse», er dürfe sich nicht mit den Einheimischen einlassen – für einen Kerl wie ihn gebe es hier einfach nichts zu tun. Er wusste nicht, ob wir uns auf der Strasse nach Memmingen befanden. Wie sollte er auch? Er war nie irgendwo gewesen, und all diese Dörfer sahen ohnehin gleich aus. Ja, Sir, das Land ist schön, aber er kenne ein verdammt viel schöneres Land, und er wäre glücklich, wenn

er bald wieder dorthin zurückkäme. Ich liess ihn aussteigen. Er sagte: «Danke, Kumpel», und ich fuhr weiter.

Ich war etwa zwanzig Meilen auf der Gott sei Dank leeren Strasse gefahren, vorbei an traurig blickenden Einheimischen, die in ihren verschlafenen, nach Kuhmist riechenden Dörfern zur Messe gingen. Ich wartete und schaute zu, wie ein Landarbeiter ein paar Kühe zum Melken über die Strasse trieb. Ich hatte meine Mütze abgenommen, die Jacke ausgezogen, den Schlips gelockert und war mitten in einem himmlischen, friedlichen Tagtraum, als auf einmal ein paar Kinder, an denen ich gerade vorbeigefahren war, die ländliche Stille mit wildem Geschrei unterbrachen. Für einen kurzen Moment überlegte ich, ob ich vielleicht eins der Kinder angefahren hatte, ohne es zu merken. Dann schaute ich hoch ... Ungefähr zehn Yards vor dem Jeep war einmal eine Brücke gewesen. Jetzt war da keine mehr. Stattdessen sah man einen steilen, mehrere hundert Fuss tiefen Abgrund und ganz unten das grüne Bergwasser eines Flüsschens.

Es ist beschämend, dass ein solcher Schreck vor allem ärgerlich macht. Ich hatte diesen Kindern mein Leben zu verdanken, und kann nur hoffen, dass ich ihnen angemessen gedankt habe. Doch als ich sie fragte, wo ich den Fluss überqueren könne, und sie mich mit offenem Mund anstarrten, wäre es mir ein Vergnügen gewesen, ihnen den Hintern zu versohlen. Und als ich von einem Bauern hörte, dass über funfundsiebzig Meilen weit jede Brücke gesprengt war und mir nichts anderes übrigblieb, als nach Kempten zurückzufahren, hätte ich jedes noch lebende Mitglied der SS umbringen können. Ich raste mit dem Jeep in einem derartigen Tempo nach Kempten zurück, dass sich die sonntäglichen Kirchgänger wie die Hühner in die Strassengräben retten mussten.

Ich fand die einzige noch intakte Brücke in Kempten, überquerte sie, fuhr an den Überresten einer riesigen SS-Kaserne (dem einzigen zerstörten Gebäude, das ich an diesem Tag sah) vorbei und beruhigte mich erst, als ich sicher war, dass ich mich auf der Strasse nach Mem-

mingen befand und dass es keine Flüsse mehr gab, über die ich hinübermusste. Daraufhin kurbelte ich meine Lehne nach hinten, lehnte mich zurück und gondelte in zivilem Tempo weiter. Die Strecke war der Traum eines Autofahrers – ein Strassenbelag aus Beton unter einem kühlen Gewölbe von süss duftenden Linden. Durch weite Kurven ging es in einem sanften Auf und Ab über flache Hügel – die Fahrt war abwechslungsreich genug, um nicht langweilig zu werden. Manchmal fuhr ich an Kreuzungen langsamer, betrachtete einen hölzernen Christus am Kreuz und fragte mich, wie lange der wohl schon stand, wer das Kreuz aufgestellt hatte und warum es nicht entweiht worden war. Ab und zu sah ich im Tal einen verrosteten Eisenbahnzug verlassen auf seinem Geleis stehen, und ich fragte mich wieder, warum er gerade dort stehengeblieben war. Als ich an einem Dorfplatz ein Gasthaus sah, begann ich, von einem kühlen Bier zu träumen, und verwünschte Hitler aus ganzem Herzen. Das geschlossene Gasthaus und die Einsamkeit der leeren Strasse waren alles, was hier an die furchtbarste Schlacht, die die Menschheit je erlebt hatte, erinnerte.

Selbst Fussgänger sah ich an diesem Morgen kaum. Sonst wäre mir die junge Frau bestimmt nicht aufgefallen. Es war nichts Besonderes an ihr, nur war es in diesem Sommer in Deutschland ungewöhnlich, dass ein weibliches Wesen allein auf einer verlassenen Landstrasse ging, ohne etwas zu transportieren. Im Vorbeifahren sah ich nur flüchtig, dass sie ein hellgrünes Kleid trug und mit schwingenden Armen im Gras am Strassenrand entlanglief. Ich fuhr vorbei, ohne zurückzublicken. Eine Meile weiter gabelte sich die Strasse, und ich hielt an, weil ich nicht genau wusste, in welche Richtung ich fahren musste. Ich stieg aus, streckte meine Beine und machte es mir dann mit der Flasche Wein und einer Zigarette am Strassenrand bequem. Die Welt stand still in dieser sommerlichen Apathie. Ich sass, rauchte und trank. Ich dachte an meine Wohnung in New York und fragte mich, ob meine Frau wohl

zu Hause war und was sie in diesem Moment in Amerika wohl gerade tat, als ich jemanden herankommen hörte. Ich sah auf. Über mir, mit einer Hand auf dem Jeep, stand die junge Frau im grünen Kleid. Sie trug keine Strümpfe, hatte Sandalen an den Füßen. Ihr Bauch war so dick und rund, dass ein paar Sekunden vergingen, bis mein Blick ihr Gesicht erreichte. Es war ein blasses, schwer zu beschreibendes Gesicht mit traurigen grauen Augen. Sie hatte ihr Haar zu einem losen Knoten aufgesteckt, ein paar halblange blonde Strähnen hingen ihren Hals herunter und über die Stirn. Sie strich die Haare mit ihrer rauen, schwieligen Hand zurück. Ihre Fingernägel waren schwarz und abgebrochen.

«Entschuldigen Sie», sagte sie, als ich aufstand, «könnten sie mich vielleicht ein Stück mitnehmen?»

Sie hatte eine angenehme, völlig ruhige Stimme.

«Tut mir leid», sagte ich. «das ist streng verboten, wie Sie sicher wissen.»

Sie lächelte – wahrscheinlich, dachte ich, glaubt sie, dass sie das nicht wissen musste.

«Sie sprechen Deutsch?» fragte sie und konnte ihre Überraschung und Freude nicht verbergen.

«Ja», sagte ich, «ich habe in Deutschland gelebt – vor vielen Jahren.»

Sie sah mich mit grossen Augen an. «Ach», rief sie. Dann wurde sie wieder ernst. «Es ist jetzt schwer, in Deutschland zu reisen.»

«Da haben Sie recht», pflichtete ich ihr bei. «Woher kommen Sie?»

«Aus Rom.»

«Aus Rom?»

«Ja», sagte sie, «ich kam gut zurecht bis vor einigen Tagen. In Italien ist es anders ... Mein Herr, könnten Sie mich nicht doch ein kleines Stück mitnehmen, nur ein paar Kilometer?»

Mir schossen hundert Gedanken auf einmal durch den Kopf.

«Wie lange waren Sie in Italien?» fragte ich, ohne genau zu wissen, warum.

«Vier Jahre.»

«Und wo wollen Sie jetzt hin?»

«Nach Frankfurt.»

«Nach Frankfurt?» Mein Blick glitt von ihrem Gesicht zu ihrem Bauch.

«Frankfurt ist ein paar hundert Kilometer entfernt von hier», sagte ich, «sogar per Luftlinie.»

«Ich weiss», sagte sie, «aber in Frankfurt bin ich zu Hause.» «Auch ich war da einmal zu Hause», hörte ich mich sagen. «Was?» rief sie, «Sie kennen Frankfurt?»

Sie war ganz aufgeregt und streckte mir ihre Hand entgegen. Dann zog sie sie schnell zurück. Ich wandte mich ab, lehnte mich an den Jeep und startete auf meine Füße.

«Sind Sie in letzter Zeit in Frankfurt gewesen?» fragte sie. «Nein», log ich, «seit Jahren nicht mehr.»

«Es ist so eine schöne Stadt ... Kennen Sie die Altstadt, kennen Sie die Kattgasse?»

«Ja», sagte ich, «ich kannte die Altstadt sehr gut.»

«Und den Römer ...?»

«Ja, ich habe immer Apfelwein im Schwarzen Stern getrunken ...»

«Ach, der Schwarze Stern – so was! Wie ist das möglich! Dort kehrten wir immer ein, wenn wir von unseren Ausflügen in den Taunus zurückkehrten. Jetzt weiss ich, dass Sie Frankfurt kennen. Ach, wenn ich nur schon wieder dort wäre! Lieber Herr, könnten Sie mich nicht doch ein kleines Stück mitnehmen?»

«Wozu soll das gut sein?» fragte ich und sah sie direkt an.

«Gerade so viel wäre gut», sagte sie ruhig, «gerade dieses Stück näher zu Hause.»

«Sie wissen doch, dass es verboten ist», sagte ich. «Es gibt keine Ausnahmen. Wenn wir angehalten werden, was früher oder später mit Sicherheit geschehen wird, dann landen Sie oder ich oder wir beide im Gefängnis. Es sind Patrouillen auf den Strassen. Verstehen Sie?»

«Ich verstehe», sagte sie.

«Steigen Sie ein», sagte ich.

Als wir losfuhren, stellte ich ärgerlich fest, dass meine Hand am Steuerrad zitterte und ein schwaches Lächeln auf ihren Lippen lag. Ich fuhr langsam, fühlte mich etwas unwohl und betete, dass die Strasse leer sein möge.

«Wollten Sie sagen, dass Sie den ganzen Weg von Rom bis hierher zu Fuss gegangen sind?»

«Nein, nein, ich war mit einem Fahrrad unterwegs.»

«Und wann sind Sie losgefahren?»

«Ich ... ich weiss es nicht mehr. Hab' ich vergessen. Vor drei Wochen oder vor einem Monat. Vielleicht ist es noch länger her.»

«Wo ist Ihr Mann?»

«Er ist tot», sagte sie. «Erschossen von den *Fascisti* ...»

Ich wollte fragen, warum, aber es war schwierig, das Schweigen zu brechen.

«Er war Italiener», sagte sie schliesslich. «Er nahm mich mit nach Rom. Ich mochte Rom nicht. Hatte die ganze Zeit Heimweh. Hatte keine Freunde. Mein Mann sprach Deutsch. Ich habe nie Italienisch gelernt. Ich gab mir alle Mühe zu bleiben, nachdem er nicht mehr da war. Er wollte es auch so. Aber dann das Baby, es wurde grösser, und ich träumte von Zuhause, und eines Tages dachte ich, es könnte zu spät sein ... So packte ich zwei kleine Koffer und den Rucksack von meinem Mann und fuhr los ... In Italien wurde ich mitgenommen. Dort ist es anders.»

«Und wo ist Ihr Gepäck jetzt und Ihr Fahrrad?»

«Alles gestohlen.»

«Gestohlen? Von wem?»

Sie zögerte, und während sie schwieg, fuhren wir um eine Kurve, und hinter der Kurve sah ich, dass uns eine Wagenkolonne entgegenkam, Zugmaschinen, Lastwagen, Panzer, Halbkettenfahrzeuge, Jeeps, ein endloser rumpelnder Zug, ein einziges Getöse.

«Da, sehen Sie», murmelte ich halb zu mir selbst.

«Ja, ich sehe es», sagte sie.

Bevor der erste Lastwagen auf unserer Höhe war, sah ich, wie zwei Offiziere von den Vordersitzen aufsprangen. Als der Lastwagen vorbeidonnerte, ballten sie ihre Fäuste und johlten. Die Männer, die hinten sasssen, hörten das Gejohle und schrien noch lauter, heulten und brüllten im Chor so laut, dass sie selbst den ohrenbetäubenden Motorenlärm übertönten. Ich wollte Gas geben, aber dann schaltete ich in den zweiten Gang und fuhr im Schneckentempo weiter, um zu zeigen, dass ich alles Recht hatte, zu tun, was ich gerade tat, und dass ich mich nicht herausfordern liess. Wie alle Wagenkolonnen schien auch diese kein Ende zu nehmen. Aus jedem Fahrzeug kamen gellende und heisere Spottrufe, überall wurden Fäuste gereckt. Ich hatte nur einen Gedanken: Sie können nicht anhalten!

Als es endlich vorbei war, war ich es, der anhielt. Mein Mund war völlig ausgetrocknet. Ich entkorkte die Flasche und reichte sie dem Mädchen. «Prost!» sagte sie und schaute mich an. «Prost!» antwortete ich.

«Das ist die angenehmste Fahrt, die ich seit Langem hatte», sagte sie.

Ich verstaute die Flasche und fuhr weiter.

«Sie wollten mir gerade erzählen, wie ihre Sachen gestohlen wurden», sagte ich. «Wer war es?»

«Ein amerikanischer Soldat.»

«Ein Amerikaner? Woher wissen Sie das? Wo?»

«Auf der anderen Seite von Kempten. Er trug eine amerikanische Uniform, so wie Ihre.»

«Was sagte er? In welcher Sprache ...?»

«Er sagte gar nichts, er schrie nur. Ich war allein und niemand zu sehen. Er sprang plötzlich hinter einem Baum hervor, stiess mich vom Fahrrad, riss mir den Rucksack von den Schultern, packte meine Tasche und fuhr mit meinem Fahrrad davon. Ich schrie und schlug ihn, aber niemand konnte mich hören, und er war gross. Seitdem bin ich gelaufen.»

«Sehr unwahrscheinlich, dass es ein Amerikaner war», sagte ich zu ihr. «Amerikaner haben es nicht nötig, Fahrräder zu stehlen. Wahrscheinlich hatte er die amerikanische Uniform gestohlen. Wo haben Sie geschlafen?»

«Überall. Es gibt auch nette Leute. Mein Zustand hilft mir, glaube ich. Manchmal fragen mich die Leute aus, um sicherzugehen. Wenn ich keine netten Leute treffe, schlafe ich in Scheunen. Es ist Sommer. Das ist gut so. Ich war schon immer ein bisschen ein Wandervogel. Und ich kann was aushalten.»

«Und Essen?»

«Ja, meist sind die Leute nett. Oft geben sie mir etwas ab. Aber jetzt ist es anders. Jetzt muss ich bitten. Ich kann nichts geben. Das bin ich nicht gewohnt. Nun ja, wenn ich erst einmal zu Hause bin ... Meine Mutter wird sich um mich kümmern, wenn es soweit ist ...»

«Wann wird das sein?»

«In sechs Wochen. Ich werde es schaffen, wenn ich Glück habe. Bis jetzt habe ich viel Glück gehabt. Nur die Kleidung. Es ist schwer, sie sauberzuhalten. Und mein Fahrrad. Wenn ich nur mein Fahrrad hätte ... Ich bin oft fünfundsiebzig Kilometer am Tag gefahren. Ich hätte in weniger als einer Woche zu Hause sein können. Ich weiss, es ist dumm, die ganze Zeit über von Zuhause zu reden, aber ich war so lange weg ...»

«Wann haben sie das letzte Mal von Ihrer Mutter gehört?»

«Ja, das muss vor über einem Jahr gewesen sein.»

«Haben Sie Zeitung gelesen?»

Sie lachte, es war fast ein fröhliches Lachen. «Zeitungen? Ach, nein. Da stehen doch nur Lügen drin.»

«Ich muss dort anhalten», sagte ich. Weiter vorn sah ich einen Lastwagen und ein paar G.I.s, die am Strassenrand sassen. «Sagen Sie nichts», sagte ich. «Lassen Sie mich reden.»

Ich hielt an, die G.I.s sahen hoch, einer liess ein deutliches «Jeez» hören. Ein Sergeant kam heran, und ich fragte, ob ein Offizier in der Nähe sei. Nein, der Captain sei weitergefahren. Ich erklärte kurz, warum sich das Mädchen in dem Jeep befand, er schaute sie an und sah

wieder weg. Als ich fertig war, sagte er: «Mein Gott, die scheint ganz schön zäh zu sein.» Dann teilte er mir mit, dass nicht weit von hier in einem Dorf eine Garnison sei. «Fragen Sie dort nach dem C.O.», riet er mir. «Meinen Sie, sie ist in Ordnung?» fragte er und lächelte.

«Ich denke schon», sagte ich, dankte ihm und fuhr weiter.

Im Dorf war der Jeep sofort von Leuten umringt. Ein junger, gutaussehender Captain bahnte sich seinen Weg durch die glotzende Menge. Ich zeigte ihm meine beiden wichtig aussehenden Pässe und erzählte ihm meine Geschichte. Er war sehr sympathisch, wusste aber offensichtlich nicht so recht, was er tun sollte. Schliesslich ging er weg und sprach mit einem anderen Offizier. Nach ein paar Minuten war er zurück.

«Sie bringen sie am besten nach Memmingen», sagte er. «Aber Sie müssen sie dort der amerikanischen Militärregierung übergeben. Sie sagen, sie hat keinen Pass?»

«Nein», sagte ich. «Sie hat gar nichts.»

«Wie ist sie an den Wachposten vorbeigekommen?»

Ich stellte dem Mädchen die Frage.

«Ach», sagte sie, «die haben mich nur angeschaut. Die meisten waren sehr nett.»

Ich übersetzte. Der Captain lachte. «Manchmal scheint es schwer zu sein, nicht weich zu werden», sagte er. «Die AMG ist direkt am Platz, Sie können es nicht verfehlen.»

Ich dankte ihm, und als wir weiterführen, hörte ich jemanden in der Menge rufen: «Warum haben Sie so eine mitgenommen?»

Ich war so erleichtert über die humane Art, mit der wir behandelt worden waren, dass ich dem Mädchen sofort die Neuigkeit mitteilte. Ihre Reaktion war mehr als erstaunlich, geradezu erschreckend. Sie atmete schwer und packte meinen Arm.

«Sie übergeben mich der Militärregierung?» rief sie. «Aber mein Herr, bitte – ich weiss, dass Sie das nicht tun werden. Sie waren so nett...!»

«Aber hören Sie», gab ich zurück, «die amerikanische Militärregierung ist nicht die Gestapo. Was soll Ihnen denn passieren?»

Man wird sich um Sie kümmern. Man wird sie in ein Entbindungsheim bringen. Memmingen ist, soweit ich weiss, nicht wie Frankfurt, es ist nicht ...»

«Aber lieber Herr!» schrie sie, «Frankfurt ist meine Heimat! Sie verstehen mich nicht. Bitte halten Sie an. Lassen Sie mich raus. Die Militärregierung wird mich dabehalten. Wie Sie sagen, sie werden mich in ein Heim stecken. Ich würde mein Kind in Memmingen bekommen. In Frankfurt, zu Hause, ich ... Ach, lieber Herr, ich flehe Sie an ...»

Sie begann, hysterisch zu schreien. Ich hielt den Jeep an. Tränen liefen über ihre blassen ungeschminkten Wangen, und in ihren traurigen grauen Augen war eine entsetzliche Angst zu sehen.

Ich nahm ihre zitternde Hand. «Hören Sie», sagte ich, «sind Sie sicher, dass Sie das Richtige tun für sich, für Ihr Kind? Nehmen wir an, in Frankfurt finden Sie ...»

«Ach, in Frankfurt», murmelte sie und schloss die Augen, «in Frankfurt kenne ich Leute. Da habe ich Freunde, da bin ich zu Hause.»

«Vielleicht haben Sie recht», sagte ich. «Wahrscheinlich wissen Sie am besten, was gut für Sie ist. Wollen Sie wirklich hier aussteigen?»

«Wenn ich darf.»

Sie sprang aus dem Jeep, als ob sie keine zusätzliche Last zu tragen hätte.

«Nach Memmingen ist es eine Stunde zu Fuss», sagte ich.

«Ach, das ist gut», sagte sie. Sie wischte sich mit dem Handgelenk über die Augen und lächelte. Sie wirkte nun nicht mehr ängstlich.

Ich gab ihr meine Hand. «Viel Glück. Sie haben es verdient.»

«Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit», sagte sie.

Ich blickte nicht zurück, sondern fuhr zu, wahrscheinlich ziemlich schnell. Ich erinnere mich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, dass ich, als ich durch einen Torbogen nach Memmingen hineinfuhr und durch einen anderen wieder hinaus, vor mir sah, was ich vor einem Monat in

Frankfurt gesehen hatte: die Reste der wenigen Häuser, die von der Frankfurter Altstadt übriggeblieben waren.

Nördlich von Memmingen kommt man in eine blassgrüne Ebene, die Erde hat eine hellbraune Farbe, die Strassen sind sandfarben, trocken und staubig, und der Himmel erscheint so gewaltig wie über einer afrikanischen Wüste. Oben auf einem Hügel, von dem man auf die kleine Stadt Mindelheim sehen kann, hielt ich an und ass auf einer Bank unter einem Apfelbaum Hedwigs Brot. Unter mir lagen die mit orangeroten Ziegeln gedeckten Dächer und die Kirchturmspitze wie eingepackt in Kissen aus grünen Bäumen. Dahinter erstreckte sich ein Meer aus flachen Feldern bis zur geraden Linie des Horizonts. Irgendwo auf der anderen Seite dieser friedlichen Ebene lag das Dorf Kirchheim.

Die Fahrt durch diese Ebene war allerdings alles andere als friedlich. Es war die schlechteste Strasse, die ich ausserhalb Spaniens je gesehen hatte, und am Jeep sass bald keine Schraube mehr fest. Die Strasse war schmal und voller Löcher und wie die Römerstrasse von Pamplona nach Saragossa bedeckt mit weissem Staub, der so dick war, dass ich, wenn ich zurückblickte, weder das Land noch den Himmel hinter mir sehen konnte. Auf einer Strecke von acht Meilen begegnete mir nur ein einziges menschliches Wesen, eine Frau, die ein Pferd mit einer Fuhre süss duftenden Klees führte als sie den Jeep näherkommen sah, liess sie den Zügel fallen, sprang in den Graben und bedeckte den Kopf mit ihrer Schürze. Da ich lange kein Schild gesehen hatte, hielt ich vor dem Karren an und fragte, wo Kirchheim liege und wie weit es noch bis dahin sei.

«Daa!» murmelte sie und deutete auf einen weissen Turm, der sich ein paar Meilen entfernt auf einem Hügel erhob.

Ich blickte vom Hügelkamm zurück und sah das sich kräuselnde Band von Staub, der hinter dem Wagen in Lökchen emporgestiegen war, und ich konnte den weissen Faden der Strasse durch die ganze

Ebene hindurch zurückverfolgen bis zu der Stelle oberhalb von Mindelheim, wo ich vor einer Stunde gesessen und mein Brot verzehrt hatte.

Am Dorfrand hatte ein Wachposten einen Schlagbaum errichtet, daneben stand ein Wachhäuschen, beides war mit schwarzen und weissen Streifen bemalt.

«Man braucht keinen Mondschein, um das zu sehen», sagte ich zu dem Corporal, der meinen Pass kontrollierte.

«Irgendwas muss man doch tun in diesem gottvergessenen Loch», murkte er.

«Wissen Sie, wo eine Familie mit dem Namen Fugger wohnt?» fragte ich ihn.

«Meinen Sie den Kerl, den sie einen Fürsten oder einen Prinzen nennen?»

«Genau den. Fürst Fugger.»

«Also, alter Knabe, da brauchen Sie auch keinen Mondschein», sagte der Corporal, «um die bescheidene Hütte zu erkennen. Unsere Offiziersmesse dort ist so gross wie der Times Square. Verdammtes Schloss – dort, direkt unter dem Turm.»

Ich wusste ein bisschen über die Familie Fugger, weil ich in Banken gearbeitet und mich immer für Malerei interessiert hatte. Als ich vor Jahren von Frankfurt aus zu einem kurzen Besuch nach Augsburg gefahren war, um die Holbeins und Cranachs und Burgkmairs zu sehen, die Meister, die dort gelebt und gearbeitet hatten, stiess ich in der ganzen Stadt auf den Namen Fugger. Da gab es eine Fuggerei, ein Name, bei dem ich lachen musste, bis ich erfuhr, dass es sich um eine kirchliche Wohnsiedlung für Arme handelte, die von den Fuggern im sechzehnten Jahrhundert gestiftet worden war. Dann fand ich auch das Fuggerhaus, die bekannte Fuggerstrasse und ein Fuggermuseum, das sich in einem aufwendig ausgeschmückten italienischen Renaissancepalast befand, der «Fuggerbäder» hiess. Dort sah ich allerdings keine Bäder, auch kein Wasser, sondern alte Möbel der Fugger, Münzen und Medaillen, die aus dem Metall, das aus ihren eigenen Minen stammte, gegossen waren. Nach meiner Rückkehr nach Frankfurt er-

zählte ich einem merkwürdigen kleinen, bärtigen Bankier, den ich kannte, von der «Fuggerei». Angesichts meiner Unwissenheit schlug er die Hände über dem Kopf zusammen.

«Aber lieber Freund!» rief er aus, «wissen Sie denn nicht, dass die Fugger die Rothschilds des sechzehnten Jahrhunderts waren?»

«Sie meinen, das waren Bankiers?» sagte ich etwas gekränkt.

«Aber selbstverständlich! Sie waren die ersten internationalen Bankiers, die reichsten Kaufleute der Welt! Und», fügte er hinzu, «sie waren keine Juden!» Er, ein Jude, fand das anscheinend überaus komisch, jedenfalls hörte er nicht auf, vor sich hin zu glucksen: «He! He! He! Nein, keine Juden! He! He!»

Von der Dorfstrasse aus war von dem «verdammten Schloss», wie es der Corporal beschrieben hatte, nichts zu sehen, aber nachdem ich einen Torbogen durchquert hatte, sah ich, dass er nicht übertrieben hatte. Das Schloss war wie eine weiss schimmernde Festung, mit kleinen Dachgeschossfenstern, die aus einem sich endlos erstreckenden, dunkelorangefarbenen Dach herausragten und sich schliesslich in den Bäumen verlor. Am Ende eines kurzen Kieswegs, der an beiden Seiten von Zitronenbäumen in Kübeln gesäumt war und an einem runden Becken voller kremweisser Wasserlilien vorbeiführte, öffnete sich ein Torweg, der so schrecklich und gespenstisch aussah wie der Eingang zu einer Höhle. Als mir klar wurde, wie gross das Schloss war, fühlte ich mich plötzlich ganz klein und von ähnlicher Ehrfurcht ergriffen wie damals in unbekümmerten Jugendtagen zur Zeit Edwards VII., als mein Bruder und ich zu den Weihnachtsfesten auf Dunsany Castle im County Meath eingeladen waren. Das einschüchternde Aufgebot hochgewachsener Diener in blauem Samt mit Silberknöpfen und Kniebundhosen, die mit ausdruckslosen Gesichtern und verstohlen wie Katzen herumgeisterten, die Ritterrüstungen mit schrecklichen Augenhöhlen und Mundschlitzen, mit Schilden und Schwertern in reglosen Eisenfingern, die Hallen und Räume mit ihrem historischen Glanz, so hoch wie

Kathedralen, die langen Gänge, von deren Wänden dünnlippige Ahnen mit Gesichtern wie aus Pergament herabschauten, der wundervolle, prächtig glitzernde Baum, die tausend Kerzen im Ballsaal und die Wachen in Blau und Silber, die mit kleinen lächerlichen Wischern, die an langen dünnen Bambusstangen angebracht waren, grimmig Wache hielten, und endlich der riesenhafte Lord selbst, der so nette Geschichten zu erzählen wusste. Er trug einen bauschigen rötlichen Mantel mit eitonblauen Aufschlägen, seine Krawatte sass schief, und er hatte einen borstigen Schnurrbart. Durch seinen Zwicker blinzelnd, kommandierte er wie ein Monarch Ihre Durchlaucht, seine Frau, oder die Diener in jenem dunklen Raum herum, in dem nur beleuchtete Masken von schlitzäugigen Orientalen hingen, die er mit eigenen grossen Händen hergestellt hatte und die einem Kind den Magen umdrehten und seinen Schlaf wochenlang zum Alptraum machten ...

Seit dieser Zeit hatte ich mich wohl nie mehr einer menschlichen Behausung von solchen Ausmassen mit der Absicht genähert, sie zu betreten. Als sei meine Verbindung zu einer solchen Welt erahnt worden, traten zwei Jungen – von einer Art, wie ich sie ausserhalb Grossbritanniens selten gesehen habe – aus dem Dunkel einer Toreinfahrt in die Sonne, sie kamen auf mich zu in ihren sauberen und vornehm marineblauen Sonntagsanzügen und mit jener würdevollen und unschuldigen Selbstsicherheit, die ich in unseren Tagen sonst nur bei andalusischen Bauern und bei der aussterbenden Klasse, zu der diese Jungen zweifellos gehörten, erlebt hatte, und sie lächelten mir mit einer so grossartigen, empörenden Grossspürigkeit zu, dass ich die Zähne zusammenbeissen musste, um nicht zu lachen.

«Ist Fürst Fugger zu Hause?» fragte ich den älteren der beiden, der sieben, acht, vielleicht neun Jahre alt sein mochte.

«Jawohl», sagte er zackig, als sei meine Ankunft erwartet worden. Er machte eine ausholende Geste mit seinem kleinen rechten Arm und neigte den Kopf mit einer zum Eintreten nötigen Geste auf diesen Arm herab, gerade so, als habe er sich diese Bewegung von einem die-

ser statuengleichen Diener abgeschaut, die, wie ich dachte, jeden Moment erscheinen mussten.

In der kühlen und düsteren grossen Vorhalle gingen wir aber nicht an livrierten Dienern vorbei, sondern an ein paar wenig ehrerbietig wirkenden G.I.s, die mit geschulterten Gewehren übelgelaunt auf Bierfässern hockten und Karten spielten. Sie hoben die Köpfe, starrten mich einen Augenblick an und taten so, als wollten sie aufstehen, sackten dann aber wieder, als hätten sie es sich anders überlegt, zusammen und blieben bei ihrem Spiel. Ich folgte den Jungen um eine Ecke, wo sie plötzlich vor einer grossen Tür und einem Eisengitter anhielten. Mit einem Ausdruck unverhohlener Freude zog der ältere mit seinem ganzen Gewicht an einem dicken Seil, woraufhin es so laut schellte, dass das gesamte Land davon widerzuhallen schien, bis sich das Tor in der Mitte teilte und ein alter Mann mit weissem Haar, einer schwarzen Fliege und einem gestärkten Hemd einen schweren Schlüssel ins Schloss steckte und das Gitter aufstiess.

Der ältere Junge wiederholte seine einladende Geste, und wir traten in einen höhlenartigen Gang, der, hundert Yards lang, vom Boden bis zum Deckengewölbe mit Holzkisten vollgestopft war.

«Was ist in diesen Kisten?» fragte ich den Jungen, den Miniaturprinzen und Fuggerling oder was immer er war.

«Schätze», stiess er geheimniskrämerisch und mit einem Anflug von Stolz hervor. «Schätze aus den Kirchen und Museen von Augsburg, Würzburg – von überall her.»

Wir gingen durch eine andere Tür und stiegen eine breite, mit grünem Teppich belegte Wendeltreppe hinauf, hoch und immer höher. Es war hell und luftig hier, und an den weiss gestrichenen Wänden hing alle paar Stufen ein einfach gerahmtes Aquarell, das ein Schloss zeigte, während des ganzen Aufstiegs folgte ein Schloss dem anderen, und der Junge sah sich um und sah mich mit seinem frechen, empörend koketten Lächeln von oben bis unten an. Ich könnte, dachte ich, die beiden

kleinen Prinzen die Treppen bis zur höchsten Stelle des Schlosses hinaufjagen, über seine von Geistern heimgesuchten Treppenabsätze, immer höher die Wendeltreppe hinauf in den Bergfried, könnte sie dort ins Bett bringen und sie langsam und sicher ersticken mit – ja, mit was auch immer man Prinzen in einem Turm ersticken würde ...

Aber ich jagte sie nicht. Sagte auch nichts, bis schliesslich der Junge, der vom Treppensteigen etwas ausser Atem geraten war und dessen sommersprossige rosige Wangen eine rote Farbe bekommen hatten, noch immer lächelnd fragte: «Wen darf ich melden?»

Es ist, auch wenn man das nicht wahrhaben will, schwer, eine solche Frage nicht wahrheitsgemäss zu beantworten, wenn sie einem auf diese Weise hingeworfen wird. Daher nannte ich, als der Aufstieg endlich beendet war und wir einen Gang, der breit war wie eine Strasse und von dessen Wänden herab mir ein Fugger nach dem anderen mit seinen alten Augen folgte, entlanggingen, meinen Namen. In diesem Moment hielten wir abrupt vor einer Tür an, er legte seine Hand auf den Türgriff, drehte den Kopf zur Seite, wobei er noch grossspuriger, noch empörender lächelte als zuvor, stiess sie plötzlich auf, wandte den Kopf in einen Raum, der zunächst dunkel und leer wirkte, und schrie aus vollem Hals: «Herr STERN!»

Wären nicht die Jalousien heruntergelassen worden, um Sonne und Hitze abzuhalten, dann, so bin ich sicher, hätte ich sechs oder sieben Personen erblickt, die überrascht, ängstlich oder sogar erschrocken von ihren Stühlen aufgesprungen wären. Aber in den wenigen Sekunden, die ich verwirrt und in die Dunkelheit blinzelnd auf der Schwelle stand, konnte ich nur die Umrisse von Personen und vage weisse Gesichter sehen, die mir zugewandt waren. Dann erhob sich rasch ein Mann, eilte auf mich zu und drückte mit einer leichten Verbeugung fest meine Hand.

«Fugger», sagte er einfach.

«Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?» fragte ich.

«Mit Vergnügen. Bitte kommen Sie mit nach nebenan.»

Ich hatte mir wohl keine Vorstellung davon gemacht, wie ein Fugger aussehen müsse. Aber ich war überrascht von der Feinheit des Kopfes, dem intellektuellen Auftreten, dem Lächeln und der ruhigen Stimme, von der ein undefinierbarer Charme ausging. Mit seiner dunklen Brille, dem kleinen grauschwarzen Schnurrbart, der Fliege, dem schütterten, aus der Stirn gekämmten Haar, das etwas voller über die Ohren und in den Nacken fiel, sah er für meine Begriffe dem Nachfahren einer deutschen Bankiersfamilie ganz und gar nicht ähnlich, auch nicht einem Mann, der vor Kurzem zum Tode verurteilt worden war, weil er sich an einer Verschwörung gegen einen gewissenlosen Diktator beteiligt hatte. Vielmehr glich er so sehr einem Literaten, erinnerte mich in seinem Wesen, der Stimme und seinem Auftreten so sehr an James Joyce während seiner letzten Monate in Paris, dass ich, als er mich in einen ebenfalls abgedunkelten Raum führte und wir auf einem reichverzierten, fadenscheinigen Sofa Platz nahmen, beinahe eine entsprechende Bemerkung gemacht hätte.

Unnötig zu sagen, dass ich mich zurückhielt. Stattdessen kam ich etwas umständlich auf den Zweck meines Besuchs zu sprechen. So gut ich konnte und ohne genaue Angaben zu machen, deutete ich an, dass wir einige Erkenntnisse über den nun ein Jahr zurückliegenden Attentatsversuch auf Hitler hätten. Ob er, als Beteiligter an der Verschwörung, etwas über dessen tragischen Fehlschlag sagen wolle?

«Ja», sagte er ernst, indem er seine Hände ineinanderlegte und sich mir zuwandte. Erst jetzt bemerkte ich die tiefen Linien, die das Leid um seinen Mund gegraben hatte. «Ja, ein tragischer Fehlschlag – genau das war es. In Deutschland gab es nicht mehr viele Männer mit klarem Blick und Anstand. Und heute, wissen Sie, und das hat mit dieser Tragödie zu tun, wüsste ich überhaupt nicht mehr, wo man noch beides in einer Person vereint finden sollte. In den neun Monaten nach dem Juli letzten Jahres gingen Tausende ... und *wie* sie gingen! Die besten Köp-

fe, die wir hatten. Ich denke oft», sagte er plötzlich mit einem traurigen Lächeln und tippte sich mit dem Finger an die Stirn, «ich bin verschont geblieben, weil ich nicht genug davon habe! Ich würde diese Erklärung der anderen vorziehen – nämlich, dass ich nur noch wegen meines Titels lebe! Können Sie sich etwas Verrückteres und Niederträchtigeres vorstellen? Aber es würde zu ihnen passen ...»

Ich bot ihm eine Zigarette an. «Können Sie mir etwas über die Rolle sagen, die Sie bei dem Attentat gespielt haben?»

«Nun», seufzte er und öffnete seine Hände, «es war nie viel, und jetzt ist es gar nichts.»

Er setzte sich zurück, lehnte seinen Kopf an ein abgenutztes Kissen und betrachtete die dunkle Decke. Dann beugte er sich energisch nach vorn. «Ich denke, ich kann frei reden», sagte er lächelnd, «das muss man erst wieder lernen, aber ich werde es versuchen ... Vielleicht wissen Sie, dass ich einer sehr alten Familie entstamme. Sie war unermesslich reich, hatte riesige Ländereien in Deutschland und Österreich. Ich weiss nicht genau, wie viele Schlösser im Besitz der Familie waren, aber ich weiss, dass wir, die paar wenigen, die übriggeblieben sind, noch zwei Schlösser besitzen. Und ich weiss auch», er hielt inne und lächelte, als ob es ihm Vergnügen machte, das zu sagen, «dass zwei zu viele sind! Nun gut, Sie werden sich fragen, was das mit Ihrer Frage zu tun hat. Nicht viel vielleicht, aber worauf es mir ankommt, ist, dass Familien wie meine gewisse Traditionen haben, die sehr tief empfunden werden, zu tief für die Nazis, die uns mit ihrem Neid und Hass verfolgten. Ihre freundlichste Bezeichnung für uns war ‚diese verdammten Aristokraten‘. Und ich habe sie und ihr Regime schon 1933 als Beleidigung für jeden anständigen Menschen und als Katastrophe nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa begriffen. Wenn ich auf meine Familie zu sprechen komme, dann nur, um Ihnen den Hintergrund meiner Überzeugung, mein Handeln und auch, ja, mein Zögern ein bisschen zu verdeutlichen. Was das angeht, so denke ich vor allem an zwei Dinge. Ich entwickelte einen der artig grossen Hass

auf das, was aus Deutschland geworden war, dass ich glaubte, hier nicht länger leben zu können. Das ewige Spionieren und der ständige Druck, dem Menschen wie wir ausgesetzt waren, machte das Leben zur Hölle. Trotz meiner ganzen Verantwortung, trotz des Eigentums und der Familie, entschloss ich mich – als es so aussah, dass ich nichts tun könnte, um zum Sturz der Tyrannei beizutragen – zur Emigration. Nach Frankreich, dachte ich, denn ich liebe Frankreich, oder noch weiter, nach Brasilien vielleicht – aber ich zögerte wegen meiner alten Eltern, die ich auch liebte und die verzweifelten über dem Gedanken, ich könne Weggehen. Und ich zögerte wieder, als im letzten Frühjahr die führenden Köpfe des Attentats mich – für den Fall seines Gelingens – zum Ministerpräsidenten von Bayern machen wollten, in einer vorwiegend sozialdemokratischen Regierung, die zunächst die Macht übernehmen sollte.» Er machte eine Pause.

«Aber ich bin kein Politiker», fuhr er fort und lächelte, «und, wie Ihnen inzwischen sicher klar geworden ist, ich bin keine Führernatur; niemand, der sich für eine öffentliche Rolle eignet. Auch das liegt nicht in unserer Tradition. In anderen Ländern – besonders in England, Sie wissen das sicher besser als ich – ist das anders; aber Deutschland ist nicht England. Es ist merkwürdig, aber ein amerikanischer Oberst hier glaubte mir nicht, als ich ihm erzählte, dass meine Mutter schon lebte, bevor Deutschland vereinigt wurde!»

Er lächelte wieder, ich lachte und fragte: «Was hat er gesagt?» «Ach! Mein Gott!» sagte er, «ich dachte, Deutschland ist so alt wie die Berge! Es wirkt jedenfalls so! Und er schaute zum Schloss hoch. Komisch, diese Amerikaner, sie sind wie Kinder. Aber Kinder verstehen nichts von Verwaltung. Die Dinge laufen schlecht zur Zeit ... Aber kommen wir zur Sache. Ich verschwende Ihre Zeit.»

«Hatten Sie jemals die Hoffnung», fragte ich, «die Nazis loszuwerden, nachdem Hitler an die Macht gekommen war?»

«Ja», sagte er, «die Hoffnung hatte ich – aber nur durch die Reichs-

wehr. Deshalb habe ich mich, lange vor dem Krieg, als Reserveoffizier freiwillig in meinem alten Regiment, dem 17. Reiterregiment in Bamberg, gemeldet. Dort, so dachte ich, würde ich Leute finden, die gegen die Nazis waren und mit denen ich kämpfen, einen Plan entwickeln und seine Durchführung organisieren könnte, um das Regime zu stürzen. Aber es war zu spät. Sie waren schon da – sie spionierten alle Freiwilligen aus und stellten Nachforschungen an. Und ich war ausgesprochen ‚ungeeignet‘; in meiner ganzen Art war ich das, was sie ‚national unzuverlässig‘ nannten. Das war ein harter Schlag. Ich wusste nicht, an wen ich mich wenden sollte, wohin ich gehen und was ich tun sollte. Es war ein einsames Geschäft. Ich fühlte mich isoliert, abgeschnitten. Ich kannte viele Männer, die der gleichen Überzeugung waren wie ich. Neunzig Prozent der ‚verdammten Aristokraten‘ in Süddeutschland waren dem Regime feindlich gesinnt. Aber niemand wusste, wie man die Nazis loswerden sollte. Und jeder meiner Schritte wurde beobachtet. Damals wohnte ich in Oberndorf, aber da wurde der Boden so heiss, dass ich nach Holzhausen am Ammersee zog, wo ich ein kleines Haus baute. Als der Krieg ausbrach, meldete ich mich wieder freiwillig zur Wehrmacht, denn ich hoffte, im Schutz der Armee meinen Plan nun endlich durchführen zu können. Dieses Mal wurde ich angenommen, als Ausbildungsoffizier in einer Transportdivision. Aber wieder erlebte ich eine schwere Enttäuschung. Es stellte sich heraus, dass es zwar ältere Offiziere gab, die gegen die Nazis waren, aber sie weigerten sich – aus falsch verstandenem Patriotismus –, etwas gegen das Regime zu unternehmen. Sie hatten nichts begriffen und versuchten, mich zu beruhigen: Warten wir ab, bis der Krieg vorbei ist, sagten sie. Sie glaubten nicht nur an einen Sieg, sondern auch daran, dass die heimkehrenden Truppen die Regierung stürzen würden! Naja, und als ich dann merkte, dass es auch hier hoffnungslos war, wollte ich aus der Armee ausscheiden. Wenn ich schon nichts gegen das Regime tun konnte, dann wollte ich wenigstens nicht dafür arbeiten.»

Er hielt inne und zündete sich noch eine Zigarette an. Während er schwieg, wiederholte ich für mich seinen letzten Satz.

«Selbst das war nicht einfach», fuhr er fort. «Hätte ich kein Nierenleiden gehabt, und hätte mich ein gleichgesinnter Urologe aus München nicht dienstuntauglich geschrieben, ich weiss nicht, wie ich es angestellt hätte.

Bald nachdem ich entlassen worden war, traf ich auf einer Juristentagung Dr. Franz Reisert, den Rechtsanwalt aus Augsburg. Ich hatte ihn lange nicht gesehen. Wir sind dann enge Freunde geworden – Gott sei Dank – er bekreuzigte sich – «ist er noch am Leben. Unsere Ansichten, Wünsche und Befürchtungen waren genau die gleichen. Wir waren beide der Meinung, das Naziregime könne nur gestürzt werden, wenn man grosse Gruppen von Leuten organisierte. Aber aufgrund des Regimes der Gestapo – ich glaube nicht, dass sich irgendjemand, der das nicht erlebt hat, vorstellen kann, was das bedeutet –, der völligen Auflösung aller unabhängigen Berufsorganisationen und Gewerkschaften waren die Hindernisse unüberwindbar. Unsere letzte Hoffnung waren die beiden Kirchen, die einzigen Organisationen, die es noch gab. Wir setzten uns mit den Jesuiten in München in Verbindung und trafen bald auf drei leidenschaftliche Nazigegner, Pater Rösch, König und Delp. Diese Männer, stellten wir fest, hatten Verbindung zum Kreisauer Kreis in Schlesien, der vom Grafen von Moltke geführt wurde.

Diese Gruppe hatte es, wie Sie wohl wissen, unter grösster Geheimhaltung geschafft, aktive Nazigegner aus anderen Gruppierungen zu vereinigen: aus den Kirchen, aus der Mittelschicht mit Goerdeler an der Spitze und aus einer eher revolutionären Gruppe von alten Gewerkschaftlern und Sozialdemokraten unter Wilhelm Leuschner. Schliesslich brachten sie diese Leute in Verbindung mit den Widerständlern in der Wehrmacht.

Im März 1943 nahmen Reisert und ich an einem geheimen Treffen in Pater Delps Wohnung in München teil. Dort begegneten wir zwei

Sprechern des Kreisauer Kreises – dem ehemaligen Gewerkschaftsführer Dr. Mierendorff und Oberst Theodor Steltzer, einem Berufssoldaten. Nach Stalingrad, so sagte Steltzer, sei das Oberkommando der Wehrmacht überzeugt, dass der Krieg militärisch verloren war. Man erwarte eine Invasion im Westen, und die Offiziere wussten, dass Deutschland nicht die Kraft hatte, einen Zweifrontenkrieg zu führen. Unter diesen Umständen würde die Opposition innerhalb der Wehrmacht sicher zunehmen.

Wir diskutierten dann, für den Fall, dass der Putsch gelingen sollte, das neue politische Programm. Es herrschte Übereinstimmung darüber, dass ein Wiederaufbau Deutschlands in seiner gegenwärtigen zentralistischen Form nicht in Frage kam, besonders wegen der starken antipreuussischen, ja Antireichsstimmung in Bayern. Das neue Deutschland sollte auf einer föderalistischen Grundlage errichtet werden, mit weitreichender Unabhängigkeit für die verschiedenen Länder. Natürlich sollte Preussen nicht in seinen gegenwärtigen Grenzen bestehenbleiben, sondern aufgeteilt werden. Für die jeweiligen Bezirke sollten sogenannte Ministerpräsidenten gewählt werden. Für Bayern hatten sie, wie ich schon sagte, an mich gedacht.

Später im Jahr '43 beriefen wir ein Treffen von Bayern ein, darunter die ehemaligen Minister Oberst Sperr, Gessler und der Ökonom Hamm. Wir brachten sie mit dem führenden Kreis von Nazigegegnern in Berlin zusammen. Reisert und mir gelang es über den Kurierdienst der Jesuiten, mit diesem Kreis in Verbindung zu bleiben. Wir hörten von immer neuen Terminen für den Putsch. Stets wurden ‚taktische‘ Gründe genannt, wenn der Termin wieder einmal verschoben wurde – und mit jedem Aufschub wuchs meine Skepsis.

Dann kam – nach all den Terminverschiebungen und Gerüchten – für uns völlig unerwartet der 20. Juli. Meine Verhaftung jedoch, ich hielt es für ausgemacht ...»

Ich wollte ihn fragen, was dann geschah, aber ich hatte das Gefühl, dass er nicht befragt werden wollte. Ich wusste auch nicht, wie ich

meine Frage hätte formulieren sollen. Zumindest respektierte ich seine Zurückhaltung, die sicher nicht aus der Befürchtung resultierte, die Erinnerung an das, was er zu erdulden hatte, könne wieder lebendig werden, sondern ihren Grund eher in der persönlichen Bescheidenheit hatte, die sich in jedem Wort zeigte, das er sprach. Und wenn ich schon dabei bin, meine Gefühle zu analysieren, möchte ich nicht verhehlen, dass ich, wenn ich in diesem Zusammenhang von Respekt spreche, nur die halbe Wahrheit sage. Die andere Hälfte war Feigheit, eine alte Angst, die den befällt, der in zu frühem Alter zu viel gewusst und mit angehört hat; der als Kind Visionen hatte von Männern, die ihre eigenen Kinder an wilden und verlassenem Stränden bis zum Kinn in den Sand eingruben, wo sie in ihren letzten Stunden nichts anderes tun konnten, als die Flut Stück für Stück herankommen zu sehen ... Solche Bilder suchten den Geist heim, lange nachdem Erinnerungen an Hinterhalte irgendwo auf dem Land, an Autos, die von Kugeln durchsiebt waren, an Männer, die von durchgehenden Pferden über die Straße geschleift wurden, oder an eine kaltblütige Operation an einem brandigen Arm halb vergessen waren und mit einem Lächeln angesprochen werden konnten, weil einflussreiche, spartanische und gottesfürchtige Leute es für ‚unmännlich‘ und indezent hielten, dass man nicht einen leicht belustigten Ton anschlüge, wenn man überhaupt von Todeskämpfen sprach, die sich nicht im Tierreich abspielten.

So herrschte fast eine Minute lang Stille in dem dämmrigen Raum, bis ich meine Stimme, die wie die eines ängstlichen Fremdlings klang, das Schweigen brechen und aus Gründen, die ich nur ungern näher untersuchen möchte, sagen hörte: «Waren Sie allein?»

Die Frage schien ihn nicht zu überraschen, er antwortete weder mit Ja noch Nein, sondern mit demselben ruhigen Lächeln, dem Lächeln eines Mannes, der, wie ich meinte, in seinem Glauben, aber ohne Illusionen lebt: «Ach, ich bin daran gewöhnt.»

Und dann, in einer plötzlichen Erinnerung, wurde sein Gesicht lebhaft. «Aber ich war nicht lange allein. Das war das Unerhörte. Erst als man mich in Berlin ins Gefängnis warf, wurde mir klar, wie viele Menschen an dem Attentat beteiligt waren, Menschen aus dem ganzen Land, die in äusserster Geheimhaltung, selbst vor ihren Frauen und engsten Freunden, gearbeitet hatten. Ich sah Männer in den Todeszellen, die ich nicht kannte und die sich untereinander wahrscheinlich jahrelang nicht gesehen hatten. Ich sah Freunde, mit denen ich bis vor kurzem Briefwechsel führte – die übliche vorsichtige, nichtssagende Korrespondenz in Kriegszeiten – und von denen ich nicht einen Moment lang angenommen hätte, dass sie ein Doppelleben, geschweige denn ein ziemlich gefährliches Leben führten. Es war schwer zu ertragen, denn alle wussten ja, dass man sie töten würde, keiner wusste, wie und wann, und man würde niemandem zum Abschied winken können, weil man Angst haben musste, dass, wenn man nur einen Finger hob, vielleicht umgehend ein anderes Familienmitglied in dieses Gebäude geschleppt würde. Das war das Schlimmste, der Gedanke an die unschuldigen Frauen und Verwandten, ganze Familien wurden ausgelöscht – und kleine Kinder wurden weggeschafft, sie bekamen andere Namen von Leuten, die ...» – er biss die Zähne aufeinander, ein Ausdruck von leidenschaftlichem Hass belebte seine blassen Wangen, und nur mit Mühe fuhr er fort: «ihnen jeden Tag aufs Neue das Gift einflössten ...!»

«Blieben Sie in Berlin?» fragte ich schnell, ohne nachzudenken.

«Nein», antwortete er ruhig, die leidenschaftliche Erregung war aus seinem Gesicht verschwunden. «Nein, wir wurden in Viehwagen nach Bayreuth gebracht – neunzig von uns. Die Reise dauerte über eine Woche, nur achtzehn kamen an ...»

Er blickte hoch und sah in meinen Augen die Frage, die ich nicht aussprechen konnte.

«Sie wurden unterwegs von der SS zu Tode geprügelt», sagte er, als ob es normal wäre, dass die Besten das Schicksal von Ochsen teilen

und dass die Schlächtereier im Viehwagen und nicht auf dem Schlachthof stattfindet.

«Wir mussten in der Kanalisation arbeiten, der Dreck – oder wie immer sie das nennen wollen – reichte uns bis zu den Hüften, und wir lebten von Brotkrusten und Wasser. Unsere Beine schwellen an. Ich war erstaunt. Ich wusste nicht, dass unter solchen Bedingungen so etwas passiert. Wir wussten bald – indem wir andere gehen sahen –, wenn die Schwellung eine bestimmte Höhe erreicht ...»

Er beugte sich vorn über und zog wie unter der Macht der Gewohnheit ein Hosenbein hoch, streifte es ebenso schnell wieder hinunter, legte eine Hand auf mein Knie und rief aus: «Um Gottes willen! Sie hätten mir nicht erlauben dürfen, Ihnen das alles zu erzählen!»

«Es ist mein Fehler», sagte ich. «Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie dazu zu bringen.»

Ich schaute auf meine Uhr und stellte höchst erstaunt fest, dass mehr als drei Stunden vergangen waren, seit ich ihn gefragt hatte, ob ich ihn «einen Augenblick» sprechen könne.

«Sie hatten recht, das zu tun», sagte er, als wir zur Tür gingen. «Es ist eine grosse Erleichterung, wenn man reden kann. Besteht eine Aussicht, dass sie hier wieder einmal vorbeikommen?»

«Das würde ich gern tun», sagte ich. «Hätten Sie dafür Zeit?»

Er lachte laut auf. «Zeit, mein Freund», rief er, «ist das einzige, woran es einem Gefangenen nie fehlt!»

Der lange Tag auf dem Land – die Fahrt mit der schwangeren jungen Frau und der Besuch in Kirchheim – beschäftigte mich so sehr, dass ich mich auf der Rückfahrt nach Kempten dreimal verfuhr.

Ich kam spätabends an. Das Haus war voll – Mervyns schäbige Klamotten flogen in *meinem* Zimmer herum, nebenan klimperte John auf dem Klavier, der Professor, Frank und Dudley hockten in der Küche, schwatzten und lachten, und am Schreibtisch im Salon sass ein Fremder mit einem schwarzen Schnurrbart.

Mervyn war auf dem Rasen und las. «Wer ist das da oben?» fragte ich ihn.

«Der neue Major», flüsterte er.

«Ah ja, natürlich. Wie ist er?» Und ich ertappte mich bei dem Gedanken, ob sich der Fremde wohl so fühlte wie der neue Lehrer in einer kleinen Schule, wenn die Jungen hinter seinem Rücken über ihn zu tuscheln beginnen.

«Scheint in Ordnung», flüsterte Mervyn, «Chicago. Erstklassig, nehme ich an. Aber kein G.I.»

«Hast du die Chefin gesehen, das Stubenmädchen?» fragte ich.

«Hedwig? Weisst du, ich war kaum zwei Stunden da, da hatte sie schon meine Socken gewaschen.»

«Dem Himmel sei Dank für Hedwig!» rief ich aus.

An diesem Abend bemerkte Mervyn bei einem köstlichen, von Hedwig auf dem langen Tisch unter dem Gummibaum servierten Gulasch, dass unser Wein zur Neige ging.

«Gibt es hier einen Schwarzmarkt?» fragte er Hedwig auf Deutsch.

«Ja, mei!» rief sie und schüttelte den Kopf.

«Ja, mei!» Frank ahmte sie nach. Ich beneidete ihn um sein Gefühl für deutsche Mundart und sein feines Gehör.

Hedwig prustete vor Lachen. «Das ist Kemptener Dialekt», sagte sie. «Ich habe ihn hier aufgeschnappt.»

«Hedwig», murmelte der Professor mit vollem Mund, «wurde evakuiert.»

«Ich bin Flüchtling», verbesserte Hedwig, «ich bin aus Breslau.»

«Worüber redet ihr?» fragte der Major mit einem gutmütigen Lächeln; er verstand kein Wort.

«Über Hedwigs Liebesleben», verriet Dudley.

Der Major platzte vor Lachen, und Hedwig wurde rot und lief aus dem Zimmer.

«Da fällt mir ein», sagte Mervyn, «Kempten scheint voll zu sein von Evakuierten. Der Bürgermeister hat mir die Adresse von einem Mann gegeben, der Hunderte von Kindern aus Essen rausgebracht hat. Jemand muss darüber einen Bericht schreiben, als Hintergrundinformation. Wer hat noch keinen Tag ohne Interviews gehabt?»

«Ich», sagte ich.

«Gut, was hältst du davon, wenn du morgen zu diesem Mann gehst und gleich etwas Wein mitbringst?»

«In Ordnung», sagte ich, hoch erfreut über die Aussicht, nicht den ganzen Tag im Haus verbringen zu müssen.

Wo der Schwarzmarkt war, erfuhr ich von Hans. «Es ist nicht leicht zu finden», sagte er.

Er hatte recht. Ich fand die Adresse mit Hilfe eines kleinen Jungen. Er führte mich am Bahnhof vorbei, der bei einer Präzisionsbombardierung zerstört worden war, eine grasbewachsene Sackgasse hoch zu einem einzeln stehenden Haus mit zugeklappten Fensterläden. Der Junge deutete auf die Tür und lief weg. Die Tür war verschlossen. Ich klopfte

und rief, aber es kam keine Antwort. Ich ging um das Haus herum und stieg ein paar Stufen hoch auf eine Laderampe für Lastwagen. Die Tür hier war ebenfalls verschlossen. Ich war frustriert und ärgerte mich, aber gerade als ich gehen wollte, öffnete sich über meinem Kopf ein kleines Fenster, und ein gelb-schwärzliches Gesicht unter einem glatten schwarzen Haarschopf lugte misstrauisch heraus. Beim Anblick meiner Uniform verzog sich das Gesicht zu einem unangenehmen Grinsen und liess mich Goldzähne sehen.

«Möchte der Herr etwas?»

«Ja», sagte ich, aber ich wollte nicht sagen, was ich wünschte, bevor ich nicht eingetreten war.

«Würden Sie bitte zum Vordereingang kommen?»

Er liess mich in einem Raum, der aussah wie ein leerer Laden. Drei schmutzige Gläser standen auf dem Ladentisch, es hätte ebensogut eine Kneipe sein können.

«Möchte der Herr etwas trinken?» fragte der Mann mit der samtönen, einschmeichelnden Stimme eines Bordellbesitzers, der einen neuen Kunden begrüsst. Er trug einen dunklen Anzug, sein Hemd war schmutzig, und er hatte lange dreckige Fingernägel.

Ich hätte lieber etwas getrunken, als mit dem Mann geredet, aber ich sagte: «Danke, nein», und zog einen Gutschein hervor, den der Major für den Wein unterschrieben hatte.

«Tja», sagte er, als er sich den Zettel ansah, und breitete seine Hände aus, die Handflächen nach oben wie ein Bordellbesitzer, der ein Mädchen von der Art herbeiholen soll, die er nicht hat. «Tja, Wein, der ist knapp. Wissen Sie, lieber Herr, in Kempten wird kein Wein angebaut ...»

«Was für Weine haben Sie?» fragte ich scharf.

«Tja, die guten Weine sind alle. Die französischen, wissen Sie, als sie ...»

«Sagen Sie mir bitte», sagte ich lauter, «was für Weine Sie haben.»

Er schaute mich an, die vollen Lippen über dem Gold geschlossen, drehte sich um und ging schnell weg, ich nahm an, in einen Lager-

raum. Er kam rasch zurück und hatte eine Flasche mit einem Etikett in griechischer Schrift dabei.

«Ist das ein griechischer Wein?» fragte ich.

«Jawohl, mein Herr», sagte er und schmatzte mit den Lippen. «Aus Griechenland. Gut.»

«Ich möchte ihn probieren», sagte ich. Er entkorkte die Flasche und goss ein bisschen von der dicken rotbraunen Flüssigkeit in ein schmutziges Glas.

Ich nahm einen Schluck. «Mein Gott», sagte ich. «Das ist kein Wein.»

Es schmeckte wie Sirup aus Terpentin.

«Zu süß?» fragte er grinsend. «Zu süß für den Herrn? Ach, wie die Frauen diesen Wein lieben!»

«Wir sind keine Frauen», sagte ich barsch, «und wir wollen Wein und keinen Sirup, den die Nazis den verhungerten Griechen abgenommen haben.»

Plötzlich ging hinter mir eine Tür auf, ein alter Mann in Hemdsärmeln schlurfte herein, lehnte sich über die Theke und flüsterte dem Mann etwas zu. Ich ging schnell zu der Tür, die er halb offengelassen hatte, und stand wie festgenagelt, als ich die Weinkisten sah, die auf dem Boden standen. Ich bückte mich und besah mir das Etikett auf einer Flasche: Rheinpfalz, Jahrgang 1939. Da hörte ich auch schon hinter mir Schritte und nahe an meinem Ohr die samtene Stimme des Mannes. «Tja, schade, alles gestern von der Militärregierung bestellt.»

«Alles?» fragte ich, während ich die längliche Flasche in der einen Hand hielt und mit der anderen meine Brieftasche öffnete, in die ich die von Mervyn eingesammelten Scheine gelegt hatte.

Ich sah, wie seine Blicke meinen Handbewegungen folgten – die Blicke eines Bordellbesitzers, der den Wert des neuen Kunden taxiert. «Einen Moment, bitte», murmelte er, «aber ich glaube ...» Und er verschwand hinter einer Reihe aufeinandergestapelter Kisten.

«Mein Herr», sagte er und schob geräuschvoll ein paar Kisten beiseite. «Sie haben Glück. Ich habe eine Kiste von diesem hervorragenden Jahrgang entdeckt, von dem Wein, den Sie in der Hand halten.»

Er kam mit einer Flasche in der Hand auf mich zu.

«Mein Partner», flüsterte er und kam so nahe an mein Gesicht, dass ich seinen Knoblauchatem roch und mich abwandte, «mein Partner – ich sage Ihnen das im Vertrauen, weil ich sehe, dass der Herr ein Kenner ist wie ich –, mein Partner hat diese Lieferung für einen amerikanischen Offizier zurückgelegt, aber zufällig weiss ich, dass dieser Offizier weitergefahren ist, und ich bin sicher, dass der Herr und seine Kameraden die besten Kunden sein werden, wenn sie diesen Wein probiert haben.»

«Danke», sagte ich. «Danke. Ich nehme zwei Kisten.»

«Die Kiste kostet dreissig Mark!» sagte er und riss seine Augen so weit auf, dass ich dachte, sie würden ihm aus dem Kopf fallen.

«In Ordnung», sagte ich, «ich will nicht um den Preis feilschen.» Und dachte: Drei Dollar die Kiste – weniger als eine Flasche Whiskey.

Der alte Mann lud die Kisten auf eine Karre, ich ging hinter ihm her und sah, wie er sie in den Jeep lud und mit Zeitungen bedeckte. Als ich den Motor anliess, blickte ich auf den mit Fensterläden verschlossenen Laden und sah, wie der Händler sich in der Einfahrt verbeugte und seine Goldzähne funkeln liess.

«Auf Wiedersehen, mein Herr!» rief er. «Bis zum nächsten Mal, viel Vergnügen, und vielen Dank.»

Der Mann, der die Kinder aus Essen evakuiert hatte, wohnte in Waltenhofen, einem Dorf in einem Tal fünf Meilen südlich von Kempten. Der Bürgermeister – ein kleiner, sanft blickender Mann in Hemdsärmeln – führte mich eine enge Gasse hoch und zu einer Treppe. Oben angekommen, klopfte er an eine Tür. Eine Frau von etwa vierzig Jah-

ren mit einer schönen, milchig weissen Haut und grossen dunkelbraunen, lachenden Augen öffnete.

«Frau Rektor Hoffmann», sagte sie. «Grüss Gott!»

«Grüss Gott!» gab ich zurück und trat ein. Die Wohnung war makellos sauber, aber sie hatte diesen schrecklichen Geruch von sauren Mägen, den Geruch der Armut, der mir das letzte Mal auf den Champs-Élysées so unangenehm aufgefallen war.

An einem Tisch sassen zwei Mädchen mit langen Zöpfen und der gleichen Haut und den gleichen Augen wie die Mutter und lasen. Sie sahen mich mit offenem Mund an, und die kleinere piepste: «Sieh mal, Mutti, Amerikaner!»

«Ganz richtig», sagte ich, teilte einen Kaugummi und gab jedem der beiden Mädchen eine Hälfte.

«Sagt danke schön!» sagte die Mutter. Die Ältere stiess ein «Ach, danke schön!» hervor und rollte mit ihren grossen Augen, während die Kleinere buchstäblich von ihrem Stuhl fiel, in das nächste Zimmer stürzte und rief: «Vati, Vati! Sieh mal, was ich habe – Kaugummi!»

Sie kam zurückgelaufen, an der Hand eines grossen kräftigen Manns mit Glatze und einem merkwürdig blauweissen, fleischigen Gesicht, klugen Augen und vollen, fein geschnittenen Lippen, die von einem zarten, malvenartigen Rot waren.

Ich erklärte ihm, weshalb ich gekommen sei. «Ha!», sagte er, scheuchte die Kinder aus dem Zimmer und fragte, ob seine Frau bleiben dürfe.

«Wir haben diese Erfahrung mit den Evakuierungen gemeinsam gemacht», sagte er. «Ich möchte gern, dass sie dabei ist, wenn ich davon berichte.»

«Natürlich», sagte ich.

«Gut», fing er an. «Während zweier Luftangriffe auf Essen im Frühjahr 1943 verloren wir alles, was wir besaßen. Der schlimmste Schlag für mich war der Verlust meiner Bibliothek, zweitausend wertvolle Bücher. Ich bin, nebenbei bemerkt, Geologe – eigentlich! –, und bei dem letzten Angriff ging ein sechshundert Seiten dickes Manuskript über die Erdgeschichte von Essen, das ich gerade fertiggestellt

hatte, in Flammen auf. Glücklicherweise konnten meine Frau und die drei Kinder vorher aufs Land fliehen. Dann im Mai, als Essen fast ganz in Trümmern lag, wurde ich beauftragt, den ersten Kindertransport nach Bayern zu leiten. Am 17. Mai fuhren wir los, fünfhundertzehn Kinder in einem Zug ...»

«Ich glaube, du solltest deinen gesundheitlichen Zustand nicht unerwähnt lassen», unterbrach ihn seine Frau mit einem Lächeln. Und zu mir gewandt, sagte sie: «Mein Mann hat ein schweres Herzleiden und hatte gerade sechs Monate in einer Klinik in Bad Nauheim verbracht.»

«Ja, ja», sagte der Rektor mit einer ungeduldigen Handbewegung, «das interessiert den Herrn doch nicht ...»

«Doch», unterbrach ich, «es interessiert mich, wenn auch aus einem rein persönlichen Grund. Sie sprechen im Zusammenhang mit Ihrem Herzleiden von Bad Nauheim, und da kommt mir der Gedanke, ob Sie dort vielleicht den berühmten Spezialisten getroffen haben – ich war vor ein paar Wochen in Nauheim, aber ...»

«Gessner?» rief der Rektor.

«Genau», sagte ich. «Ich war ...»

«Sie kennen Professor Gessner?» fragte die Frau erstaunt.

«Ich kannte ihn vor Jahren, in Frankfurt. Einer von seinen vielen Söhnen heiratete eine Freundin von mir. Haben Sie in letzter Zeit von ihm gehört?»

«Seit fast drei Jahren nicht mehr. Ich fürchte, er hat Schwierigkeiten bekommen. Er war sehr offen und direkt, wissen Sie. Ein wunderbarer Mensch. Ich hoffe, er hat seine Stelle an der Klinik nicht verloren. Na, kommen wir auf unsere Geschichte zurück. Die Reise mit den fünfhundert Kindern verlief nicht ganz reibungslos. Zwischen Darmstadt und Mannheim mussten wir wegen eines Fliegeralarms mehrere Stunden warten ...»

«Vergiss nicht Rektor Lieper», sagte seine Frau.

«Ach, ja. Mein Kollege Dr. Lieper war vor uns ins Allgäu gefahren, um sich mit den Behörden in Kempten in Verbindung zu setzen. Als

unser Zug in Ulm ankam, war Lieper dort und erzählte uns, dass Kempten nur vier statt neun Klassen einrichten könne und dass der Rest der Kinder in der Umgebung untergebracht werden müsse. Wie und wo, wusste er nicht. Da die Kinder nach ihrem Alter in Klassen aufgeteilt waren, bedeutete das, dass Geschwister getrennt werden mussten und dass die Kleidung und die Lebensmittelkarten, die in einen Koffer eingepackt waren, nur an einer Stelle ankamen. Das führte dazu, dass viele Kinder wochenlang keine Wäsche zum Wechseln und keine Karten hatten, und einige Eltern waren so erbost, dass sie kamen und ihre Kinder zurückholten.»

«Du hast nicht erzählt, wie wir in Kempten empfangen wurden», erinnerte ihn seine Frau.

«Darauf komme ich noch, meine Liebe», sagte der Rektor. «Ich möchte Ihnen zuerst berichten, wie die Kinder aufgenommen wurden. Ich bin froh, sagen zu können, dass es noch schlimmer hätte kommen können. Aber es war doch ein trauriges Bild, das unsere Landsleute abgaben – obwohl, das muss ich leider sagen, für mich war das nicht neu –, wenn man sah, wie sich die ärmeren Leute im Vergleich zu den Reichen verhielten. Hier in Kempten gibt es eine ganze Menge reicher Leute, manche hatten zu der Zeit sechs oder zehn oder gar ein Dutzend leerstehende Zimmer in ihren Häusern. Können Sie sich vorstellen, dass in diesem parkähnlichen Villenvorort nur drei – drei von über fünfhundert Kindern – aufgenommen wurden? Es waren die Ärmeren, der Bahnbeamte oder der Bankangestellte, die unseren Kindern bereitwillig ein vorübergehendes Zuhause gaben. Dieses Kind soll es bei uns gut haben, sagten sie, und es wird sicher sein vor diesen schrecklichen Bomben! Die meisten hatten selbst mehrere Kinder, während die Wohlhabenderen nur ein Kind hatten oder gar keins ...»

«Erinnere dich», unterbrach die Frau den Rektor erneut, «an die bettlägerige Frau, die sagte: Ich werde dieses Kind als mein eigenes betrachten und zu Gott beten, dass er meinem älteren Jungen an der Ostfront gnädig sein möge!»

«Ja», sagte der Rektor, «und diese gehbehinderte Frau organisierte Ausflüge für diesen Jungen und andere Kinder – nach Lindau und Oberstdorf und Füssen, wo sie die Berge sehen und in den Seen baden konnten, was sie vorher noch nie getan hatten ...»

«Wir haben ein Wort im Deutschen», sagte die Frau lachend, «das wir nicht mehr benutzen, Volksgemeinschaft. Wir haben es geändert – in Volksgemeinheit!»

«Und wie erging es ihnen und den anderen Lehrern?»

Der Rektor und seine Frau warfen sich über den Tisch einen Blick zu, dann lachten sie etwas kläglich, als hätten sie diese Geschichte schon oft erzählt und keine Lust, es noch einmal zu tun.

«Nun», sagte der Rektor, «das war nicht so gut. Ich will es kurz machen. Die Erfahrungen der anderen Lehrer waren ähnlich. Wir sind eine fünfköpfige Familie. Die Bleibe, die sie für uns ausgesucht hatten, befand sich unter dem Dach eines Wirtshauses – ein verwanztes Dachgeschoss mit zwei Feldbetten, und in dem Zimmer wohnten schon fünf Personen. Als ich den Wirt – einen dicken Nazi – um etwas Kaffee oder wenigstens um ein bisschen Wasser bat, schlug er mir die Tür vor der Nase zu. Wir brachten unsere hungrigen und durstigen Kinder hinaus, und sie schliefen im Freien neben einem Brunnen. Aber die nächste Nacht war es zu kalt, und wir mussten ins Haus zurück. Nach der dritten Nacht bemerkten wir, dass sie sich eine Hautkrankheit geholt hatten, wir zogen also in ein anderes Wirtshaus, doch das war so teuer, dass meine Mittel vor Ende des Monats erschöpft waren. Dann begann unsere Bettelzeit. Wir zogen auf dem Land von einem Bauernhof zum anderen und bettelten – um Lebensmittel für uns und für die anderen Lehrer, die sich, was das Geld betraf, völlig auf mich verlassen hatten. Telegramme nach Essen waren nutzlos; die Banken dort und in Köln waren zerstört. Als der Wirt drohte, uns hinauszuerwerfen, wenn wir unsere Schulden nicht bezahlten, bettelten wir auf den Strassen von Kempten um einen Platz zum Wohnen. Wir wurden überall abgewie-

sen, wie ich Ihnen schon sagte. Alleinstehende ältere Damen – ich kann Ihnen Namen nennen» – was er auch tat – «mit acht oder zwölf Zimmern boten uns noch nicht einmal ein Dachgeschoss oder die umgebaute Garage hinter ihrem Haus an. Ein pensionierter Musikprofessor, dem ein grosses Hotel in Oberstdorf gehört, gab seine Sechszimmerwohnung in Kempten nicht auf, obwohl er sie nur ein paar Tage im Jahr nutzte ...»

«Ja, ja», seufzte er nach einer Pause. «So is' es. Es ist schwer für Ausländer, wahrscheinlich auch für Sie, die Gefühle zu verstehen, die die Bayern gegenüber den Preussen haben. Sie sind durchaus zu vergleichen, meine ich, mit den Gefühlen der Franzosen gegenüber den Deutschen. Und der Krieg hat diese Feindseligkeit noch gehörig verstärkt. Das einzig Gute, das der Krieg gebracht hat oder der Nationalsozialismus, ist, dass die beiden Kirchen angesichts eines gemeinsamen und skrupellosen Feindes viele ihrer Meinungsverschiedenheiten begraben haben und heute enger zusammenstehen als vielleicht jemals zuvor.»

«Ich habe davon gehört», sagte ich und erinnerte mich an das Gespräch in Kirchheim. «Sagen Sie, leben die meisten der Kinder, die Sie evakuiert haben, noch hier?»

«Nein, ich glaube, es sind weniger als hundert, die noch in der Gegend sind. Die meisten sind vor Ende des Krieges zurückgekehrt. Mindestens sechzig führen schon in der Woche nach ihrer Ankunft wieder zurück – aus zwei Gründen: weil die Mütter die Trennung nicht aushielten oder weil die Stadtkinder es auf dem Land nicht aushielten. Andere kehrten später heim, weil sie zu grosses Heimweh hatten, und wieder andere, das wurde uns im Lauf der Zeit klar, waren überhaupt nur wegen der Reise mit hierhergekommen. Sie wollten etwas erleben. Die meisten dieser Kinder waren zuvor bereits nach Thüringen und Württemberg verschickt worden. Sie hatten es sich zur Gewohnheit gemacht und ergriffen jede Gelegenheit, um ein bisschen was von der Welt zu sehen. Wir nannten sie die Sensationshungrigen! Hier jedenfalls mochten sie nicht, was sie sahen. Sie fanden es langweilig und

wollten lieber in die Stadt – auch wenn die Stadt in Trümmern lag! Dann die Schwierigkeiten mit den unterschiedlichen Dialekten. Deswegen gab es immer Zank und Streit zwischen den Einheimischen und den Neuankömmlingen ...»

«Ja, mei!», sagte ich, und zum ersten Mal lachten der Rektor und seine Frau.

«Schliesslich, eines Tages im August letzten Jahres», führ er fort, «mussten wir etwa siebzig Kinder auf Wunsch ihrer Eltern zurückschicken. Das hatte folgenden Grund: In einem Wehrmichtsbericht über Luftangriffe war auch Kempten erwähnt worden. Ich schrieb sofort an die Stadtverwaltung in Essen, dass nicht ein einziges Kind aus Essen verletzt worden war. Mein Bericht wurde in den Zeitungen veröffentlicht, aber trotzdem verlangten etwa siebzig Mütter, dass ihre Kinder sofort zurückkehrten.»

«Wie sind Sie hier in Waltenhofen gelandet», fragte ich, «und was tun Sie jetzt?»

«Jetzt?» Er lachte. «Jetzt kümmere ich mich um die Kriegswaisen oder, besser gesagt, wir haben sie adoptiert. Ausserdem schreibe ich an einer Abhandlung über die geologische Geschichte von Kempten. Viel interessanter als die von Essen. Vier Eiszeiten haben in Kempten erstaunlich reiche und deutliche Spuren hinterlassen. Als ich die Gesteinsformationen des Landes hier sah und die Schichten im römischen *Campodunum* untersuchte, wusste ich, dass ich hier mein weiteres Leben verbringen würde ...»

«Ja, mein Lieber», fiel die Frau des Rektors ein, «ja, aber ich glaube nicht, dass unser Besucher so lange bleiben möchte!»

Ich lachte, und auch der Rektor schmunzelte nachsichtig. «Wenn ich höre, dass mein Mann von der Eiszeit anfängt», fügte sie hinzu, «versuche ich immer, das Thema zu wechseln!»

«Diesmal lasse ich dich gewinnen!» antwortete der Rektor immer noch lachend.

«Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie in diesem Haus gelandet sind», sagte ich und stand auf.

«Das erzähle ich Ihnen gern», sagte der Rektor. «In erster Linie aus Zufall – bei einer unserer vielen Bettelgänge von Dorf zu Dorf. Aber wenn der Bürgermeister, der Mann, der Sie vom Dorf hier heraufgebracht hat, nicht so grosszügig und beharrlich gewesen wäre, würden wir immer noch umherziehen. Ihm verdanken wir unser neues Heim, diese Räume hier – einem der zwei humanen und anständigen Menschen, die ich in dieser Gegend getroffen habe. Der andere ist der Leiter der Spar- und Darlehenskasse, der uns vor dem Verhungern gerettet hat. Dieser Mann, das sollte ich vielleicht noch berichten, riskierte sein Leben, um das eines amerikanischen Piloten zu retten, der letzten Juli hier über dem Menhölzerrieder Moor abgeschossen worden war. Er trug den Verletzten fast zwei Kilometer bis zur Hauptstrasse, legte ihn auf einen Wagen und brachte ihn ins Krankenhaus. Ja», fügte er seufzend hinzu, während er und seine Frau mich hinausbegleiteten, «ja, es sind wenige – einer oder zwei –, die das Leben lebenswert machen.»

«Und die Eiszeiten, nicht wahr?» murmelte seine Frau und biss sich auf die Lippen, als sie ihn ansah; dann, während wir die Strasse hinuntergingen, hakte sie sich bei ihm unter.

Im Licht der Abendsonne wirkten die Berge so zartblau wie die Hügel von Wicklow und Galway vom Meer aus, und die Frauen in ihren weissen Schürzen und mit ihren Hüten auf dem Kopf, die auf den Feldern unterhalb des Dorfes das Heu wendeten, sahen aus wie pickende Elstern.

«Sie denken wahrscheinlich», sagte der Rektor und schützte seine Augen mit einer Hand vor der tiefstehenden Sonne, «diese Frauen sind Bayerinnen, aber das sind sie nicht, es sind Polinnen – und es sind die glücklichsten und einfachsten Menschen, die ich jemals gesehen habe. Niemand hat etwas gegen sie, denn sie arbeiten wie Sklavinnen für fast gar nichts, und ihnen gefällt es. Sie haben das ihr ganzes Leben lang getan – Kühe und Schweine und Felder. Sie wohnen alle zusammen in einer Scheune, die nicht viel mehr ist als ein Kuhstall ...»

«Aber Sie sollten sie am Sonntag sehen», sagte seine Frau, als ich

in den Jeep stieg und die beiden Mädchen mit fliegenden Zöpfen den Hügel heruntergelaufen kamen. «Sie geben ihre paar Mark für Dinge aus, die sie noch nie gesehen haben – billigen Schmuck und Ohringe, phantastische Hüte mit Federn, die gewöhnlich von älteren Damen getragen werden, sogar Sonnenschirme, die sie bei irgendeinem Trödler gefunden haben und die sie nur benutzen, wenn es regnet!»

«Ja, ja!» seufzte der Rektor und legte seinen Kindern die Arme um die Schultern. «Ja, ja! Die menschliche Natur! Und ihre Söhne werden Bayern werden und die Preussen und die Polen hassen und ...»

«... und nach Amerika auswandern», fiel ich ein, «und dicke Geschäftsleute in Zweireihern werden!»

«Genau!» lachten der Rektor und seine Frau. «Auf Wiedersehen, mein Herr; auf Wiedersehen!»

Wenn ich an Kempten zurückdenke, dann sehe ich sofort einen idealen Ort zum Nachdenken oder zum Ferienmachen vor mir. Nachträglich scheint es, als hätte ich die Wochen – die sonnigen Morgen, die heiteren Abende – in einem geräumigen und bequemen Haus wohlhabender Freunde verbracht, die fortgefahren waren und mir das Haus mit Garten und Hausangestellten überlassen hatten und auf deren Namen ich in allen Geschäften einkaufen konnte.

Ist das, angesichts der Geographie und der historischen Situation, nicht doch Schönfärberei? Da war Hedwig, die die Wäsche wusch, die Socken stopfte und die Anzüge büstete, der «Schatz», dem sogar der Professor zulächelte, wenn sie Eis in sein Glas tat, ohne dass er sie darum bitten musste; Hedwig, die alles verloren hatte, was sie jemals besass («Was ist denn dabei? Es war nicht viel, und ich brauche nichts!»), die vor den gefürchteten Russen geflüchtet war, die niemals niedergeschlagen wirkte und die manchen von uns fast krank machte vor Heimweh, wenn sie von ihren Reisen durch die Vereinigten Staaten erzählte, und die so amerikanisch war («Reisen! Ach! Das gefällt mir! Immer auf Achse, das finde ich schön!»), dass jeder sie am liebsten in einen grossen Seesack gesteckt hätte, um sie mitzunehmen über den Ozean. Und Hans – der grosse, gebeugte, bescheidene, verwundete Soldat, der perfekte Mann-für-alles und ein hervorragender Koch –, dessen alte Mutter aus ihrem Haus geworfen worden war, deren Eigentum von den Eroberern, die ihr Haus besetzten und ihren Sohn be-

schimpften, als er an die zerschlagene Hintertür geklopft und um eine Decke gebeten hatte, zerstört oder gestohlen worden war; dieser Hans, der mit einem philosophischen Lächeln zu sagen pflegte: «Ja, Krieg ist überall gleich, ich habe es erlebt!» und mit seinen gelähmten Fingern winkte, wenn er mit dem Fahrrad davonfuhr, den Korb auf dem Lenker voller Mehl, Seife und Kaffee, und den er bis zum Kinn hoch beladen zurückbrachte, mit Fleisch, Gemüse, Käse und gelegentlich auch mit Sahne und Eier, die er zu leichten Soufflés oder Salzburger Nockerln verarbeitete, der manchmal auch nur die Sahne dick werden liess wie nicht angerührte Ölfarbe, welche dann von Hedwig in einer grossen Glasschüssel neben einer noch grösseren Schüssel mit Himbeeren und Johannisbeeren, die sie im Garten hinter dem Haus gepflückt hatte, auf den Tisch gebracht wurde.

Und das war nicht alles. Das war nur das Haus, ein Heim weit von der Heimat entfernt, und wer von uns hatte jemals ein besseres gehabt? Da waren aber auch das stets nahe und offene Land, die Sonne, die auf die grünen Felder schien, und die Berge mit ihrem immerwährenden Blau. Und wenn man fünf Minuten im Schatten von honigsüss und nach Zitronen duftenden Linden durch eine Gasse ging, gelangte man in ein Schwimmbad, das von gemähtem Rasen, von vereinzelt jungen Pfirsichbäumen gesäumt und rundum von einem mit karminroten Rosen schwer behangenen Spalier eingerahmt wurde. Hier liess der Major beim Handballspielen Dampf ab, wenn Frank und Dudley von der Arbeit zurückkamen, und ich fluchte und zerquetschte Pferdebremsen auf meinem nackten Körper und stapfte schliesslich davon, weil der diensttuende Sergeant nicht zu überreden war, das gesegnete Land wenigstens fünf Minuten lang mit dem Lärm aus seiner voll aufgedrehten Musikbox zu verschonen – wobei gerade einmal ein halbes Dutzend G.I.s dem unmenschlichen Krach zuhörten.

Aber was machte das schon? Da waren die schneebedeckten Gipfel und die schimmernden Felder des Allgäus, die man betrachten oder in

die man hineinlaufen konnte und wo die einzigen Geräusche von den wiederkäuenden, dumpf und fatalistisch blickenden Tiroler Kühen kamen. Oder man ging in die Altstadt, durch den kleinen Park, wo Buchen und Zedern in der sengenden Nachmittagshitze den alten schnurrbärtigen Männern, die allein und still auf Holzbänken sassen und lange Pfeifen rauchten, Kühle und Schatten spendeten. Auch alte Frauen mit grauen Haarknoten, mit faltigen und papiernen Gesichtern und schweren Körpern ruhten hier aus; ihre langen, ehemals schwarzen Kleider hatten mit der Zeit die Farbe von Schiefer oder von ungeputzten Schuhen angenommen und beulten an vielen falschen Stellen. Sie sassen gewöhnlich allein am Ende einer Bank und strickten, ihre kleinen Enkel bauten vor ihren geschwollenen Füßen Sandburgen, und man konnte sich nicht vorstellen, dass diese alten Männer und Frauen jemals etwas Böses getan hatten, weil niemand mit einem schlechten Gewissen nachmittags allein und schweigend stundenlang unter Bäumen auf öffentlichen Bänken sitzt.

Aber der Park war klein, und man war schnell wieder draussen auf der Strasse, an der die Kliniken lagen – grosse graue Gebäude für Männer mit einem oder gar keinem Bein mehr und dahinter ein anderes für die, die einen oder beide Arme verloren hatten. Sie trugen weisse Unterhemden und sassen oder lagen zu mehreren mit ihren Krücken auf dem Rasen unter Blutbuchen, hockten in einer Reihe auf der Mauer, von der aus man auf die Strasse blicken konnte, wie Vögel, die mit einem Bein auf einem Telefondraht balancieren, und sahen interessiert auf die Vorübergehenden hinunter, um dann mit einer raschen Wendung des Kopfs eine unerwartete, scheinbar ernsthafte persönliche Bemerkung zu machen.

Der unwillkürliche Schreck, den ihr Anblick verursachte, dauerte nur einen Augenblick, denn man wusste schliesslich, dass auch anderswo, in England etwa und in Amerika, Männer wie sie auf dem Rasen oder auf Mauern hockten. Dann freilich kam einem auch kurz der Gedanke, dass die Häuser und die Familien der verkrüppelten Ameri-

kaner nicht zerstört waren und dass auch die Kinder und die Alten dort weder verstümmelt noch von Zerstörung bedroht waren. Auch das war kein neuer Gedanke, sondern höchstens einer, der immer gegenwärtig blieb und nie zum Ausdruck gebracht wurde, ein kleiner, aber beständiger Schmerz, der von einem Schuldgefühl herrührte, seit die erste Bombe auf Grossbritannien gefallen war. Der Schock ging auch schnell vorbei, weil in ihren Blicken nicht jene Bitterkeit und Verzweiflung lagen, die ich in den niedergeschlagenen Gesichtern der Wehrmachtsoldaten auf der Autobahn gesehen hatte. Ihr Blick verriet vielmehr eine fast friedliche Resignation, als hätte sie ihr gemeinsames und so sichtbares Unglück für immer von harter und hassenswerter Arbeit, vom Töten und Getötetwerden, befreit und eine Brüderlichkeit ohne Waffen geschaffen, in der sie sich sicher fühlten und zu der in Zukunft alle Menschen, auch die bösen, etwas beitragen mussten.

Es gab aber, so dachte man beim Anblick dieses Unglücks, noch grössere Tragödien. Diese Männer konnten immerhin noch sehen und hören, und wenn sie mit künstlichen Gliedmassen ausgestattet waren, konnten sie humpeln, schliesslich auch die paar hundert Yards hinuntergehen, nicht in die Ruinen Europas, sondern in eine Stadt, die nach diesem Krieg für Auge und Ohr fast so friedlich wirkte wie vor dreihundert Jahren, als die Veteranen des Dreissigjährigen Kriegs zum ersten Mal die Stufen zu der grossen, damals neu gebauten, mit einer grünen Kuppel gedeckten Stadtkirche St. Lorenz hinaufstiegen.

Und dort in Kemptens Altstadt gab es noch mehr vertraute Wahrzeichen, zu denen der Soldat von damals den verkrüppelten Überlebenden von Deutschlands «zweiter grosser Aggression» hätte führen können. Er würde den Rathausbrunnen (bei dem die Kinder von Rektor Hoffmann ihre erste Nacht verbracht hatten) wiedererkennen und das riesige rote, für die Fürstäbte erbaute Barockschloss, das jetzt eine Kaserne war, und ebenso die engen Gassen, die sanft dahinplätschernde

Iller und die wenigen Pferdekarren (in denen kaum etwas transportiert wurde). Er würde dennoch die Stirn runzeln, wenn er zu den beiden Bahnhöfen gelangte, nicht so sehr weil sie verkohlt in Schutt und Asche lagen, schliesslich war er mit Feuersbrünsten vertraut, sondern weil er die Bedeutung dieser Bauwerke nicht erkennen würde. Eben-
sowenig wie sein humpelnder Begleiter würde er die Sprache vieler hierher verschlagener Menschen verstehen und wäre höchst erstaunt, wenn er Deutsche von «diesen schrecklichen Bomben», von «Flugzeugen» und «keine Wohnung mehr» reden und dauernd ausrufen hörte: Ach, die Preussen können den Bayern alles abkaufen, nur die Dummheit nicht! Und er würde sich über andere Deutsche, Einheimische, wundern, die meistens offen zugaben, dass sie keine Sorgen hatten, bis, «ja mei, die verdammten Preussen» kamen, ihre Höfe plünderten, sie aus ihren Häusern trieben und in einem Jahr die Bevölkerung der friedlichen gesetzestreuen kleinen Kreisstadt von zwanzigtausend auf hunderttausend Einwohner erhöhten. Nein, sie hatten keine Sorgen, bis diese «verdammten Schweine» ihnen Lebensmittel und Milch und ihr Heim Wegnahmen und sie lange Gesichter machten, von «Hunger» und «kein Brot» redeten und dabei längst nicht so verhungert aussahen wie die, die von «Bomben» und «Flugzeugen» und «Ruinen» sprachen.

Aber auch der alte Soldat hätte vor dreihundert Jahren ganz ähnliche Geschichten gehört, nur in anderen Worten. Viel Überraschendes also hätte er in seiner Heimatstadt nicht erfahren, es sei denn man denkt an den kleinen Schrecken, der, wenn auch in geringerem Ausmass, seinen humpelnden Begleiter ebenfalls verstörte: das Röhren und Hupen von etwas, das die Leute einen «Lastwagen» oder einen «Jeep» nannten, jene grösseren oder kleineren Ungetüme auf vier Rädern, die aus dem Nichts auftauchten und die Strasse heruntergedonnert kamen.

Aber wir fahren von der Parkstrasse nicht immer mit dem Jeep ab. Und auch das ist ein Grund, warum stets dieses Bild eines idealen Urlaubsorts vor mir auftaucht, wenn ich an Kempten zurückdenke. Denn

anstatt bei Morgengrauen unverdauliche «Kissen» hinunterzuwürgen, in einen Jeep zu klettern und auf entsetzlich schlechten Strassen blind in verwüstete Gebiete zu fahren, wo einem nur elend wurde, konnte man um halb acht in einem anständigen Schlafzimmer aufstehen, gemütlich im Sonnenschein ein von Hans zubereitetes Omelett essen und dann durch den Park und die schlafende, friedliche und unberührte Stadt zu dem Haus in der Königstrasse gehen, in einen grossen, hellen, leeren Raum treten, in dem ... aber *dort* war die Ferienidylle zu Ende. Denn damit setzt die Erinnerung an Dinge ein, die gesagt wurden, an Geschichten, die ich hörte, an die Gesichter, die ich in jenem Raum sah – dem grossen hellen und leeren Raum, von dem aus man auf die weisse Strasse und den Brunnen und die Kirche mit der grünen Kuppel sehen konnte.

Ich habe eine lebhafte Erinnerung an viele Gesichter, die mich in diesem leeren Raum über den leeren Tisch hinweg anstarrten, doch das Gesicht, an das ich mich am besten erinnere, ist das einer unscheinbaren, etwa fünfundvierzigjährigen Frau in einem dünnen gelben Kleid mit roten Punkten, das so oft gewaschen und geschrubbt worden war, dass es fast durchsichtig wirkte; auf dem Kopf trug sie einen alten schwarzen glockenförmigen Hut, wie er in den zwanziger Jahren auf der Fifth Avenue in Mode war.

Sie war Österreicherin und nach dem Anschluss mit ihrem österreichischen Mann und Kindern von Vorarlberg nach Kempten gekommen. Als ihr Mann und zwei Söhne eingezogen wurden, nahm sie eine Stelle als Kellnerin im Hotel Post an, aus dem Rektor Hoffmann hinausgeworfen wurde, weil er die Miete nicht bezahlen konnte.

Ich erinnere mich nicht an die Farbe ihres Gesichts, als sie das erste Mal in den Raum kam, aber wenn sie nicht damals schon die roten, glasigen und geschwollenen Augen einer Ertrunkenen hatte, dann bekam sie diese bald, denn ich kann mich nicht daran erinnern, dass ihr Gesicht und ihre Augen jemals anders aussahen.

«Es ist schwer», begann sie mit normaler Stimme und Lautstärke, aber schon leicht zitternder Unterlippe, «es ist schwer für mich, Ihnen zu sagen, wie ich mit der Besatzung zurechtkomme. Sehen Sie ...», und sofort schien alles Leben, das in dem abgetragenen Kleid und unter dem alten Glockenhut steckte, wie Luft aus einem durchstochenen Ballon zu entweichen. Nur die Arme reckten sich nach oben – wie die Arme einer Ertrinkenden, die vor dem Untergehen ein letztes Mal empor-schiessen –, um den herunterrutschenden Hut zu halten, während die Worte aus ihr wie aus einem ertrinkenden Körper gurgelnd herauskamen. «Es tut mir leid, und ich schäme mich wirklich, aber sehen Sie, alle Männer in meiner Familie, alle, für die ich noch leben musste, mein Mann, meine Jungen, die Brüder meines Mannes und deren Söhne, alle sind tot oder vermisst ...» Dieses «Tot-oder-vermisst» wiederholte sie mehrere Male wie einen Gesang, der sich ihr für immer und unauslöschlich eingepägt hatte, nachdem sie diese Worte wieder und wieder in der Zeitung oder in den gefürchteten offiziellen Telegrammen gelesen hatte.

Also, was machst du, was sagst du, du verdammter Meinungsforscher mit deinem albernen Fragebogen, mit all diesen Fragen nach Preisen und Steuern, nach Problemen während des Krieges, nach toten oder inhaftierten militärischen und politischen Führern, nach Plänen, die sie und ihre Familie für die Zukunft hatten, für diese charmante rosige kleine Hölle, die Zukunft heisst? Was kannst du tun und sagen, wenn du diesen ganzen Gallup-Mist vor dir auf dem Tisch liegen hast, um ihn beantworten zu lassen, und auf der anderen Seite des Tisches, dir gegenüber, sitzt dieses verlorene Leben, für das es nichts gibt, wofür es sich zu leben lohnt und das nicht die Kraft aufbringt, sich das Leben zu nehmen, weil das Leben, solange das Herz schlägt, teuer ist oder weil jemand vor langer Zeit sagte, dass dies in den Augen des Allmächtigen die grösste Sünde ist? Was kann man sagen oder tun, wenn man weder Arzt noch Priester oder Psychoanalytiker ist, sondern

ein menschlicher Wurm mit einem vollen Magen und einer Frau, mit einem Zuhause und einer Zukunft und Freunden in der Nachbarschaft und mit einem Nervensystem wie einer Spule aus straff gewickeltem und bebendem Kupferdraht? Was kann man sagen und tun?

Einmal nahm ich allen Mut zusammen und fragte einen hartgesotenen Sergeanten mit einem viereckigen Gesicht, der, wie er sagte, «einem dieser heulenden Krauts den Mist abgewöhnt» hatte. Ich fragte ihn nicht, weil ich wusste, dass er ein professioneller «Psychologe» war, sondern weil ich wusste, dass er eine andere Art von Wurm war und ich etwas von ihm lernen wollte. «Was ich gesagt habe?» sagte er, als sei das, was er gesagt hatte, alles, was es dazu zu sagen gab. «Meine Dame, sagte ich, hören Sie auf mit dem Gejammer. Wir haben noch viel zu tun, und man wird mir Ihretwegen nicht das Essen warm halten! Das habe ich gesagt, und, verflix, ist mein Essen kalt geworden? *No, Sir!*»

Für einen kurzen Augenblick beneidete ich diesen besonders vierschrötigen Wurm. Aber gelernt habe ich von ihm nichts.

Was also sagte der Wurm mit der Spule aus Kupferdraht? Er sagte eine Weile lang gar nichts – er schaute einfach in eine andere Richtung und liess die Tränen fliessen. Er hatte das schon oft getan, hatte gesehen und gehört, wie Tränen flossen. Weiss Gott oft genug mittlerweile. Das war nichts Neues, nur eine mehr unter all den Millionen. Aber eine mehr hilft nicht, sie macht manche Würmer auch nicht klüger.

Dann, als die Frau sich beruhigt hatte und das zerschlissene schmutzige Taschentuch ein kleiner Schwamm war, begann ich auf gut Glück, was nicht immer funktionierte. «Sie sagen, alle Männer in Ihrer Familie sind tot oder vermisst?»

«Ja», murmelte sie, und ihre Augen rollten in dem geröteten Gesicht hin und her. «Tot-oder-vermisst, tot-oder-vermisst. Jeden Tag gehe ich hinunter, wenn die Transporte mit den Kriegsgefangenen ankommen, und jedes Mal weiss ich, dass keiner von ihnen dabeisein wird.»

Darauf sagte ich ganz schnell: «Haben-Sie-noch-andere-Kinder?»

Die Augen füllten sich wieder mit Tränen, aber die Lippen öffneten sich mit einem Lächeln, dem erbarmungswürdigen Schatten von einem Lächeln.

Es funktionierte!

«Ja», sagte sie. «Ich habe eine Tochter und – und eine Enkeltochter...»

«Nun ja», sagte ich, «das ...»

Aber sie schnitt mir das Wort ab, und das ganze Gesicht veränderte sich plötzlich. Sie biss die Lippen zusammen, ballte die kraftlose Hand zu einer Faust, schlug auf den Tisch und schrie mit funkelnden Augen: «Und wissen Sie, was die verdammten Schweine mit meiner Tochter gemacht haben? Das haben sie mit ihr gemacht! Sie haben sie ins Gefängnis geworfen und vier Monate dabehalten. Und wissen Sie, warum? Weil sie gestohlenen Schmalz für ihr Kind, für ihr dreijähriges Kind gekauft hatte, das am Verhungern war! Sie schwor, und ich schwöre, dass sie nicht wusste, dass es gestohlen war, und sie wusste es nicht! Und die Schweine warfen sie ins Gefängnis und das Kind gaben sie in so ein verdammtes Nazi-Kinderheim! Herr Hauptmann!» Sie stand nun aufrecht, und ihre geschwollenen Augen waren trocken und blitzten. «Herr Hauptmann, ich hasse die Nazis mit einem Hass, den ich nicht für möglich hielt. Sie schrien ‚Nie wieder Krieg!‘ Und sie haben uns alles gestohlen, haben uns verhungern lassen und unsere Männer getötet, alle unsere Männer getötet!»

«Sie sagen, dass Sie nichts mehr haben, für das sich zu leben lohnt. Wenn das wahr ist ...»

«Wenn das wahr ist?» schrie sie und schlug mit der Hand auf den Tisch. «Kann es vielleicht sein, dass der Herr mir nicht glaubt; dass ich das alles erfinde? Ich bin Österreicherin, und glauben Sie, dass ich es für eine Lüge halte, dass die SS österreichische Soldaten auf österreichischen Strassen aufgehängt hat, drei Wochen bevor die Amerikaner

kamen? Glauben Sie, dass das Lügen sind, nach dem, was ich mit meinen eigenen Augen hier als Kellnerin gesehen habe, wo wir Abend für Abend beteten, dass ihr euch beeilt, bevor sie in ihrem letzten Wahn nicht nur alle Brücken sprengen (was sie getan haben), sondern die unschuldigen Menschen auch hier an die Laternenpfähle hängen! Ha, die unschuldigen Menschen! Ich denke nicht nur an die anständigen Deutschen und Österreicher. Ich höre noch die Schreie der Ungarn und der Tschechen und all der anderen, die an mein Fenster kamen, weil sie wussten, dass ich Kellnerin bin, Menschen, die den ganzen Tag damit zubrachten, sich irgendwas zu essen zu beschaffen – ich höre noch ihre nächtlichen Rufe: Hunger! Hunger! Hunger! – nur dieses Wort, denn es war das einzige deutsche Wort, das sie kannten und kennen mussten! Ob das wahr ist, was ich sage? Mein Gott, Wahrheit ...»

«Ich glaube Ihnen», sagte ich, und ich glaubte ihr wirklich. Und nur darum sagte ich: «Aber sagen Sie nicht, dass Sie nichts mehr haben, wofür es sich zu leben lohnt. Menschen wie Sie werden gebraucht ...»

Das war eine aufrichtige, aber unglückliche Bemerkung, denn sie schaute hoch, wieder mit diesem gespenstischen Lächeln, und brach erneut in Tränen aus. «Ich werde gebraucht!» schluchzte sie. «Ich werde gebraucht!» Als sei der Gedanke eine Offenbarung.

Und sie faltete ihre roten aufgesprungenen Hände und begann still zu beten, an dem Tisch, in diesem leeren Raum mit dem bebenden Kupferdraht, den der Wurm ihr gegenüber in sich hatte.

Aber nicht alle in diesem leeren Raum weinten. Nein, bestimmt nicht alle. Eine war bei mir, die hatte meiner Meinung nach noch nie geweint, konnte es nicht.

DIE ROT-KREUZ-SCHWESTER

Sie marschierte in den Raum.

Ihr Auftreten und das, was sie sagte, waren so ungewöhnlich, dass ich nie auf den Gedanken kam, sie zu fragen, warum zum Teufel sie immer noch die graue Rot-Kreuz-Uniform trug. Vielleicht war sie dazu berechtigt. Ich weiss es wirklich nicht. Jedenfalls tat mir der Gedanke wohl, dass sie sich nie über mein Krankenbett beugen würde.

Die Frau war fünfundvierzig Jahre alt und nicht verheiratet. Vor dem Krieg war sie Musiklehrerin und Sängerin gewesen. Das klang so unwahrscheinlich, dass man es einfach glauben musste. Es war schwer, diese verbitterte geschlechtslose Maske, diese unnachgiebigen stählerne Augen, den schmalen harten Mund mit dem verbitterten, unglücklichen Zug um die Mundwinkel in irgendeinen Zusammenhang mit Musik zu bringen. Und es war schwer, der gefühllosen militärischen Stimme, die die Worte kalt und schneidend hervorstiess, zuzuhören und sich vorzustellen, dass diese Stimme jemals ein Lied gesungen hatte, ausser vielleicht das Horst-Wessel-Lied zusammen mit einer Million anderer Menschen auf dem Parteitagsgelände von Nürnberg. Aber was immer los war mit dieser Frau, ich bin sicher, dass sie nicht log.

Ich veränderte die erste Frage ein wenig. Denn als ich sie in der Weise stellte, wie sie aufgeschrieben war, hatte sie mich nur dumpf und unverschämt angestarrt. Ich fragte sie also, ob sie zufrieden sei mit der Art und Weise, wie die Dinge unter der Besatzung liefen. Jetzt verstand sie.

«Zufrieden?» stiess sie hervor und sass dabei aufrecht auf ihrem Stuhl wie ein Soldat vor Gericht. «Zufrieden? Wie könnte ich zufrieden sein, wenn Deutschland den Krieg verloren hat? Und mit der Zukunft, so schwarz, wie sie ist. Ich glaube nicht, dass ihr Amerikaner lange hierbleibt. Ihr werdet nicht in der Lage sein, die Russen davon abzuhalten, hier einzumarschieren, langsam, Stück für Stück. Ich habe ge-

hört, dass sie schon ein Auge auf Hamburg geworfen haben. Ihr werdet das Land bald verlassen.

Was ich erwartet habe, als die Amerikaner hier ankamen? Nicht viel. Oder sollte ich sagen, dass ich darauf gewartet habe, dass ihr die Deutschen ausrottet, so wie ihr es in euren Zeitungen und Flugblättern immer gesagt habt? Wo ich diese Artikel gesehen habe? In Frankreich und Holland, wo ich den grössten Teil des Krieges verbracht habe. Ich weiss nicht, wie sie dahin gekommen sind. Ich weiss auch nicht mehr, was genau da gestanden hat, aber so oder ähnlich stand es da. Ich denke, ihr werdet wieder einen Versailler Vertrag machen, wieder einen Völkerbund. Der Versailler Vertrag war der Grund für diesen Krieg.»

«Ich habe Sie nicht dazu um Ihre Meinung gefragt», hörte ich mich sagen und spürte, wie ich ärgerlich wurde. Ich hätte besser nichts gesagt. So sah ich sie mit einem bösen Lachen an und sie kniff die Lippen zusammen – wäre sie eine Klapperschlange gewesen, so hätte sie in diesem Augenblick zugeschnappt. Lache weiter, sagte ich mir, es ist die einzig wirkungsvolle Waffe, die du hast.

«Wie ich die nächsten Jahre zurechtgekommen wäre, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte? Ha, prächtig natürlich. Es ist gut für die Menschen, wenn sie einen Krieg gewonnen haben. Bitte? Lief es nicht gut für die Engländer nach dem letzten Krieg? Ja, natürlich, die Engländer hatten keine gute Regierung! Wir hatten hier wenigstens eine gute Regierung. Sie hat wundervolle Dinge für das deutsche Volk getan, bevor dieser Krieg ausbrach.»

Als ich das hörte, brach ich in schallendes Gelächter aus und stellte, ohne nachzudenken, eine sinnlose Frage. «Bitte? Nein, natürlich wäre es nicht tausend Jahre so weitergegangen. Sie dürfen das nicht so wörtlich nehmen. Niemand kann so weit nach vorn blicken. Aber es wäre lange so weitergegangen.

Warum Deutschland den Krieg verloren hat, was der Hauptgrund war? Es gibt viele Gründe. Der Hauptgrund war die Überlegenheit der

amerikanischen Luftwaffe, der amerikanischen Industrie. Amerika ist aus rein egoistischen Gründen in den Krieg eingetreten.»

Diesmal beobachtete ich ihr Lachen. Und die Finger, die sich auf ihrem Schoss zu einem Nest kleiner Schlangen krümmten.

«Die militärische und politische Führung? Ich fand beides sehr gut. Einige Führer taten nicht ihre Pflicht – aber nur einige. Bitte? Ja, natürlich halte ich den Nationalsozialismus für eine gute Idee, eine sehr gute sogar. Den Kommunismus? Ha, das ist keineswegs dasselbe. Langfristig ist die Idee des Kommunismus zum Scheitern verurteilt, weil er alle Menschen gleich machen will, und die Menschen sind nicht alle gleich. Die Juden? Die meisten Juden kämpften, wie Sie wissen, gegen den Nationalsozialismus, und in Kriegszeiten kann so etwas nicht toleriert werden. Bitte? Nein, ich sage nicht, dass sie so behandelt werden sollten, wie es geschehen ist, aber die Rassenfrage ist von grosser Bedeutung – besonders hier in Deutschland, wo die grosse Mehrheit der Bevölkerung von einem Blut ist. Wer von anderem Blut ist, von dem kann man nicht erwarten, dass er für die kämpft, die von diesem Blut sind. Die Sache mit den Juden ist überall ein grosses Problem. Das müssen Sie doch wissen: Sie leben in Amerika ...

Aus eigener Erfahrung kann ich nichts darüber sagen, welche Probleme es hier im Inland während des Krieges gab, ich war im Ausland. Aber ich weiss, dass das Ernährungsproblem hervorragend gelöst wurde. Einen Schwarzmarkt gab es so gut wie gar nicht. Sie hätten Frankreich sehen sollen. Bitte? Nein, die Deutschen konnten den Schwarzmarkt dort nicht kontrollieren. Warum nicht? Weil da zu viele Franzosen und zu wenige Deutsche waren!»

Die kleinen Schlangen waren nicht mehr zu sehen. Sie waren zu harten Fäusten geworden, deren Knöchel unter der strammen Haut weisslich leuchteten.

«Worüber ich nachgedacht habe? Ich dachte darüber nach, was uns der Krieg gekostet hat, dachte etwa über die Grösse von Deutschland

nach, über die Grösse von Russland und dann Frankreich auf der anderen Seite – nach der Invasion, meine ich. Bitte? Nein, ich bin überzeugt, dass wir Russland nicht ohne gute Gründe den Krieg erklärt haben. Hätten wir uns darauf konzentriert, England zu schlagen, dann wäre uns Russland sicher in den Rücken gefallen. Nein, ich glaube nicht, dass es richtig gewesen wäre, wenn wir uns nach dem 20. Juli bedingungslos ergeben hätten. Ich meine eher, dass wir sehr gute Chancen hatten, den Krieg nach diesem Datum zu gewinnen. Wie? Mit neuen Waffen – nicht unbedingt V-Waffen, wie wir sie kannten, sondern mit einer Art Flugzeug. Ich wusste die ganze Zeit, dass sie daran bauten.

Ich und nicht Arbeiten? Ferien machen?» Sie rief das, als sei sie beleidigt worden. «Niemals!»

Ich zuckte mit den Schultern, als ob ich dachte, dass man das einen Deutschen sehr wohl fragen könne, selbst in Friedenszeiten. «Und warum nicht?» lachte ich.

Ihr Blick flackerte, als sie hervorstiess: «Weil mir dieser Gedanke nie gekommen ist.»

«Ob ich die Alliierten wegen der Luftangriffe kritisiert habe? Ha! Was für eine Frage, natürlich! Wir haben Amerika nicht ein einziges Mal angegriffen. England? England hat damit angefangen! England...»

«England hat mit den Luftangriffen angefangen?» wiederholte ich. Ich hörte auf zu lachen und stellte noch eine Frage. «England begann mit dem Bombardement auf offene Städte und Dörfer? Wahrscheinlich hat England damit angefangen, bevor die Deutschen Guernica in Schutt und Asche legten ...»

«Ich weiss nichts über Guernica und ...»

«Nein, natürlich nicht.»

«Ich weiss, dass England mit den Luftangriffen gegen Deutschland angefangen hat, es hat 1940 Freiburg und Karlsruhe bombardiert, im Mai 1940 ...»

«Und Deutschland», sagte ich und schaffte es, wieder zu lachen, «bombardierte 1941 Warschau und Rotterdam – und natürlich hat es England nie den Krieg erklärt.»

«Natürlich nicht», schnarrte sie, während ich meinen Stift noch über das Papier hielt und – zweifelsohne mit offenem Mund – in die stählernen Augen der Schlange starnte. «Natürlich nicht, die Engländer haben uns den Krieg erklärt!»

«Na, das ist ja äusserst interessant. Und warum hat England Deutschland den Krieg erklärt?»

«Warum? Woher soll ich das wissen? Aus Feindschaft gegen uns, nehme ich an.»

Ich unterdrückte das Lachen und sagte: «Haben Sie jemals einen alliierten Radiosender gehört?»

Sie spie das «Niemals!» aus wie Gift.

«Niemals?»

«Niemals, sagte ich!»

«Na ja», sagte ich ruhig und lachend, «das erklärt eine Menge.»

Ich war erstaunt, dass kein Ton über die gerade dünne Linie zwischen Kinn und Nase kam, denn sie hob die geballten Fäuste hoch zu ihren Schläfen und sah aus, als würde sie aufspringen oder platzen oder beides zugleich.

Ich wandte mich dem ersten Blatt zu, um die persönlichen Angaben einzutragen, und anstatt zu fragen, welche Ausbildung sie hatte, war ich gemein genug, noch einen Pfeil auf sie abzuschliessen.

«Sind Sie jemals zur Schule gegangen?»

Die Frage platschte mitten auf den Tisch.

«Volksschule!» stiess sie hervor.

«Religion?»

«Gottgläubige.»

«Gott-was?»

«Gottgläubige.»

Sie war die erste von dieser Sorte, die bei mir war. Ich konnte es mir aber nicht erlauben, die Frage zu stellen, die ich eigentlich stellen wollte, was mich ärgerte und vielleicht dazu beitrug, dass ich einen noch spitzeren Pfeil vorbereitete und sie ein, zwei Dinge fragte, die ich schon wusste.

«Waren Sie Mitglied der Nazipartei?»

«Nein!»

«Nein?»

«Ich sagte *nein!*» bellte sie. «Ich bin Rot-Kreuz-Schwester.»

«Natürlich, ich vergass.»

Dieser Pfeil war ins Leere gegangen. Ich hatte aber noch einen anderen, meinen letzten.

«Und wie alt, sagten Sie, sind Sie?» «Fünfundvierzig! «

«Und – und nicht verheiratet?»

«Nein!»

«Und keine Kinder?»

«Ich-sagte-ich-war-nicht-verheiratet!»

«Ich habe Sie verstanden», sagte ich lachend, «vielleicht erklärt auch das eine Menge.»

Der Pfeil schwirrte über den Tisch und traf.

Ich kann nicht sagen, dass die Schlange weinte, aber ihr ganzer Körper wand sich in unterdrückter Wut und wurde hart, die stählernen Augen waren verdreht und blieben nicht trocken in ihrer harten, geröteten, verbitterten Maske.

DIE SS

Es bestehen kaum Zweifel, dass die Angst, die die Deutschen im Sommer 1945 vor den Russen hatten, weitaus weniger mit der jahrelangen antibolschewistischen Propaganda eines Goebbels zu tun hatte (die nach 1942 überflüssig gewesen sein dürfte) als mit dem Verhalten der SS gegenüber der russischen Bevölkerung und den russischen Kriegsgefangenen. Nicht einmal die Gestapo konnte die Hunderttausende von deutschen Soldaten mundtot machen, die von der Ostfront auf Heimaturlaub kamen. Die Geschichten, die sie zu erzählen hatten, mögen hinter vorgehaltener Hand erzählt worden sein, aber dahinter verbarg sich nicht die Angst vor einem mithörenden Gestapomann, sondern eher die

Frage, was wohl passieren würde, wenn russische Soldaten in Deutschland einmarschierten. Wen angesichts der Geschichten, die über vergewaltigende, plündernde und mordende Russen in Berlin kursierten, ein Schaudern überkam, der hätte hören sollen, was deutsche Soldaten über die Grausamkeiten zu sagen hatten, die von ihren eigenen Landsleuten auf russischem Boden begangen worden waren. Eine ähnliche, wenn auch weniger starke Angst hatten Deutsche, die in Frankreich gekämpft hatten.

In Kempten befragte ich einen ehemaligen Soldaten, der vier Jahre als Sanitäter an beiden Fronten zugebracht hatte. Er war aus München, siebenunddreissig Jahre alt, früher war er Schuhmacher gewesen und hatte eine Frau aus dem Allgäu geheiratet.

«Wir hatten Angst, dass Bayern von den Franzosen oder Russen besetzt werden könnte», sagte er, und die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. «An der russischen Front machte die SS keine Gefangenen. Natürlich fürchtete ich Repressalien für diese Grausamkeit. Wir hörten, dass die Russen dasselbe täten, aber ich habe das nie mit eigenen Augen gesehen. Ich war in Frankreich, in der Nähe von Gap, bei Marseille und bei Grenoble. Dort war es anders. Da gab es den Befehl: Wer sich gegenüber den Franzosen grausam verhält, wird erschossen. Befehle werden nicht ohne Grund erteilt – und ich habe eine Menge Dinge gesehen in Frankreich, von denen viele Deutsche lieber nichts hören wollten.»

Trotzdem war dieser Veteran, wie er sagte, «voller Angst, dass Deutschland den Krieg gewinnen könnte – weil ich es verabscheute, Soldat zu sein, und wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, hätten sie mich wenigstens noch vier oder fünf Jahre in der Wehrmacht behalten. Als Soldat bin ich noch schlechter behandelt worden, als wäre ich Zivilist gewesen. Ich war schwer verletzt; meine Frau hatte alles verloren, als unsere Wohnung in München ausgebombt wurde. Durch den Krieg und die Luftangriffe war ich nervlich in schlechter Verfassung. Als ich Fronturlaub hatte, versuchte ich, Hilfe von der Wehr-

macht zu bekommen, einen Raum, in dem meine Frau leben konnte, aber die sagten: Du bist Soldat. Deine Wohnung mag zerstört sein, aber du bist immer noch Soldat – und Soldaten brauchen keine Wohnung.»

Dieser Mann war einer von den zwei oder drei, die schworen, dass München (wo er noch immer lebte) in der zweiten Kriegswoche bombardiert worden sei – «am 8., 9. oder 10. September 1939», sagte er. «Es waren französische Flugzeuge, nur drei oder vier. Wir beteten, dass sie das Scheisshaus treffen.»

«Das was?»

«Das Haus der Deutschen Kunst», sagte er lachend. «So nannten wir Münchener diesen Schandfleck inmitten Münchens.»

Wie viele Bayern machte er die Preussen für den Krieg verantwortlich – das «preussische Säbelrasseln», wie er es nannte. «Wir Bayern», sagte er beim Gehen, «wären lieber mit den Franzosen vereint als mit den Preussen. Wir und die Franzosen haben ziemlich viel gemeinsam; wir sind zivilisiert und wir hassen den Militarismus.»

Der Soldat, der eine Stunde später zufällig (weil wir, wie gesagt, eigentlich keine ehemaligen Soldaten befragen sollten) hereinhumpelte, war nicht nur Preusse, er hatte auch in Russland gekämpft.

Er war fünfzig Jahre alt – ein dunkelhaariges rotgesichtiges Individuum mit einer langen Nase – und das erste, was er sagte, war: «In Russland schwor die SS, dass wir Wehrmachtsoldaten in dem Fall, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, als Sklavenarbeiter nach Russland deportiert würden. Wir wussten, was das zu bedeuten hatte ... Hier unten im Allgäu schwor die SS, dass Bayern von marokkanischen Truppen besetzt würde. Wir dachten, wir wüssten auch, was das bedeutete ...»

«Die Soldaten haben den Krieg nicht verloren», sagte er verbittert. «Es war die Führung, vor allem die SS. Die haben unsere Moral ruiniert. Ich war seit 1938 in der Wehrmacht. Ich versuchte bald, wieder herauszukommen – Beförderungen, alles war eine einzige Schiebung.

Aber man konnte nicht wieder raus. Im Jahr 1941 wurde ich schwer verwundet, in der Nähe von St. Petersburg [sic], und mein rechtes Bein musste amputiert werden.» Er zog sein Hosenbein hoch und zeigte mir einen scheusslichen, hellrosa glänzenden Stumpf. «Ich verbrachte sechs Monate in verschiedenen Feldlazaretten in Russland. Als ich als Invalide nach Hause kam, versuchte ich wieder, meine Entlassung zu bekommen. Stattdessen schickten sie mich zurück an die russische Front, mit meinem Holzbein und im Alter von achtundvierzig Jahren. Unterwegs kamen wir durch Elbing, meine Heimatstadt, und dort sah ich gesunde, nicht verwundete SS-Leute auf der Strasse. Wenn wir von der Wehrmacht in Russland Gefangene machten, holte sie die SS und erschoss sie. Die SS hatte alles – sie hatten zu essen, was sie wollten, und die beste, wärmste Kleidung. Sie besoffen sich wie die Tiere, sie vergewaltigten die russischen Frauen und ruinierten unsere Moral. Während wir uns das ansehen mussten, kam aus der Heimat die Nachricht, dass deutsche Frauen, die ein Kind hatten und deren Mann an der Front war (das traf auf mich zu!), mit anderen Männern schlafen sollten, um die Geburtenraten zu erhöhen. Das war die Schweinerei des Führers, und das machte unsere Moral kaputt. Gleiches gilt auch für die Reden von Hitler, Göring, Himmler und den Gauleitern Koch und Giesler. Sie schworen, dass jedes deutsche Dorf bis zum letzten Mann verteidigt würde. Wir hatten gesehen, was das bedeutete. Ha! Und was taten sie? Hier in Kempten gab der Bürgermeister Brändler – dieser Trunkenbold, der überall grossspurig herumposaunte, er hätte Tausende von bayerischen Frauen gehabt – der SS den Befehl, alle Brücken zu sprengen. Nicht um die Amerikaner daran zu hindern, hereinzukommen, sondern um die Bevölkerung daran zu hindern, herauszukommen! Dann zog der tapfere Herr Brändler seine Uniform aus und versuchte, als Priester verkleidet zu verschwinden. Aber sie kriegten ihn – die Kemptener kriegten ihn, sie fesselten ihn und warfen ihn auf einen Wagen, zogen ihn durch die ganze Stadt und bewarfen ihn mit Steinen. Dann kamen die Amerikaner, die SS verschwand, die Nazi-

größen und die Hilfspolizei rissen ihre Abzeichen ab, verbrannten die Dokumente und hängten weisse Tücher aus den Fenstern – die tapferen Jungs! Und wo sind sie jetzt? Die meisten von ihnen sind hier, sie sitzen in den besten Wohnungen und helfen den Amerikanern bei der Besatzung und bei der Aufrechterhaltung der Ordnung. Brändlers Adjutant ist auch dabei. Ich sah ihn neulich herumlaufen. Er wohnt in seiner eigenen Wohnung, während wir Flüchtlinge – meine Frau, ich und unser Kind – in einem ungeheizten Dachgeschoss hausen ...

Wissen Sie, was die Leute gesagt haben, als wir hier im März ankamen und um ein Bett baten? Wissen Sie, was sie sagten, nach unserer zweimonatigen Reise quer durch Deutschland, nachdem wir vor den Russen in einem Schnellboot nach Swinemünde geflüchtet waren, nach acht Tagen und Nächten in einem Viehwagen und drei Nächten im Freien bei Temperaturen um den Gefrierpunkt, nachdem meine Frau vor Erschöpfung und Unterernährung alle Zähne verloren hatte und unser Kind durch die Bombenangriffe nur noch ein Nervenbündel war und immer noch ist – wissen Sie, was die zu uns sagten? Sie sagten: Haut ab, ihr ostpreussischen Schweine, verdammt, ihr hättet doch eure eigenen Betten mitbringen können!»

Er stand auf und humpelte zur Tür. Dann drehte er sich noch einmal um und sagte mit einer leisen, vertraulichen Stimme: «Wissen Sie, wenn ich nur etwas von meinen Ersparnissen aus Ostpreussen herausbekommen könnte, ich würde hier einen kleinen Bauernhof kaufen. Ich bin natürlich kein Bauer – ich bin Elektroingenieur –, aber das würde nichts machen, denn diese Leute hier sind so verdammt faul, sie haben so wenig Ahnung von Landwirtschaft, dass ich sicher bin, ich könnte in einem oder zwei Jahren doppelt soviel herausholen wie sie. Aber dort!» sagte der Mann, der den Hungertod und die Russen und den Krieg überlebt hatte und dessen Frau und Kind wunderbarerweise am Leben waren, «Aber dort!» sagte er und breitete die Hände aus. «Wie komme ich an meine Ersparnisse? Wie komme ich an mein Geld?»

DIE KÄSEREI

Ich erinnere mich nicht mehr, wessen Idee es war und warum wir so erpicht darauf waren, die Käserei zu besuchen. Wahrscheinlich war es der Major, der arme Teufel, der verzweifelt nach Zerstreuung suchte. Um den Käse wird es ihm wohl kaum gegangen sein, denn das Haus quoll seit unserer Ankunft davon über, und der einzige Vorwurf, den ich Hans machen musste, war, dass er meine Vorliebe für Camembert fast ruinierte, indem er ihn *warm machte* – in gutem, reifem Zustand in Eipulver panierte und briet! Zu jedem Essen gab es Käse in dieser oder jener Form, manchmal am Anfang, manchmal am Ende, manchmal auch vorher und nachher. Und ich hatte gerade einen ganzen Vormittag damit verbracht, die Geschäftsführer von zwei Käsereien zu befragen. Gott, waren die langweilig! Ihr Käse sei ausgezeichnet, fabelhaft! Ich müsse ihn unbedingt probieren, essen Sie, nehmen Sie ihn mit nach Hause, schicken Sie eine Schachtel nach Amerika! Und sie seien grossartige Geschäftsführer: Ich müsse nur kommen und mich selbst überzeugen! Während des gesamten Krieges sei die Arbeit in ihren Fabriken nur einen Tag lang unterbrochen worden. Und das sei der Tag gewesen, an dem die Amerikaner kamen und alle auf die Strasse liefen, um zu feiern! Ihre Arbeiter, diese loyalen und ergebene Seelen, seien geblieben, nachdem die Amerikaner gekommen seien. Was ich denn dazu sagen würde? – Was hätte ich sagen sollen? – Aber lieber Herr, es war wunderbar! Sie hätten Leute aus Lettland, Polen und sogar aus Russland beschäftigt, und alle hätten sie bleiben wollen, hätten darum gebeten, bleiben zu dürfen – «Weil sie uns so gern haben!» Nein, diese Geschäftsführer hatten nie Probleme in ihren Fabriken ...

Nun gut, ich hatte keinen Zweifel, dass eine Kemptener Käserei ein wundervoller Ort war, eine wirklich demokratische Einrichtung, aber besichtigen wollte ich keine. Ich war buchstäblich überfüttert mit Käse. Vor Jahren hatte ich einmal in einer englischen Käserei gearbeitet, und

das hatte mich nicht sonderlich begeistert. Der Geruch von saurer Milch und all die anderen Gerüche, bevor ein Käse zum Käse wird, haben mir nicht gefallen, und alles war zu hygienisch und sauber. Nein, mir reichen die Kühe mit diesem Das-ist-das-Ende-der-Welt-Blick in ihren einfältigen Augen, aber die blitzblanken, sauer riechenden Käsereien, wo alle Männer wie hartgesottene Krankenpfleger aussehen, mag ich nicht.

Der Major jedoch dachte anders. Und, wie es aussah, auch die anderen, ausgenommen vielleicht Mervyn. Sie dachten oder taten zumindest so, als hielten sie den Besuch für eine glänzende Idee, und als wir uns auf den Weg machten, entwickelte unsere Gruppe zum ersten Mal diese Art von Teamgeist, wie ihn Schulmädchen bei einem Sonntagsausflug zum Meer entwickeln. Ausserdem begann es noch zu regnen. So fuhr ich langsam hinter Mervyn her und war so schlecht gelaunt wie damals in der Schulzeit, wenn das Schuljahr zu Ende war und sich alle in den Zug quetschten, Zigaretten ansteckten, Toilettenrollen aus dem Fenster flattern liessen und grölten:

*Pack up yer troubles
In yer old kit-baaag!
And smile – smile –smile!*

Auf einem Hügel ausserhalb von Kempten bot sich uns ein Anblick, der einen Degas oder einen Guys oder heute einen Maler wie den Polen Felix Topolski erfreut hätte. Auch wir waren begeistert, so sehr, dass der Käse für den Augenblick vergessen war: Wir lachten und starrten und lachten wieder. Das hing mit dem Landauer zusammen. Oben auf dem Bock sass ein Kutscher mit einem alten Zylinder, die lange Peitsche über der knochigen braunen Stute; hinten sassen, in das zurückgeschlagene Verdeck gelehnt, Monsieur (unmöglich ihn «Herr» oder «Herr Baron» zu nennen, noch «Herr Graf» wäre zuwenig gewesen) und Madame. Er mit einer ledernen Autobrille unter einem *cha-*

peau sportif, daneben sie, ein in einen *imperméable* gehülltes Bündel mit einem breitkrepfigen Hut. Ein schmutzfarbenedes Kopftuch presste die Krepfen an ihre Ohren und wurde unter einem nicht genau zu erkennenden Vorgebirge, das Madames Kinn gewesen sein muss, zusammengebunden.

«Der Käsereibesitzer», murmelte ich, «auf Spazierfahrt.»

Der Gedanke war mir schlagartig gekommen und ebenso schnell wieder entschwunden, aber – so unglaublich es klingt – ich hatte recht!

Wir standen, wie man es zu tun pflegt, wenn niemand die Initiative ergreift, im Hof der Käserei einige Minuten im Nieselregen herum, starteten die G.I.s an, die das grosse Wohnhaus aus roten Ziegeln besetzten, und liessen uns von ihnen anstarren, als ein Glockengeklingel und Hufgeklapper ankündigten, dass Monsieur und Madame Fromage in den Hof einfuhren.

Aus dem gegenüberliegenden Haus trat ein Mann ins Freie. Er hob seine rechte Hand und nahm die Finger von Madame, die in schwarzen Handschuhen steckten, und während sie ihr Kopftuch etwas lupfte, setzte sie einen spitzen schwarzen Zeh auf die Stufe der Kutsche, liess sich elegant in den Schmutz des Hofes hinunter, raffte ihren langen Rock und trippelte rasch davon.

Monsieur, der unter seinem Burberry eine grün-wollene Strickjacke und eine gepunktete Fliege trug und gelbgesichtig mürrisch dreinschaute, führte sich auf wie ein spanischer Herzog, der seine Reithosen auf der Savile Row kauft und auf seinem Araberhengst von Madrid nach Portugal reiten kann, ohne fremde Ländereien zu durchqueren. Er hob einen Spazierstock mit silbernem Knauf und gab einen knappen Befehl, woraufhin ein Mann in einem weissen Mantel erschien, die Hacken zusammenschlug und kehrtmachte, und dann marschierten wir alle sieben in Reih und Glied hinter ihm her durch eine Tür und in das Gebäude mit Milchkannen, Butterfässern, sauberen nassen Betonböden und feucht-sauren Gerüchen.

Die Tür schloss sich hinter Monsieur und öffnete sich ebenso schnell wieder, als ein kleiner, kränklich wirkender, ziemlich junger Mann hereintrat, dessen schwarze Haarsträhnen über eine gelbliche Stirn fielen. Er schien ausser Atem, wirkte ungepflegt und nestelte an seiner Krawatte, als sei er eben erst aufgestanden.

«Mein Sohn», sagte Monsieur Fromage, indem er sich leicht zurücklehnte und mit halb geschlossenen schwarzen Augen und einer stolzen, wenn auch leicht herablassenden Miene auf den jüngeren Mann herabsah. «Mein Sohn», sagte er. «Er wird Sie führen.»

Oh Gott, dachte ich, eine regelrechte Käsebesichtigungstour!

«Bitte entschuldigen Sie meine Verspätung», keuchte der Sohn und schüttelte meine Hand. «Mir ging es nicht gut. Ich ...»

«Lungenentzündung», murmelte Papa, während er seinen Spazierstock mit dem silbernen Knauf hob und wie mit einem Schwert auf ein riesiges Fass schlug. «Lungenentzündung.»

«Entschuldigen Sie bitte», japste der Sohn und eilte an die Spitze der Reihe, um die Tour zu «führen».

«Das», sagte der Papa zu mir und stiess seinen Stock richtungweisend auf ein schmales rundes Loch in dem Fass, als wäre er ein Torero und das Fass der Kopf eines Stiers. «Das ist das einzige seiner Art im ganzen Land.»

«So?» sagte ich. «Und was ist das?» Ich tat, als hätte ich nicht längst erkannt, worum es sich handelte.

«Ein Butterfass», sagte er, «ein Butterfass. Es ist vielleicht das einzige seiner Art auf der ganzen Welt. Es macht Handarbeit überflüssig und kann in einem einzigen Arbeitsgang Milch in Butter verwandeln, direkt vom Tier.»

«Gütiger Gott», murmelte ich ehrlich beeindruckt. «Zu meiner Zeit», sagte ich wie ein alter pensionierter Milchbauer, «haben wir drei Tage gebraucht, damit die Sahne ...»

«Sie sind Landwirt?» unterbrach er, und sein herablassender Tonfall veränderte sich plötzlich.

«Nein, nicht wirklich. Aber ich habe in der Landwirtschaft gearbei-

tet. Ich interessiere mich mehr für Tiere als für Maschinen.»

«Tiere! Ha!» rief er aus und zog mich am Ellenbogen. «Kommen Sie und sehen Sie sich meine Tiere an.»

«Gerne», sagte ich zu ihm, und zu mir selbst: Gott sei Dank!

Die Kuhställe befanden sich auf einem Gelände jenseits der Strasse, und sie waren der Traum jedes Bauern: ein langes Ziegelgebäude, in dem in zwei Reihen zwei Dutzend Kühe standen, weissgekachelte Tröge trennten die Reihen. Neben jedem Trog befand sich, wie ein Riesenstück Seife über einer Badewanne, ein Salzleckstein für jedes Tier. Von den Balken hingen klebrige Fliegenfänger herab, und die Kühe, herrliche Tiroler Kühe, mit ihrem weichen seidigen Fell, das die Farbe von Siamkatzen hat, mit samtigen Gesichtern und weichen braunen Schlappohren wie Binsenbüscheln, den Guernsey-Kühen sehr ähnlich, wandten uns, von einem Rasseln der Ketten begleitet, die um ihren faltigen Nacken geschlungen waren, ihre Köpfe zu, und mit ihren grossen traurigen Augen, mit einem Schlag ihres langen Schwanzes und einem momentanen Stillstand ihrer mahlenden Kiefer warnten sie uns vor dem, worauf sie seit Anbeginn der Zeiten gewartet hatten, vor dem Ende der Welt.

Ich schaute sie an und sog den herrlichen Geruch von Milch, Kuh-Atem, Heu und frischem Mist in die Nase und hatte, wie so oft auf einem Bauernhof, das Gefühl, vielleicht doch meinen Beruf verfehlt zu haben.

«Sie sehen fast genauso aus wie Guernsey-Kühe», sagte ich schliesslich, um wenigstens etwas zu sagen.

«Guernsey-Kühe!» rief Monsieur Fromage, der Herr des Gutshauses und Gentleman-Bauer, und entblösste zwei Reihen farbloser Zähne, als er zum ersten Mal lachte. «Wie Guernsey-Kühe, mein Freund! Das sollten sie auch. Früher war immer ein Guernsey-Bulle auf dem Hof.»

So fachsimpelten wir eine Weile über Jersey-, Guernsey-, Hereford-, Friesische und Tiroler Rinder, über Weiden, Getreide, Sonnen-

blumen (das beste Futter für hohe Milchleistung), über Tuberkulose, Maul- und Klauenseuche und Kunstdünger – bis er schliesslich mit seinem Stock winkte, meinen Ellenbogen ergriff und mich, so wie ich es meine Eltern in den Ställen von Bective oft mit Pferdliebhabern habe tun sehen, aus den Kuhställen hinaus auf die Felder führte.

Ich dachte erst, ich hätte mir das Schnauben, das fast menschliche, weiblich sanfte Wiehern nur eingebildet – aber nein, denn als wir über einen Zauntritt geklettert waren und auf eine dieser abgegrasten, mit Gänseblümchen übersäten Weiden kamen, die mich immer an Pilze und September erinnern, da stand sie – eine helle, walnussbraune Stute mit gespitzten Ohren und grossen Augen, trottete dann in schnellem, etwas lahmem Gang über die Wiese und schnaubte durch ihre roten, weit geblähten Nüstern. Kurz vor uns blieb sie abrupt stehen, gab einen Grunzlaut von sich und streckte den anmutigen Kopf samt ihrem langen, edel geformten Hals aus wie eine Giraffe, die ihren Kopf durch das Gitter im Zoo streckt. Monsieur beugte sich hinunter, zupfte ein Büschel Gras und steckte es ihr auf der flachen Hand zwischen die eifrig knabbernden samtigen Lippen.

«Nein, keinen Zucker, Dub!» murmelte er, «keine Möhren! Nur Gras in deinem Alter!»

«Sie ist nicht ganz gesund, nicht wahr?» bemerkte ich, «an ihrer ... Vorhand?» Ich fragte mich, ob mein deutscher Ausdruck richtig gewählt war.

«Ha!» stiess er hervor, «sie wäre nicht hier, wenn sie gesund wäre!» Mit finsterem Gesicht wandte er sich mir zu. «Diese Schweine haben alles mitgenommen!» knurrte er. «Sie haben sie nur dagelassen, nicht weil sie alt war – es gab ältere hier –, sondern wegen der Geschwulst an ihrer Vorhand.»

«Ist sie gebrannt worden?» fragte ich, und wieder war ich unsicher, ob er mein Deutsch verstand.

Er verstand mich, denn nun, als er mich ansah, waren alle Falten aus seinem Gesicht verschwunden, und sein begeistertes Lachen liess zwei ungleiche schwarze Zahnreihen sehen.

«Kann es sein», insistierte er, «dass Sie auch ein Pferdekennner sind?»

«Nein, eigentlich nicht», antwortete ich. «Aber ich war es einmal.»

«In Virginia vielleicht?»

«Nein. Vor allem in Irland.»

Er warf seine Arme hoch (so dass die Stute erschreckt davonstob) und rief: «Irland! Aber das ...» Er fuchtelte mit seinem Stock in die Richtung des weglaufenden Tieres. «Da habe ich sie gekauft, da ist sie geboren und aufgezogen worden.»

«Ich auch», sagte ich.

«Na so was», rief er, und irgendwie passte dieser volkstümliche Ausdruck nicht so ganz zu seinem edlen römischen Gesicht.

«Deshalb gab ich ihr den Namen Dub. Ich habe sie nämlich auf der Dubliner Pferdeausstellung von einem Züchter gekauft, der unweit der Stadt in Meath lebte.» Es gelang ihm natürlich nicht, den Hauchlaut auszusprechen.

«Ich auch», sagte ich, aber ich zeigte keine Überraschung, weil ich stets geglaubt habe, was mir ein kluger alter irischer Jockey einmal sagte: «Biste draussn in der grossn Welt und dein Blick fällt auf Black Beauty – 'n kurzer, gerader Rücken, ne kühne breite Schulter, 'n stokratischer Kopf –, dann heb die Hand hoch, mein Jung, behalt se oben, denn dann kannste dein' letzten Dollar wetten, dass er aus dem Ould Country kommt, und zehn zu zwei, dass er aus dem County Meath ist! Er spuckte aus. Also krepel' deine Tasche um, fügte er hinzu, 's Blut von Black Beauty wird se schnell wieder voll machen.»

Ich versuchte, Monsieur Fromage das ins Deutsch zu übersetzen, aber seine Verwunderung und seine Begeisterung hatten ihn in eine Welt versetzt, die nur für Liebhaber von Pferdefleisch bewohnbar und verständlich ist. Er hatte gar keinen Sinn für meine kleine Geschichte, also ging ich langsam mit ihm über die Wiese und hörte zu, wie er sich lang und breit über seine Reisen ausliess, stets auf der Suche nach dem

besten Blut, nach Stuten und Hengsten mit Stammbäumen, und wie er durch Kreuzen und Wiederkreuzen ihrer Nachkommen die perfekte Züchtung erreichen wollte. Hätte ein Dritter seinem Monolog zugehört, so hätte er durchaus auf die Idee kommen können, dass hier einer mit dem *Blue Book* in der einen und dem *Gothaischen Hofkalender* in der anderen Hand den verzweifelten Versuch unternahm, die komplizierten Beziehungen zwischen den königlichen Familien des alten Europa zu entwirren. Wäre der heimliche Zuhörer dagegen von zarterem Alter und ein Teutone, hätte er auch auf den Gedanken kommen können, dass, da es oft um *Blut* und nicht selten auch um *Boden* ging, ein älterer deutscher Zivilist dem amerikanischen «Soldaten» eine Lehre erteilte, die er, der blonde Pimpf, mit der Muttermilch aufgesogen hatte.

Monsieurs Gestütsbuchtheorien fand ich, zugegebenermassen, ziemlich abgeschmackt – ein Pferd ist letzten Endes doch nur ein Pferd, wie lang seine Nase auch sein mag! Er aber hatte einen Fremden gefunden, der seinen Fachsimpeleien, wie unvollkommen auch immer, folgen konnte, und als wir den Käse wieder rochen, hatte ich das Gefühl, dass, wären da nicht diese Abzeichen an meiner Uniform und die besonderen Umstände gewesen, Monsieur Fromage darauf bestanden hätte, mich auf sein blaublütigstes Ross zu setzen, nachdem es mit dem edelsten Garadice-Sattel gesattelt worden wäre, und mich im Balacava-Galopp wenn nicht nach Portugal, dann wenigstens vom käsereichen Kempten über die Ebene zum Fürsten von Kirchheim zu entführen – wenn Monsieur auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, dass ich dessen Bekanntschaft gemacht hatte.

Ich trat in die Käserei und zu den sauren Gerüchen, den auf dem Beton klappernden Milchkannen, den butterschlagenden Butterfässern, den Männern mit den haarigen Armen und den weissen Jacken, die geräuschvoll mit den Käseschachteln hantierten, kam ein leises Schuldgefühl. Natürlich fand ich vor, was ich befürchtet hatte: das Team, das eben noch so eine fröhliche Bande gewesen war, am Ende seiner Kräfte.

Monsieur Fromage *le Jeune*, der Kranke, setzte mit schweissüberströmtem Gesicht noch immer seine «Führung» fort, mit butteriger Stimme, die bei dem Lärm kaum zu hören war, und seine Zuhörerschaft befand sich im Zustand von Kindern, die längst hätten ins Bett geschickt werden müssen. Dudley stiess Frank in den Rücken, während Frank vergeblich versuchte, sein Lachen zu unterdrücken, indem er fest auf die Scheide seines Bajonetts biss. Der Professor dagegen war offenbar auf der Suche nach Gerüchen, die noch saurer waren als die, die einem im Stehen entgegenwehten: Nur seine Hinterpartie war zu sehen, die obere Hälfte des strammen Kerls dagegen – Kopf, Helm, Schultern – steckte tief in einem Fass. John hatte einfach aufgegeben: Mit zwischen die Hände gepresstem Gesicht und geschlossenen Augen hockte er auf einem Melkschemel und döste. Nur der Major, der arme Teufel, aber das ist das Schicksal und der Preis dieses Ranges, hielt sich standhaft neben dem «Führer» und versuchte tapfer den Anschein zu erwecken, dass er, der kaum Deutsch sprach, der Stimme zuhörte, die eintönig gegen das Getöse der Maschinen und Butterfässer anleierte. Aber selbst er zwinkerte, wie ich bemerkte, den anderen hin und wieder zu und hielt sich die Hand vor den Mund, um ein Grinsen zu verbergen. Zunächst konnte ich nicht sehen, wem dieses Zwinkern und das unterdrückte Lächeln galten, aber als ich ein bisschen weiter ging, den inzwischen etwas ausser Puste geratenen Monsieur Fromage immer noch an meiner Seite, sah ich Mervyn, der sich in einem dunklen Gang, in dem beiderseits in Regalen Käselaibe zum Reifen lagerten, langsam und bedachtsam vorwärtsbewegte und Reihe um Reihe seinen Finger in die Camemberts steckte. Nach jedem Hineinstechen zog er den Finger heraus, betrachtete ihn interessiert und steckte ihn dann in den Mund.

Nachdem ich mir ein Taschentuch zwischen die Zähne gestopft hatte, beobachtete ich ihn eine Minute lang, bis er schliesslich das Ende des Ganges erreichte, wo er seine überkreuzten Arme gegen ein Regal und seine Stirn an das weiche runde Kissen eines Käses lehnte,

seinen Mund öffnete und einen langen Seufzer der Erschöpfung von sich gab.

Dann sah er auf und bemerkte mich. Sofort kam er forschen Schrittes durch den Gang.

«Mein Gott!» Er röchelte fast. «Wo warst du nur?»

Ich deutete mit dem Kopf in die Richtung von Monsieur Fromage, der, es war kaum zu glauben, den Eindruck machte, als verfolgte er den Monolog seines schwitzenden Sohnes mit gespannter Aufmerksamkeit.

«Sag mal, ist dir eigentlich klar», rief Mervyn, «dass wir jetzt zwei volle Stunden in diesem stinkenden Loch verbracht haben?»

Als Mervyn sah, dass ich dazu gar nichts sagen konnte, wandte er sich an den Major und sagte laut, denn der Major konnte ihn verstehen, Fromage *le Jeune* aber nicht: «Major, um Himmels willen, jetzt sind wir alle beieinander, also lasst uns von diesem stinkenden Ort verschwinden!»

«Blendende Idee», stimmte der Major zu und riss voller Erleichterung die Augen auf. Er nickte in Richtung von Fromage *le Jeune* und bat Mervyn: «Wärest du so lieb und würdest das Band abstellen?»

So wurde Fromage *le Jeune* «abgestellt», sich die Stirn wischend brach er seinen eintönigen Vortrag ab, als wäre er wirklich der Leiter einer Reisegruppe oder eben ein Endlosband. Als der Befehl erteilt war, tauchte aus dem Fass der behelmte Kopf des Professors auf. Dudley und Frank bissen sich auf die Lippen und setzten, anstatt laut herauszuprusten, ihr allerhöflichstes Party-Abschiedslächeln auf. Auch John kam mit hörbarem Gähnen wieder zu Bewusstsein, er streckte seine Beine und torkelte von seinem Schemel. Unterdessen gingen Mervyn und der Major forsch auf Monsieur Fromage zu und räuspernten sich unschlüssig, bis Mervyn mit dem durchaus beachtlichen Versuch einer Verbeugung im Stil eines deutschen Botschafters schliesslich mit lauter Stimme log: «Es war sehr interessant, Herr ...!»

Aber die Verlegenheit, etwas vor sich hinmurmeln zu müssen, weil er den Namen nicht wusste, blieb ihm erspart. Der Herr des Hauses hob seinen Stock zur Decke und rief in schneidendem Tonfall: «Meine Herrn, wir haben oben in unseren bescheidenen Gemächern ein Mahl mit Käse und Wein für Sie vorbereitet!»

Einen Augenblick lang herrschte ein dumpfes, entsetztes Schweigen, dann kam ein langgezogenes «Aaah!» – ein «Aaah», das so gezwungen begeistert klang, wie es von sieben bestürzten und gelangweilten Männern nicht besser zu erwarten war.

Mervyn fing meinen Blick auf. «Wein!» flüsterte er.

«Käse!» würgte ich.

Also marschierten wir los, wieder übernahm der Junior die Führung, Papa sicherte die Nachhut. So stiegen wir eine rohe Holzterrasse zu einer Art Dachboden empor.

«Das», sagte Monsieur zu mir und schlug mit seinem Stock auf zwei scheinbar unendlich lange Reihen von Kleidern, die an provisorisch von Pfosten gestützten Stangen hingen, «das war bis vor Kurzem unser Lagerraum, ein erfreulich gut belüfteter Platz für Käse. Jetzt ist es, wie Sie bemerken werden, unser Heim.»

Es war ein merkwürdiger Haushalt, ein riesiger Dachboden, in dem sich vor allem, soweit ich sehen konnte, Kleidungsstücke, Frauen und Kinder befanden.

«Und das», rief Monsieur, indem er sich von Kleiderstangen abwandte und auf eine lange auf Böcken ruhende, mit Käseplatten und Flaschen beladene Tischplatte deutete, um die herum Kinder tollten und schrien, an der Frauen sassen, junge Frauen, Frauen im mittleren Alter und alte Frauen, die sich unterhielten und strickten, «das», so rief er, «ist die Familie – die Familie ist es, die überlebt!»

«Alles eine Familie?» staunte ich und starrte auf das Meer von Gesichtern: Mädchen, Frauen, Kinder, Säuglinge.

«Je nachdem», antwortete Monsieur. «In dem Schlafzimmer ganz hinten schlafen wir zu fünfundzwanzig.» Damit liess er mich stehen

und schritt zum Kopfende des Tisches. Alles setzte sich. «Wie die Pferde», rief er zu mir herüber, «eine gemischte Zucht – wie bei den Pferden – aus ganz Europa!» sagte er und liess sich auf einem Stuhl mit hoher Lehne nieder.

Das waren die letzten Worte, die ich mit Monsieur wechselte, bis wir uns verabschiedeten, denn der Tisch war lang, und ich sass weit entfernt von ihm zwischen seinem Sohn und dem Major, vor uns ein ganzer aufgeschnittener Camembert, Salz, Sellerie, Radieschen und dazu eine grosse Flasche Wein ohne Etikett. Ich starrte mit einem – selbst für meine Verhältnisse – seltenen Durst auf die Flasche, als sich Juniors Hand um sie schloss und er mich fragte: «Mögen Sie Wein?»

«Leidenschaftlich gern», stiess ich hervor.

Darauf tat er etwas, das mich für den Rest des Tages mit diesem kränklich wirkenden Menschen versöhnte. Er vertauschte mein Glas, das nicht viel grösser war als ein Fingerhut, mit seinem, einem grossen Wasserglas, und goss es voll bis zum Rand.

«Es ist nur Heuriger», sagte er, «Wein von diesem Jahr.

Die Schweine haben uns alles weggenommen.»

«Immerhin ist es Wein», sagte ich. «Prost!» Und ich trank das Glas in zwei langen Zügen leer.

«Käse ohne Wein ...», sagte er auf Deutsch und schenkte mir erneut ein.

«*Un répas sans vin ...*», sagte ich.

«*... est comme un jour sans soleil!*», ergänzte er in perfektem Französisch und fügte lächelnd hinzu: «Wissen Sie, das ist fast Poesie!»

«Das ist es», stimmte ich zu, ass ein wenig Käse und leerte mein Glas erneut.

«Während des Krieges habe ich von der Dichtung gelebt», sagte er und goss den Rest der Flasche in mein Glas, «ich weiss nicht, was ich ohne sie getan hätte.»

Ich sah in sein bleiches schwitzendes Gesicht, in die gelbgefärbten Augen des Mannes, der den ganzen Nachmittag seine Sprüche heruntergeleiert hatte wie ein Reiseführer, und weil er vielleicht dachte, ich

glaubte nicht so recht an seine Leidenschaft für Literatur, fragte er:
«Mögen Sie Dichtung?»

Ich bejahte seine Frage.

«Kennen Sie das in diesen Tagen in Deutschland berühmteste Gedicht?» fragte er.

«Das berühmteste Gedicht?» wiederholte ich. «Nein, ich glaube nicht.»

«Sie kennen diese Verse nicht?»

*Ein Ungeziefer ruht
In Staub und trockenem Schlamm
Verborgen, wie die Flamme
In leichter Asche tut ...?!*

«Nein», sagte ich, «ich fürchte ...»

*Ein Regen, Windeshauch
Erweckt das schlimme Leben,
Und aus dem Nichts erheben
Sich Seuchen, Glut und Rauch.*

«Wer ...», begann ich, aber bevor ich meine Frage formuliert hatte, war er schon weiter, und als er die zweite Strophe rezitierte, wurde es ganz still am Tisch: Das Geklapper der Stricknadeln hörte auf, die Kinder tollten nicht mehr herum, selbst die Babys atmeten nur, und in der Stille des riesigen Raums von den Ausmassen einer Kirche lauschten Amerikaner und Deutsche dem Gedicht, das in dem zerstörten geschlagenen Land derzeit das berühmteste war.

*Aus dunkler Höhe fährt
Ein Schächer, um zu schweifen;
Nach Beuteln möcht' er greifen
Und findet bessern Wert:
Er findet einen Streit*

*Um nichts, ein irres Wissen,
Ein Banner, das zerrissen,
Ein Volk in Blödigkeit.*

*Er findet, wo er geht,
Die Leere dürft'ger Zeiten,
Da kann er schamlos schreiten,
Nun wird er ein Prophet;
Auf einen Kehrriht stellt
Er seine Schelmenfüsse
Und zischelt seine Grüsse
In die verblüffte Welt.*

*Gehüllt in Niedertracht
Gleichwie in einer Wolke,
Ein Lügner vor dem Volke,
Ragt bald er gross an Macht
Mit seiner Helfer Zahl,
Die hoch und niedrig stehend,
Gelegenheit erspähend,
Sich bieten seiner Wahl.*

*Sie teilen aus sein Wort,
Wie einst die Gottesboten
Getan mit den fünf Broten,
Das klecket fort und fort!
Erst log allein der Hund,
Nun lügen ihrer tausend;
Und wie ein Sturm erbrausend,
So wuchert jetzt sein Pfund.*

*Hoch schiesst empor die Saat,
Verwandelt sind die Lande,
Die Menge lebt in Schande
Und lacht der Schofelfat!*

*Jetzt hat sich auch erwahrt,
Was erstlich war erfunden:
Die Guten sind verschwunden,
Die Schlechten stehn geschart!*

*Wenn einstmals diese Not
Lang wie ein Eis gebrochen,
Dann wird davon gesprochen
Wie von dem schwarzen Tod;
Und einen Strohhalm baun*

*Die Kinder auf der Heide,
Zu brennen Lust aus Leide
Und Licht aus altem Graun.*

Der Sohn des Fabrikanten hatte dieses lange ausserordentliche Gedicht von Anfang bis Ende ohne Stocken vorgetragen. Als er geendet hatte, setzte er sich hin und wischte sich die Stirn, und am Tisch herrschte ein Schweigen, das umso intensiver war, weil nun auch er verstummt war, und für einen kurzen Augenblick lang herrschte vollkommene Stille.

Da lehnte sich Mervyn, der Poet, über den Tisch und sagte mit einer gepressten aufgeregten Stimme: «Also hat auch Deutschland einen modernen Dichter! Sagen Sie uns, wer es ist!»

«Sie kennen ihn nicht?» fragte Junior lachend und sah zu mir, dann wieder über den Tisch zu Mervyn.

Wir schüttelten den Kopf.

«Ich dachte, Sie müssten ihn kennen», sagte Junior, «weil wir das Gedicht oft im Radio hörten.»

«Aber wir haben kein deutsches Radio gehört», sagte ich, «und ganz bestimmt nicht den deutschen Untergrund.»

«Ah», Junior lachte wieder, «wir hörten es nicht nur von unserem Widerstand, sondern von den Alliierten – das heisst auf BBC, und die Stimme, die wir hörten, war die von Mr. Winston Churchill ...!»

«Was sagt er über Churchill?» fragte der Major, ganz aufgeregt war der arme Teufel, weil er ein Wort aufgeschnappt hatte, das er kannte.

Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, und er sagte: «Oh, das ist ja ein Ding!» und Junior erklärte sieben erstaunten Amerikanern, dass das Gedicht, das er eben vorgetragen hatte, *Die öffentlichen Verleumder* heisse und nicht erst vor Kurzem geschrieben worden sei, sondern bereits vor über sechzig Jahren, von dem Dichter Gottfried Keller.

«Selbst die Kinder kennen es», sagte Junior zu mir, «nicht wahr, Noemi?» fragte er ein hübsches blondes Mädchen, das zwischen Junior und mir plötzlich am Tisch aufgetaucht war. «Sag, Noemi, wie fängt es an?»

«*Ein Ungeziefer ruht*», begann das Kind,

«*In Staub und trocknem Schlamme ...*»

Dann errötete es, lachte und lief weg.

«Dieses Mädchen», sagte Junior, «ist der zweitglücklichste Mensch hier auf dem Hof. Der glücklichste ist ihre Mutter. Auch wenn es sie erstaunen wird, das Kind ist zur Hälfte jüdisch, sein Vater – der fast sein ganzes Leben bei uns gearbeitet hat – wurde vor etwa achtzehn Monaten abgeholt. Er war einer von denen, die sich weigerten, sich zu verstecken. Letzten Monat wurde er in Theresienstadt gefunden und befreit. In der letzten Woche kam er wieder hierher zurück, aber er kann noch nicht laufen ... Vielleicht wird er es nie mehr können. Aber Noemi macht das nichts aus. Sie ist so glücklich.»

NÜRNBERG UND UMGEBUNG

Bevor wir Kempten verliessen, geschah noch dreierlei. Erstens wurden die blonden Kinder von der Parkstrasse, die sich lieber in unserem Garten und, wie mir manchmal scheinen wollte, auch lieber bei uns als in der Wohnung ihrer Eltern aufhielten, zu einer Abschiedsparty eingeladen. Es war herrliches Wetter, und auch das Essen war ein wirkliches Fest für die Kinder, denn sie mussten keinen Käse essen. Der Held dieses Nachmittags war Hans, der sich selbst übertroffen hatte und aus Kaffee, Eis und Sahne einen Kindertraum in Form eines Schlosses entstehen Hess, mit Fenstern aus Zucker und Schokoladenpulver auf dem Dach. Kein Wunder, dass der Nachmittag ein grosser Erfolg wurde!

Hans stand auch im Mittelpunkt des zweiten Ereignisses. Zwar wurde er nicht noch einmal als Held gefeiert, aber es wurde ihm, weil wir alle ihn und seine Kochkunst schätzen gelernt hatten und der Major über einen ausgeprägten Sinn für Humor und Zusammenarbeit verfügte, der beneidenswerte Titel des «Glücklichsten Menschen in Deutschland» verliehen. Und der Akt, bei dem ihm dieser Ehrentitel verliehen wurde – die Nachricht darüber verbreitete sich wie durch einen geheimen Radiosender blitzschnell vom südlichsten Bayern durch ganz Deutschland bis nach Hamburg und auch durch halb Österreich bis nach Linz, den äussersten geographischen Punkten unserer Untersuchung –, brachte uns den Titel «Team de Luxe» ein.

Der Festakt war recht schlicht: Hans wurde in einen Overall der U.S. Army gesteckt, bekam einen zwei Nummern zu grossen Helm

aufgesetzt, der ihm über seine ungläubigen Augen rutschte, und der Major liess sich von der Militärregierung einen Pass für eine «äusserst dringliche Erweiterung» des Teams ausstellen, den sein Eigentümer, der es gar nicht fassen konnte, nur «im Notfall» vorzeigen sollte. Ihm wurde die Ehre zuteil, neben Frank hinten im Jeep zu sitzen, und er sollte, für den Fall, dass wir kontrolliert würden, seinen Helm nicht abnehmen und auch den Mund nicht aufmachen, sondern immer «in eine andere Richtung» schauen.

So machte sich also der verwundete ehemalige Wehrmachtssoldat und ehemalige Chef des Münchner Restaurants Cordon Bleu, nach einem stürmischen und tränenreichen, durchaus auch neidvollen Abschied von Hedwig und den Kindern der Parkstrasse, als G.I. verkleidet über München auf den Weg nach Nürnberg.

Franken ist eine grösstenteils flache, eher eintönige Landschaft ohne besondere Anziehungspunkte, und die grösseren Städte – Würzburg, Donauwörth und Weissenburg – waren Berge von Barocktrümmern.

Kurz vor Nürnberg hatten die Eroberer vergessen, die gelben eiförmigen Schilder zu entfernen, die die «Stadt des Reichsparteitags» ankündigten. Die Hakenkreuze auf diesen Schildern waren die einzigen, die ich an öffentlichen Orten in Deutschland gesehen habe.

Als wir auf einer furchtbar zugerichteten Strasse nach Nürnberg hineinfuhren, fiel mir, obwohl kaum noch eine Strasse wiederzuerkennen war, wieder ein, wie wenig ich die Stadt auch früher schon gemocht hatte. Es ist sicher nicht ganz gerecht, eine Stadt nach den Erfahrungen eines einwöchigen Sommeraufenthalts zu beurteilen, aber nach einem Tag, nach dem Besuch eines Museums, in dem ein Mann mit Ohren wie Tischtennisschläger für mich eine Eiserne Jungfrau geöffnet hatte und mich mit einem teuflischen Grinsen auf die langen rostigen Eisenspitzen hinwies, hatte ich bereits genug von Nürnberg. Mir gefielen auch die Leute auf der Strasse nicht, die aussahen wie

Spießbürger, zu viele Männer erinnerten mich an die Gesichter, die ich in den Frankfurter Kneipen gesehen hatte, und die Frauen glichen den Hexen und Stiefmüttern aus den Märchen der Brüder Grimm.

Die sandsteinroten mächtigen Stadtmauern, die Türme und die breiten, trockenen Gräben um die Burg erfüllten mich mit einer Abneigung, wie sie Jungen beim Geschichtsunterricht in der Schule überkommt. Als mich ein deutscher Bekannter in die mittelalterliche Stadt führte und wir durch die engen katzenverseuchten, mit Kopfstein gepflasterten Gassen gingen, hatte ich Visionen von glatzköpfigen pokkennarbigem Bösewichtern, die hinter diesen schäbigen Türen die schmutzigsten Verbrechen begehen. Und als wir auf einer Brücke über der wie kanalisiert wirkenden Pegnitz standen und auf die anscheinend fest im Wasser stehenden Holzhäuser mit ihren Blumenbalkons schauten und er auch noch sagte: «Wie Venedig, nicht wahr?», dachte ich, obwohl ich die Lagunenstadt noch nicht gesehen hatte: Nein, das ist kein fröhlicher oder friedlicher Ort. Kann man sich einen deutschen Gondoliere vorstellen, der seine Barke die Pegnitz aufwärts steuert und einem stämmigen blonden Fräulein eine Serenade singt? Kann man sich überhaupt einen deutschen Gondoliere vorstellen? Und dann erfuhr ich, dass die Nürnberger jahrhundertlang Maschinen, Spielzeug, Bleistifte, Puppen, Lebkuchen, Wurst und Bier produziert hatten – und genau so hatte ich es mir vorgestellt. Natürlich war ich sehr beeindruckt, als wir zu Albrecht Dürers Haus und Standbild kamen, und ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass der Meister ein Weltbürger war, ein Mann nicht von provinziellem, sondern von internationalem Geschmack und ein Reisender. Als ich nun erneut nach Nürnberg einfuhr, spürte ich, dass die Alliierten nicht die Heimat des Genies aus dem sechzehnten Jahrhundert in Trümmer gelegt hatten, sondern die Stadt des Reichsparteitags, die unheilvolle Stadt, die Julius Streicher und seine Bande nicht zufällig, wie mir schien, dazu ausersehen und damit entweiht hatten.

Nun, was die alliierten Bomber angerichtet hatten, war sicher nicht halbherzig geschehen. Das Ausmass der Zerstörungen liess sich mit dem von Darmstadt vergleichen, doch war es schlimmer, weil Nürnberg fünfmal so gross war, und ein Besucher meilenweit keine Chance hatte, aufzuatmen. Einer der ersten festen Punkte, die sich über den Schutt erhoben, war ein vierstöckiges neueres Gebäude, das wie mit einem Messer genau in der Mitte aufgeschnitten war, so dass man von der Strasse aus übereinander vier weiss gestrichene Toiletten sehen konnte, völlig intakt und bis zu den herabhängenden Ketten alle gleich. Erstaunlicherweise und obwohl die Stadt ein Trümmerhaufen war, war die grosse Durchgangsstrasse, die im Halbkreis um die Stadt herumführt und ihren Namen mit den runden Türmen, an denen man vorbeikommt, wechselt, von Fahrzeugen und Fussgängern verstopft wie der Piccadilly oder der Times Square an einem Frühlingssamstag. Mitten auf dem Bahnhofplatz, wo Militärpolizisten mit purpurroten Gesichtern mit den Armen winkten, die Fäuste schwenkten und mit heiserer Stimme gegen den übermächtigen Lärm der Militärfahrzeuge anschrien, standen sechs Männer mit bis zur Hüfte freiem Oberkörper, Schutzbrillen und Pressluftschläuchen, die ihnen alle Knochen durchrüttelten, in einem Bombenrichter. Doch waren sie in diesem Inferno nicht lauter als Heuschrecken auf einer Wiese. In diesem stockenden Durcheinander von Menschen und Maschinen stellte ich den Motor des Jeeps ab (anlassen konnte man ihn nur, wenn man auf die Gangschaltung schaute) und blickte auf das grosse schwarze Gerippe, das aussah wie der Rumpf eines schwer getroffenen Kriegsschiffs, und das einmal der Hauptbahnhof von Nürnberg gewesen war; noch prangte auf dessen mit unzähligen Blasen und Pusteln bedeckter Fassade ein grosses emailliertes Schild mit der Aufschrift: «Sieg! Sieg! Oder Bolschewismus und Untergang!»

Wie in Kempten waren wir am Rand und oberhalb der Stadt untergebracht, glücklicherweise nicht so hoch, dass wir die Überreste der abgedeckten Häuser sehen konnten. Stattdessen sah man vom Haus –

wieder eine dieser gutbürgerlichen Villen, die in den ersten Jahren der Hitler-Ara gebaut worden und zur Tarnung in einem hässlichen Feldgrau gestrichen worden waren – auf ein paar elende Baracken und kleine Flecken Land, die mit Kohl, Kartoffeln und Zwiebeln bepflanzt waren. Als wir vorfuhren, standen Dudley und Frank vor dem Haus und machten sich an irgendetwas in ihrem Jeep zu schaffen.

«Sieh dir das an», sagte Frank, «wir haben Addy von München mit zurückgebracht!»

Ich schaute ihnen über die Schultern. Im Jeep lag eine bronzene Hitlerbüste in Lebensgrösse. Frank und Dudley hatten um deren Stirn eine weisse Binde gewickelt, auf die eine Wange ein Kreuz und auf die fleischige Nase ein Hakenkreuz aus Heftpflaster geklebt und waren gerade dabei, dem Führer auf der Binde Schielaugen aus Tinte zu verpassen.

«Was wollt ihr mit dem machen?» lachte ich.

«Ihn hier auf die Mauer stellen», sagte Dudley, «und dann vom Fenster aus die Gesichter der Leute auf der Strasse beobachten.»

Ich stellte mir Churchill mit einem bandagierten Bulldoggengesicht auf einer Mauer im besiegten London vor und überlegte, wie sich die Briten verhalten hätten.

Auf dem Bürgersteig vor der Einfahrt zu «unserem» Haus spielten zwei kleine Jungen auf einem Sandhaufen. Der eine hielt eine alte Blechdose in der Hand, der andere baute eine Sandburg. Plötzlich heulte der Junge mit der Blechdose wie eine Sirene. Der andere Junge sprang weg, schnappte sich eine Blechdose, füllte sie mit Sand, und dann hielten sie die Blechdosen über ihre Köpfe und erzeugten Geräusche wie von Flugzeugmotoren. «Ich bin ein Amerikaner!» schrie der eine. «Und ich ein Engländer!» quietschte der andere. Und dann fuchtelten sie wie wild mit den Armen, brüllten «Bumm! Bumm! Bumm!» und liessen ihre mit Sand gefüllten Blechdosen auf die «Burg» fallen, rollten sich über die Ruine und kreischten vor Vergnügen ... Vom Ein-

gang aus sah ich, wie sie die ganze Vorstellung noch einmal wiederholten. Dann ging ich ins Haus.

In der Diele trat eine Frau in einem rosa geblühten Kleid zur Seite, um mir Platz zu machen, verbeugte sich, flüsterte «Guten Tag» und huschte die Treppe hoch.

In einem sauberen weissen Zimmer mit einem klaffenden Riss in der Wand hinter den Betten war Mervyn gerade beim Auspacken.

«Anscheinend ist eine Bombe direkt neben dem Haus eingeschlagen», sagte er, während ich zu dem langen französischen Fenster ging.

«Pass auf!» schrie Mervyn gerade noch rechtzeitig. Den Balkon, auf den ich hinaustreten wollte, gab es nicht mehr. Ich sah hinunter in einen Bombentrichter, der zu einem Steingarten mit Blumen geworden war. Dahinter lagen eine Wiese mit ein paar jungen Kirschbäumen und ein Gemüsegarten, dazu Büsche mit Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und ein Erdbeerbeet, über das sich ein junges Mädchen mit einem Korb beugte. Von irgendwo unter dem Haus kam ein älterer Mann in einem langen kremfarbenen Mantel hervor und begann, mit einem langen Gummischlauch das Gras nass zu spritzen.

Ich verliess das Schlafzimmer durch eine Schiebetür und gelangte in ein Arbeitszimmer mit einem Schreibtisch und einem Radio, alles sauber, viereckig und «modern», und von dort in das Esszimmer, in dem ein langer Tisch, Stühle und eine auf Hochglanz polierte Kommode standen. Die Möbel sahen so aus, als wären sie aus einem Kaufhaus wie Grand Rapids, von wo wahrscheinlich auch die Möbel aller anderen anständigen und wohlhabenden Mittelklassefamilien in dieser Vorortstrasse stammten. Vom Esszimmer aus konnte ich das unvermeidliche Klavier sehen, den Bücherschrank mit Glastüren, den niedrigen runden Tisch und die «modernen» aufgepolsterten Sessel. In einem davon sass mit freiem Oberkörper der Major.

«Hallo, Jim», rief er, sah von seinem *Stars & Stripes* auf und gab mir meine Post. «Wie geht's?»

«Gut, Major, danke», sagte ich. «Du hast wirklich einen Blick für Quartiere.»

«Ja, das ist schon was», strahlte er und sah sich im sonnigen Zimmer um. «Zweimal so gross wie in Kempten! Duschen in den Badezimmern! Und das Beste von allem, eine Dachterrasse, auf der man Sonnenbäder nehmen kann. Sieh mal, wie braun ich schon geworden bin!»

«Das seh' ich», sagte ich und warf einen Blick auf die rötliche Haut seiner Brust. «Sag, wer ist die Frau, die ich in der Diele gesehen habe?»

«Die Dame in dem rosa Kleid? Frau Model, Muddle oder Middle oder so ähnlich. Die Eigentümerin.»

«Wohnt sie im Haus?»

«Im Keller. Ach, warum sollte sie auch nicht da wohnen?»

«Warum nicht, du hast recht», sagte ich und fragte mich, ob der Major vielleicht auch einmal Besuch von einem böseartig grinsenden Nazi gehabt hatte.

«Ihr alter Herr ist auch da unten und die Tochter, Hertha, ein niedliches Mädchen.»

«Gibt es auch einen Herrn Model, Muddle oder Middle?» «Nein», lachte der Major. «Anscheinend vermisst seit '43.» Das also war das Haus in der Luisenstrasse. Es hatte im Obergeschoss noch weitere Räume (die von den Deutschen nur zu Weihnachten und Neujahr oder bei Hochzeiten oder Beerdigungen benutzt werden). In jedem Zimmer stand eine funkelneue wirkende Wohnzimmergarnitur im Kaufhausstil, inklusive Polsterschoner und Spitzendeckchen auf den glänzenden Tischen. Das war der Haushalt, zu dem aber noch jemand gehörte – eine kleine dicke schüchterne Haushaltshilfe, die auf den Namen Trude hörte und ein Gesicht wie ein vernünftiges Schweinchen hatte. Sie traf ich in der Küche, die so modern eingerichtet war wie eine Durchschnittsküche in Amerika, zusammen mit Hans, der eine Schürze und seine hohe Kochmütze trug.

«Grüss Gott!» strahlte der «Glücklichste Mann Deutschlands», leg-

te die Kartoffel, die er gerade schälte, auf den Tisch und reichte mir seine gelähmte Hand.

«Und, wie hast du dich gefühlt als Amerikaner, Hans?»

«Prima!» rief er, «prima!», und Trude am Abwaschbecken lachte in sich hinein.

Dann trat die Eigentümerin, deren wirklicher Name Miedel war, ein, lächelte und verbeugte sich, als wir uns vorstellten.

«Ach!» rief sie in einer etwas koketten, übertrieben vertraulichen Art aus. «Noch ein deutscher Name! So viele Deutsche in Amerika!»

«Na ja», sagte ich und stellte sie auf die Probe: «Was sollten die Deutschen machen mit so wenig Lebensraum?»

Sie warf mir einen schnellen prüfenden Blick zu, dem ich entnahm, dass sie nicht dumm war, klatschte in die Hände, stiess einen kleinen Schrei aus und rief: «Ach, es ist so herrlich, wieder lachen zu können!» Dann fasste sie sich an den Kopf, als ob ihr plötzlich etwas eingefallen wäre. «Oh!» sagte sie, «ich habe es ganz vergessen, da ist ein Brief für Sie. Heute Morgen war ein Herr hier ...», und sie lief eilig aus der Küche.

«Ein Amerikaner?»

«Nein, ein Deutscher. Zumindest hatte er Zivilkleidung an.» Und sie gab mir vom Tisch in der Diele einen Umschlag.

«*Dear Mr. Stern!*» begann der maschinengeschriebene Brief, der in Englisch verfasst war:

Ich habe selten eine so freudige Nachricht erhalten wie die, dass Sie sich in Deutschland aufhalten, und die Neuigkeiten von unseren lieben Freunden. Wahrscheinlich werde ich nächste Woche nicht in Bamberg sein, aber ich muss auf jeden Fall mit Ihnen reden, weil ich Ihnen viel zu erzählen habe über unser gegenwärtiges Leben in Deutschland und über meine Erfahrungen als Rechtsanwalt, die ich mit dem geistigen und gesellschaftlichen Leben in Deutschland in den vergangenen Jahren machen konnte. Ausserdem wollte ich Sie noch etwas anderes fragen: Könnten Sie uns helfen, etwas über unseren Sohn in Erfahrung

zu bringen, falls er in russischer Kriegsgefangenschaft ist?

Ihr sehr ergebener

Gustav Schulz

Gustav Schulz? Ich hatte mir natürlich zuerst die Unterschrift angesehen, die mir aber nichts sagte. Ich kannte auch niemanden in Bamberg. Wer Gustav Schulz war, erfuhr ich, als ich mich im Schlafzimmer hinsetzte und meine Post öffnete. Es war ein Brief darunter von einem deutschen Flüchtling, den ich in Paris kennengelernt und den ich im Mai in London wiedertreffen hatte. Er schrieb:

Vor drei Tagen erhielt ich eine Nachricht von einem amerikanischen Offizier irgendwo in Deutschlands der mir von den Schulzes berichtete und dass sie jetzt in Bamberg leben. Anscheinend vertritt Schulz dort zwei Unternehmen (natürlich wäre er mit einem auch zufrieden!), ich antwortete also umgehend und gab dem amerikanischen Offizier Ihren Namen, Ihre Armeeeinheit usw, damit er ihn an Schulz weitergibt, falls Sie sich in der Nähe von Bamberg auffalten sollten. Ich nehme an, Sie erinnern sich an unsere gemeinsamen Essen in Paris. Ich habe sie jedenfalls nicht vergessen! Wie auch immer, vielleicht interessiert es Sie, mit ihm zu sprechen ...

Jetzt erinnerte ich mich daran, wer Schulz war; ein grosser, ständig lachender Deutscher mit einem tiefen Schmiss auf der Wange. In jenem schrecklichen Herbst 1938 sass er hinter einem *caneton aux oranges* in einem der teuersten Restaurants von Paris und behauptete mit einem optimistischen, fast überzeugenden jungenhaften Charme, dass Hitler nun, da er bekommen habe, was er wollte, weiter nichts mehr verlangen würde ... Ja, dachte ich, als Frau Miedel mit einem Glöckchen im Esszimmer läutete, vielleicht wäre es ganz interessant, mit Gustav

Schulz zu sprechen. Ich überlegte, wie er es wohl geschafft hatte, von Bamberg nach Nürnberg und zurück zu kommen.

Gegen das, was Hans und Frau Miedel zusammen in der Küche in Nürnberg fabrizierten, nahmen sich die Mahlzeiten in Kempten geradezu bescheiden aus. Wir begannen diesen Abend mit einer Kaltschale – einer kalten Obstsuppe –, darauf gab es Rindfleisch mit Knödeln von der Grösse und Farbe schmutziger Tennisbälle und zum Schluss, wir waren schon voll bis obenhin und brachten keinen Ton mehr heraus, einen Schokoladenkuchen, von dem Frau Miedel dicke Stücke abschnitt. Als ich die Hälfte meines Kuchens auf dem Teller liegen liess, sah Frau Miedel mich an und fragte, ganz ernst und ein bisschen beleidigt: «Na, Herr Stern, keinen Appetit?»

Als Antwort klopfte ich mit beiden Händen auf meinen Bauch, erhob mich mühsam von meinem Stuhl und liess mich in einen Sessel neben dem Bücherschrank fallen. Dort fand ich, als ich mich soweit erholte hatte, dass ich lesen konnte, ein Regal mit Ansichtskarten und Strassenkarten von Deutschland und der Schweiz. Offenbar waren die Miedels viel gereist. Nach den Büchern zu urteilen, hatten sie auch eine Vorliebe für Opern und Musik. Aber es war schwer, etwas Genaueres zu sagen, weil sie wie so viele Deutsche «Sammler» waren. Sie gehörten zu den Millionen, die man an langen Tischen unter Kastanienbäumen vor ihren Bierkrügen sitzen sah, die man mit ihren roten Gesichtern und Rucksäcken in allen Postämtern Deutschlands und Österreichs traf, wo sie «Herzliche Grüsse!» auf die Rückseite von Postkarten mit Ansichten von Dörfern, Bergen oder Wasserfällen kritzelten. Sie sammelten alles – nicht nur Postkarten, sondern auch Theater- und Konzertprogramme, Weihnachtskarten, Erinnerungen an einen Besuch auf der Leipziger Messe oder an die Oberammergauer Passionsspiele und Kataloge von Kunstausstellungen, unter letzteren eine ganze Reihe des jährlichen «Salons» der Münchner Kunsthalle während des Krieges. Betrachtete man die Abbildungen, fühlte man sich, was Kunst anbetraf,

in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zurückversetzt. Der Krieg tauchte als Sujet nicht auf, stattdessen wurde man mit «Grossen Mädchen», «Grossen Ziegen», «Grossen Kühen» und «Grossen Knaben» auf Hochglanzpapier konfrontiert – die letzteren gewöhnlich als Aktfiguren, mit dickem Bizeps und wilden Gesichtern. Dann gab es natürlich die Bauernfamilie vor dem abendlichen Feuer, Papa mit Bart und die von Kindern belagerte mürrische Mama, der der Führer vom Kaminsims herunter finster zuschaut, und alle lauschen sie mit vom Funkenchein erleuchteten Gesichtern der Stimme aus dem Radio. Der Titel dieses sentimental deutschen Schreckens lautete: *Heimat*.

Die Kombination von Museum und Essen muss mir auf den Magen geschlagen sein, denn in der Nacht erwachte ich mit dem Gefühl, dass Rindfleisch und Schokoladenkuchen Teile meiner Anatomie in Stücke rissen.

«Kannst du heute wirklich keine Befragungen machen?» fragte mich Mervyn, als er vom Frühstück zurückkam.

«Auf keinen Fall», stöhnte ich, «ich kann nicht aufstehen.»

«Das ist gar nicht schön. John hat es auch erwischt.»

«Sag um Himmels willen der Miedel, dass unsere Innereien nicht aus Gummi sind. Und wenn es ihre Absicht sein sollte, uns als Weihnachtsbraten zu mästen, sag ihr, dass wir bis dahin Gott sei Dank längst weg sind.»

Da klopfte es, und Frau Miedel steckte ihre Nase herein.

«Ach, der arme Herr Stern!» rief sie aus, «Er hat sich bestimmt auf dem Weg eine Erkältung geholt, nit?»

«Nichts dergleichen», sagte ich, «ich habe zu viel von Ihrem schweren Essen gegessen!»

«Aber Herr Stern, das meinen Sie nicht im Ernst», sagte sie verdrossen, und ich wusste, ich hatte sie beleidigt, aber das war mir egal. «Sie sind so dünn, Sie müssen ein bisschen zunehmen bei den Miedels.»

«Das werde ich nicht», sagte ich, zog meine Knie hoch und machte ein abweisendes Gesicht. «Ich bin von Natur aus ein dürrer Vogel.»

«Na, so was!» rief Frau Miedel. «Ich gehe und mache Ihnen eine Wärmflasche.»

«Danke», sagte ich, «das ist genau das, was ich brauche.»

Sie lief eilig hinaus und kam ebenso eilig mit einer in ein Handtuch gewickelten Wärmflasche wieder zurück, wuselte dann in dem Zimmer umher und legte Mervyns schmutzige Sachen zusammen. «Mein Gott!» rief sie und hob seine Socken auf, «haben die Herrschaften denn niemanden, der ihnen die Wäsche macht?»

Ich antwortete nicht: Ich hatte keine Lust zu reden, am allerwenigsten mit Frau Miedel.

«Herr Stern», sagte sie, «was Sie brauchen, ist eine gute Tasse Kaffee.»

«Nein, danke. Ich möchte wirklich nichts.» Ich rollte mich auf die Seite und tat so, als wolle ich schlafen.

Mit einem Arm voller schmutziger Wäsche huschte sie aus dem Zimmer, aber einen Augenblick später war sie wieder da, mit einem Thermometer.

«Sie haben vielleicht Fieber. Ich kann mir vorstellen, dass man sich in diesen offenen *Jips* leicht eine Erkältung holt.»

Sie kam zum Bett, ein bisschen zu nahe für meinen Geschmack, aber um des lieben Friedens willen nahm ich das Thermometer, und während ich es mir unter den Arm steckte, stand sie über mir. Sie fragte sich, sagte sie, was die Frauen der Herren Haynes und Stern wohl sagen würden, wenn sie wüssten, dass ihre Männer in *ihrem* Haus krank geworden seien.

Ich fing an, von Magenschmerzen zu murmeln, die ich schon in vielen Häusern hatte, auch in meinem eigenen, als es laut an der Tür pochte und ein riesiger Mann in blauen Reithosen und hohen Militärstiefeln hereinmarschierte. Ich sah die Narbe auf seiner Wange, wusste, wer da kam, und machte keine Anstalten, mein Stöhnen zu unterdrücken.

«Ha-ha!» brauste Gustav Schulz mit überschäumender Fröhlichkeit herein. «Hab Sie schliesslich gefunden, Herr Stern!» Und streckte mir eine riesige Hand entgegen.

«Wie geht es Ihnen?» sagte ich. «Ich habe Magenschmerzen.»

«Na!» sagte er, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und schlug seine massigen Oberschenkel übereinander. «Na, das wird bald vorbeigehen! Phantastisch, dass ich *Sie* hier treffe.»

«Und dass ich Sie hier treffe, auch!» sagte ich, «ich dachte, Sie leben in Berlin.»

«Ach wo», sagte er. «In Berlin herrscht totales Durcheinander. Wir sind im Frühjahr weggezogen. Aber ich bin seitdem einige Male dort gewesen. Ich war sehr beschäftigt, bis zum Ende.»

«Und jetzt auch noch, wie ich sehe?»

«Tja», er verzog das Gesicht, «in Bamberg habe ich nicht viel zu tun. Nicht viel los dort. Das heisst nicht, dass es anderswo in Deutschland anders wäre. Ich denke ernsthaft darüber nach, in die Schweiz zu gehen. Nächste Woche werde ich zur Grenze fahren ...»

«In die Schweiz?» unterbrach ich ihn und vergass meinen Magen. «Wie wollen Sie dort hinkommen?»

«Ach, mein lieber Freund», strahlte er, «ich habe ein Automobil, ein Motorrad und einen Beiwagen ...»

«Auch Benzin?»

«Aber freilich! Ich habe ein paar kleine Unternehmen in Bamberg, müssen Sie wissen.»

«Oh ja, natürlich», sagte ich und sah nur einen grossen, gesund aussehenden Mann mit einem runden Gesicht und einer Schnittwunde quer über eine Wange.

«Die nächste Sache, lieber Herr Stern», sagte er und patschte mit beiden Händen auf seine Knie. «Wie steht es mit meinem Jungen?»

Ich sagte nichts.

«Sehen Sie, es ist so.» Er blieb beharrlich bei seinem Thema. «Er ist wahrscheinlich in der russischen Zone. Es wäre sehr schwierig für mich – in meiner Position, Sie verstehen ...» Er lächelte charmant.

«Und in meiner zweifellos auch», warf ich ein.

«Ja, gut», fuhr er fort und legte ein Blatt Papier auf das Bett, «hier

sind die Angaben zu meinem Jungen. Wenn sie so nett wären, Ihren Einfluss zu nutzen ...»

«Ich habe keinen Einfluss», sagte ich und fügte hinzu: «Ich wünschte, ich hätte welchen!» Was einen Herrn Dr. Gustav Schulz natürlich nicht erschüttern konnte.

«Nun», sagte er und wuchtete seinen massigen Körper vom Stuhl hoch, «es ist eine grosse Freude, Sie nach dieser ganzen Zeit wiederzusehen. Schöne Grüsse an unsere Freunde aus Paris, wenn Sie wieder in London sind. Erinnern Sie sich an Paris? Ha! Ich war '42 und '43 nochmal dort. So schön wie immer, aber irgendwie nicht ganz dasselbe.»

«Ich war im Mai dort», sagte ich, «es war gewiss nicht dasselbe.»

«Naja», sagte Schulz. «Frankreich wird sich erholen. Ich setze grosse Hoffnungen auf die Franzosen. Wundervolle Leute. Obwohl ich im grossen und ganzen England vorziehe. Da waren die verdammten Nazis nicht, und in London habe ich ein paar gute Freunde. Ich will sie anrufen, wenn ich in Basel bin. Danach, Herr Stern, hoffe ich, die Freude zu haben, Sie in Bamberg zu treffen. Wir müssen über vieles reden. Meine Frau erinnert sich gut an Sie und Ihre charmante Frau. Auf baldiges Wiedersehen», sagte er lachend und packte meine Hand mit seiner Pranke, «und recht gute Besserung!»

«Danke», sagte ich und dachte, dass Hans einen Mitbewerber hatte um den Titel des «Glücklichsten Menschen in Deutschland».

Am Nachmittag waren die Magenschmerzen vorbei, und als Frank und Dudley von der Arbeit zurückkamen, fühlte ich mich noch etwas schwach, ansonsten aber fast wieder normal.

«Hallo, altes Klappergestell!» sagte Dudley und setzte sich auf den Platz, auf dem Schulz gesessen hatte. «Du, ich hatte einen prachtvollen Kerl heute. Er war sechsundachtzig und sah aus wie hundert. Weissst du, was er sagte?» Dudley lachte laut los, als er daran dachte. Er hatte Spass daran, mehr als wir alle, über die Leute, die zu den Befragungen

kamen, und über das, was sie sagten, zu reden. «Er sagte, heute sei er das erste Mal seit zwei Jahren aus dem Bett gekommen. Während des Krieges sei er nur einmal aufgestanden, und das war ...» – Dudley konnte sich wieder vor Lachen nicht halten – «als er von einer Bombe aus dem Bett geblasen wurde! Seine Frau wollte immer in den Luftschutzkeller gehen, wenn Fliegeralarm war. Aber er habe ihr gesagt, sie solle sich nicht von der Stelle rühren und im Bett bleiben. ‚Und was geschah?‘, fragte ich ihn. ‚Ich hab’ sie nie mehr wiedergesehen. Sie verschwand einfach mit allen anderen im Luftschutzkeller. Frauen haben keinen gesunden Menschenverstand sagte er. Dann lehnte er sich über den Tisch, bis seine Nase fast die meine berührte – er war blind wie eine Fledermaus – und sagte: Junger Mann, das Bett ist ein guter Platz, nit? Ach, wie froh bin ich, wenn ich mich heute Abend wieder hinlegen kann.‘ – Der alte Knabe brauchte fast fünf Minuten bis zur Tür, er war so schwach, dass er kaum gehen konnte!»

Er brüllte vor Lachen und humpelte zur Tür.

«Hat er immer *nit* gesagt?» fragte Frank.

«Andauernd», antwortete Dudley.

«Meiner auch», sagte Frank.

«*Nitwits*, Dummköpfe, sind sie!» sagte Dudley, und von da an hies- sen die Nürnberger bei uns *nitwits*, was tatsächlich auf viele von ihnen zutraf.

«Was hattest du für einen?» fragte ich Frank.

«Eine Prostituierte», antwortete er. «Das war die am Morgen.»

«Nein, wirklich? Eine Professionelle?»

«Ja, wirklich. Mervyn wollte einen besonderen Bericht.» «Lass hö- ren, was sie gesagt hat.»

«Nun», sagte Frank und sah auf seinen maschinengeschriebenen Bericht. «So wild war es nun auch wieder nicht. Wollt ihr es wirklich hören?»

«Ja doch, wenigstens etwas.»

«Also, sie war um die dreissig. Ganz schön mollig, sah aber nicht schlecht aus. Vor dem Krieg ist sie in Frankreich, Belgien, Holland und

der Schweiz ihrem Gewerbe nachgegangen, wie sie sich ausdrückte. ‚Ich wollte nie *unter den Nazis* arbeiten‘, sagte sie ...»

«Das ist gut», lachte ich.

«... weil sie uns ein so elendes Leben beschert haben. Aber ich bin Deutsche, und so musste ich bei Kriegsausbruch zurückkommen. Ich hab’ mir Nürnberg ausgesucht, weil das eine gute Stadt ist.»

«Eine *gute* Stadt?» wiederholte Dudley.

«Hat sie gesagt», sagte Frank und las weiter. «Es war ein Wirtschaftszentrum, es kamen immer viele Geschäftsleute. Anfang des Krieges lief es nicht so gut, weil die Nazis gegen uns waren. Aber als der Krieg weiterging, wurden viele Polizisten eingezogen oder ins Ausland geschickt, und allmählich waren nur noch die alten Beamten da. Diese alten Herren liessen uns in Ruhe. In den letzten drei Jahren hatten wir keine grossen Scherereien, solange wir regelmässig jede Woche zum Arzt und ins Krankenhaus gingen, wenn wir was hatten.»

«Was sagte sie über die Leute von der Wehrmacht?» fragte ich.

«Von der Wehrmacht? Muss ich nachsehen. Ach ja: ‚Die Soldaten mochten wir nicht besonders‘, sagte sie. ‚Die meisten waren krank. Fast alle von der Luftwaffe hatten Syphilis; die, die aus Frankreich kamen, hatten die ansteckendste Art. Wir haben jeden untersucht, und wenn er etwas hatte, haben wir ihn weggeschickt‘.»

«Hat sie etwas über die Leute aus der Partei gesagt?»

«Ja sicher: ‚Die grosse Zeit für die Huren in Nürnberg waren die Reichsparteitage. Das war immer ein grosses Geschäft, sagte sie. ‚Die Nazis kamen aus ganz Deutschland. Vor den Häusern hatten sie SS-Leute aufgestellt, damit kein Parteimitglied in Uniform hereinkam. Das war streng verboten. Natürlich kamen sie doch, sie liehen sich einfach Zivilkleidung aus. Sie blieben meistens ein paar Wochen in der Stadt, und manche kamen mehrmals. Die einfachen Parteimitglieder

konnten natürlich nicht kommen, sie waren zu beschäftigt mit Berichten, Aufmärschen, Exerzieren, Paraden. Aber viele von den Grössen kamen, sogar in Uniform. Wie immer in der Partei wurden für die Oberen Ausnahmen gemacht. Wenn sie im Haus von der Sittenpolizei erwischt wurden, wurden sie nicht aufgeschrieben. Oft entschuldigte sich die Polizei, wenn sie eine Kontrolle durchführte. Einmal kam ein älterer Mann herein. Er wollte etwas zu trinken, also liess ich ein paar Flaschen Champagner und Wein kommen. Wie die meisten alten Männer wollte er von einer nackten Frau mit der Peitsche geschlagen werden. Wir tranken und unterhielten uns, und da klingelte es. Ich ging zur Tür, und es war Fischer von der Sitte. Er sah die Flaschen und die Peitsche und fragte mich: Weisst du nicht, dass es gegen das Gesetz ist, hier Getränke zu servieren? Ich sagte, der Herr habe die Getränke mitgebracht, und der bestätigte das und sagte, er könne nicht gleich loslegen, sondern brauche erst einmal etwas, um in Stimmung zu kommen. Dann zeigte er seine Papiere, und Fischer ging weg. Am nächsten Tag bekam ich eine Vorladung, und sie sagten mir, wenn sie mich noch einmal in dem Haus erwischen würden, wie ich einen Mann peitsche oder mit einem Mann trinke, käme ich in ein KZ. Dann brachten sie zwei Tage später ein Gesetz heraus, dass in Häusern Getränke serviert werden durften. So ging es immer. Von einem auf den anderen Tag änderten sie die Regeln; sie wollten uns nie in Ruhe lassens»

«Weisst du, wieviel sie an einem Tag kassiert hat», fragte ich, «oder in einer Nacht?»

«Ja, das war ganz interessant», sagte Frank. «Hier: ,Wir hatten oft mehr Geld als genug, sagte sie, aber das nutzte uns wenig, weil man sich nichts dafür kaufen konnte. Auf Lebensmittelkarte gab es zu wenig, und in unserem Gewerbe kann man nicht arbeiten, wenn man Hunger hat. Deshalb baten wir unsere Kunden meistens um etwas zu essen. Einige Männer brachten genug für ein oder zwei Mahlzeiten. Bauern brachten ein Pfund Butter – das war wertvoller für mich als dreissig

oder vierzig Mark. Wir bekamen auch eine ganze Menge von den französischen und anderen Fremdarbeitern, die in Molkereien, Bäckereien und in der Fleischverpackung arbeiteten. Sie haben viel gestohlen und ihre Beute mit uns geteilt. Wir bekamen auch Essen von den Strichmädchen. Viele von denen gingen mit SS-Männern, die in der Kantine arbeiteten. Die klauten Lebensmittel und gaben sie ihren Mädchen, die sie dann an uns verkauften.‘»

«Was geschah mit den Mädchen während der Luftangriffe?»

«Du meinst, was ihre Kunden gemacht haben?» lachte Frank. «Das ist einfach. ‚Wenn Alarm war‘, sagte sie, ‚gingen sie in den Bunker oder Keller, und nach der Entwarnung kamen sie geradewegs wieder zurück! ... Das Geschäft mit Zivilisten hörte gegen Ende fast auf, als die Angriffe richtig heftig wurden. Aber mit den Soldaten nicht! Die kamen immer noch.‘»

«Frank!» spottete Dudley, «ich muss mich schon sehr wundern!»

«Was macht die arme Harpyie jetzt?» fragte ich.

«Immer noch dabei», sagte Frank. «Meistens zurückgekehrte deutsche Kriegsgefangene. ‚Aber‘, so sagte sie, ‚wir haben auch ein paar amerikanische Soldaten, weisse und farbige. Bisher hat uns die amerikanische Militärregierung nicht belästigt. Wir müssen uns nur registrieren lassen und jede Woche zum Arzt gehen.‘»

«Hat sie irgendwelche Bemerkungen über ihre Kunden gemacht?» fragte ich Frank. «Ich meine, hat sie Typen oder Nationalitäten verglichen?»

«Ich glaube nicht», sagte Frank und dachte nach. «Doch, da war etwas über die deutschen Soldaten – warte, ich weiss nicht, ob ich es aufgenommen habe – doch, da ist es: ‚Die bemitleidenswertesten Kunden, die wir je hatten, waren Soldaten, die von der Front zurückkamen und feststellten, dass ihre Wohnungen oder Häuser ausgebombt und ihre Familienangehörigen tot waren. Sie suchten Trost bei uns, Dutzende, die über den ganzen Krieg völlig verbittert waren. Viele kehrten

nicht mehr zu ihren Regimentern zurück. Sie sind einfach desertiert. Und heute kommen Kriegsgefangene, die Nürnberg seit zwei Jahren nicht gesehen haben. Der Ausdruck in ihren Augen, nachdem sie die Stadt zum ersten Mal gesehen haben, ist schrecklich' .»

«Ein wirklich guter Bericht, Frank», sagte ich. «Scheint eine ehrliche Haut gewesen zu sein.»

«War sie auch», bestätigte Frank. «Ich hatte sie gern.»

Ich konnte die Soldaten gut verstehen, die so dreinschauten, wie die Prostituierte es beschrieben hatte, selbst wenn die armen Kerle nicht alles verloren hatten. Die Stadt war nur halb so oft angegriffen worden wie München, und man hatte nicht so sehr den Eindruck, dass sie bombardiert, sondern durch eine verheerende Feuersbrunst verwüstet worden war. Und so war es tatsächlich auch geschehen. Nürnberg hätte nicht so ausgesehen, wäre es nicht zu einem so grossen Teil eine mittelalterliche Stadt gewesen. Die vierhundert Jahre alten Häuser waren aus wenig Ziegeln und viel Holz gebaut, so dass nur ein paar Phosphorbomben fallen mussten, und die Häuser brannten wie Zunder. Selbst dann noch hätte der Schaden nicht so gross sein müssen, wäre es in der Nacht vom 2. Januar 1945 nicht so kalt gewesen und, vor allem, hätte nicht so ein stürmischer Wind geweht. Vor allem der Wind hat dazu beigetragen, dass die Altstadt von Nürnberg ausgelöscht wurde.

Wir erfuhren von diesen Zusammenhängen in einer ehemaligen Schule für Kunst und Kunstgewerbe, einem roten Gebäude, das nicht zerstört worden war, in dem es allerdings weder Wasser noch Strom gab, viele Fensterscheiben zersprungen oder mit Pappe geflickt worden waren. Um das Gebäude herum lagen riesige Mengen von Glascherben und zerbrochenen Ziegelsteinen, und die enge Strasse davor war ein einziger grosser, übelriechender Abfallhaufen. Das Haus wäre ein geeigneter Ort für die Befragungen gewesen, hätte die Militärregierung nicht am Tag nach unserer Ankunft in allen Räumen, die nicht von uns besetzt waren, ein Wohnungsamt eingerichtet, in das Leute

kamen, die keine Wohnung hatten und mit behördlicher Unterstützung eine Unterkunft suchten. Das Ergebnis war ein ständiges Chaos. Die Gänge waren den ganzen Tag über verstopft von ungeduldigen, lamentierenden, sich wie verrückt gebärdenden und oft weinenden Frauen, Kindern und Männern, die lautstark, aber vergeblich für Ruhe sorgen wollten. Und nicht nur das. Diese Menschen, die stundenlang in einer Schlange, die sich die Treppe hinunterzog und bis auf die Strasse reichte, warten mussten, verloren schliesslich die Geduld, stürmten einen Haufen Kinder im Schlepptau in unsere Räume und verlangten ein Dach über dem Kopf oder wollten wenigstens angehört werden. Auch die Schilder, die wir an unseren nicht abschliessbaren Türen anbrachten, auf denen PRIVAT oder EINTRITT VERBOTEN stand, konnten diese völlig verzweifelten Menschen, die alles verloren hatten, nicht aufhalten.

So waren die Tage in Nürnberg ganz anders als die in Kempten. Auch die Menschen, mit denen wir in dem Schulgebäude sprachen, hatten mit denen in der Königstrasse nicht viel gemeinsam. Sie waren Städter, kamen eher aus der Unterschicht und verkörperten den Typus des *Spiessers*, und ihre Gesundheit und ihre Kleidung waren in einem viel erbärmlicheren Zustand. Hier gab es keine Evakuierten und auch niemanden, der vor den Russen geflohen war, und viele dieser Menschen waren verbittert und verschlossen. Diese Leute – oft Frauen von SA- oder SS-Männern – waren Nazis, obwohl das hier niemand, mit dem ich sprach, zugab, anders als die Rot-Kreuz-Schwester in Kempten. Wenn wir die Menschen hier fragten, warum Deutschland den Krieg verloren hatte, warfen sie uns einen schnellen schuldbehafteten, abwehrenden Blick zu, wie schlechtgelaunte Kinder, die gelogen haben, es aber nicht zugeben wollen, schlugen dann die Augen nieder und murmelten «Ich weiss nicht» oder: «Deutschland hatte zu viele Feinde!» oder: «Auf so was kann ich nit antworten!» oder «Ich weiss wirklich zu wenig darüber»; fügten vielleicht noch hinzu: «Mein

Mann hat zu Hause nie über Politik gesprochen» oder «Wenn mein Mann da wäre, er könnte Ihnen dazu etwas sagen».

Noch etwas war hier, im Zentrum des deutschen Antisemitismus, anders. Die Einwohner von Nürnberg unterschieden sich insofern deutlich von denen anderer Städte, als hier sehr viel mehr Menschen tiefsitzende Schuldgefühle wegen der Behandlung der Juden hatten und dies auch als Grund für Deutschlands Niederlage angaben. «Die Deportation der Juden war ein schreckliches Verbrechen», sagte eine junge Frau am Ende eines Interviews, in dem sie sich weder als sehr intelligent noch sonst irgendwie lebendig gezeigt hatte. «Die Juden waren die besten Ärzte in Deutschland, die besten Zahnärzte und Kaufleute.» Ein anderes Mädchen, siebzehn Jahre alt, sagte, Nürnberg sei «heftiger als jede andere Stadt» bombardiert worden, weil es «Streichers Heimat» und die Stadt gewesen sei, «wo die Juden so schändlich behandelt wurden». Und da war die Frau, die seit zwei Jahren nur noch in Kleidern geschlafen hatte, deren Mann wegen der Bombenangriffe den Verstand verloren hatte und deren einer Sohn, wie sie sagte, 1944 in die SS hineingezwungen worden war und von dem sie seitdem nichts mehr gehört hatte. «Ich war sicher», sagte sie auf die Frage, ob sie nach dem ersten Luftangriff auf Nürnberg erwartet habe, dass weitere folgten: «Ich war sicher, dass noch mehr kommen würden, weil sie uns für das bestrafen wollten, was mit den Juden passiert ist. Wir haben den Krieg wegen unserer Verfolgung der Juden verloren.»

Vielleicht ist an diesen Bemerkungen nur von Interesse, dass sie weder durch Frageanreize noch durch eindringliches Nachfragen zustande kamen, sondern völlig spontan geäußert wurden, und das von Menschen, die selbst für Nazideutschland einen geringen Bildungsgrad hatten. Am lebhaftesten ist mir von den Nürnberger Befragungen in Erinnerung geblieben, dass wir es vor allem mit Putzfrauen im mittleren Alter zu tun hatten, Frauen von einer geradezu tragischen Hässlichkeit, die ihrer Ignoranz (zwei konnten kaum lesen und schreiben) kaum

nachstand, und die eine so niedrige Intelligenz hatten, dass für sie kein besserer Name zu finden war als *nitwits*.

Natürlich gab es auch Ausnahmen. Zum Beispiel war da eine Frau, die überall als aussergewöhnlich angesehen worden wäre, ausser in Hollywood oder in einem Sanatorium. Sie «sah Dinge». Auch sie fragte ich, ob sie nach dem ersten Angriff auf Nürnberg mit weiteren Angriffen gerechnet habe. «Tja», sagte sie, «ich will Ihnen mal was sagen.» Woraufhin sie in eine Art Trance fiel und mit einem Blick durch mich hindurchsah, der mir alles andere als normal erschien. «Ich will Ihnen mal was sagen. Ich wusste, dass die Zeit der Zerstörung bevorstand. Die Planeten, die Sterne – sie waren genau in der Konstellation dafür. 1929 habe ich ein Buch gelesen. Sie sollten es lesen, es heisst *Das Horoskop des zwanzigsten Jahrhunderts* und ist von einem gewissen Grimm. Bitte? Nein, ich bin keine richtige Hellseherin, aber ich sehe Dinge ...» Sie erhob sich von ihrem Stuhl, lief im Zimmer herum und starrte an die Decke. «Mein Vater war Friseur, aber auch er konnte die Zukunft vorhersagen. Ich habe natürlich von seiner Begabung etwas geerbt, auch wenn ich nur eine Arbeiterin bin ...»

Dann setzte sie sich, öffnete ihre grosse Handtasche und holte einen Stapel verblichener Familienfotos heraus, die bis ins neunzehnte Jahrhundert zurückreichten. Als ich ihr sagte, sie solle sie wieder einstecken, wurde sie wütend.

«Der Herr ist nicht an der Zeit interessiert», sagte sie. «Dies ist die Zeit der Zerstörung. Die Zerstörung muss aus der Luft kommen, sagte ich, weil der Mensch dorthin aufgestiegen ist. Und wenn er erst einmal dort oben ist, sagte ich, wird er explosive Dinge auf die Städte werfen und sie alle hoch zum Himmel blasen. Tja, das passiert, wenn die Zeit der ‚Neuen Wissenschaftlichen Technik‘ anbricht ...»

«Bitte? Ob ich weiterhin Angriffe befürchtete? Nein! Ich gewöhnte mich an sie. Dies ist das Zeitalter des Eisens, sagte ich. Es macht uns eisern. Dreimal ging ich durchs Feuer, mein lieber Mann. Meine Augen verbrannten. Jetzt bin ich wie Eisen.

Bitte? Ob Nürnberg stärker bombardiert worden ist als andere Städte? Wenn Sie das wirklich wissen wollen, mein lieber Herr, dann sollten Sie eine Reise machen!

Was der Hauptgrund für den Krieg war? Ha, das Wort Gottes. Er kam von Gottes Hand. Es muss einen Ruf vom Himmel gegeben haben. Bumm! Und es kommt der Teufel – Satan, der Böse, Luzifer, der Schwarze Reiter – und bringt Tod und Zerstörung mit sich!»

Sie erhob sich und stand in Habachtstellung.

«Ich folge dem Wissen, nicht der Politik! Jetzt», rief sie, «Jetzt-ist-meine-Mission-zu-Ende!» Und sie schnappte ihre Handtasche und stürmte aus dem Raum.

Eine weitere Ausnahme war ein Mann, der drei Kriegsjahre in Polen verbracht hatte. Bevor er auf seine Erfahrungen zu sprechen kam, riss er ein paar Witze über die Militärregierung und meinte, die einzigen beliebten Ausländer in Bayern seien die amerikanischen Neger. «Die Kinder beten sie an», sagte er. «Und ich mag sie auch. Letzte Woche sah ich einen Neger am Strassenrand eine Zigarette rauchen, und ich fragte ihn, ob er eine Zigarette gegen etwas anderes eintauschen würde. Er sah mich an und bemerkte, dass ich eine dunkle Brille trug. Da sagte er in perfektem Deutsch: «Meine Brille passt nicht. Lassen Sie mich mal Ihre aufsetzen!» So tauschten wir die Brillen und stellten fest, dass uns die Brille des anderen besser passte als die eigene. Dann gab mir der Neger ein paar Zigaretten.»

Als Ursache der deutschen Niederlage führte er nacheinander Folgendes auf: «Terror aus der Luft. Sabotage von Seiten der Generäle und Aristokraten, die mit dem Mord an Schleicher begannen. Das Verhalten der Homosexuellen in der Partei, von denen Streicher der schlimmste war. Das Massaker an den polnischen Juden. Ich war dort und habe es gesehen. Die Massaker wurden von der SS und der ukrainischen Polizei durchgeführt.»

Von da an und bis zum Ende des Interviews konnte ich seine Gedanken mit keiner Frage von den Massakern an den Juden ablenken, die er miterlebt hatte. Sie waren seine Antwort auf fast jede Frage,

mochte sie noch so belanglos sein. «Die Massaker an den Juden in Polen», wiederholte er immerzu. «Kein Volk, das zu solchen Grausamkeiten fähig ist, kann einen Krieg gewinnen. Diese Kulturschande ist das Ende Deutschlands. Die Deutschen können nie wieder anständig genannt werden. Was ich in Lemberg gesehen habe, lässt mich einfach nicht los. Mein grösstes Problem seitdem ist, die Leute von dem zu überzeugen, was ich gesehen habe. Selbst meine Frau glaubt mir nicht...»

Die Juliabende waren lang und schön. Aber was konnte man tun? Wohin sollte man gehen?

Zum Lesen hatte ich keine Ruhe. Wenn man aus eilig hingekritzeltten Notizen Berichte von einigen fünftausend Worten getippt und mehrere Stunden am Tag Deutsch gesprochen hatte, verging einem die Lust zu schreiben oder zu lesen. Der Kopf war leer, weil man durch das ständige Hin und Her von der Welt abgeschnitten war. Wir hörten kein Radio in Deutschland. Post erhielten wir nur zufällig, manchmal stapelweise, aber die Briefe waren dann zwischen zwei und vier Wochen alt. In Nürnberg konnte man zum ersten Mal gelegentlich die *Stars & Stripes*, eine Miniaturausgabe von *Time* und dem *New Yorker*, bekommen. Selbst dass sie keine Werbung enthielt, wurde bedauert. Auch das Zusammenleben und das tagtägliche Anhören von, wie wir sie bald nannten, *schimpfing Deutschen* hatte den Reiz des Neuen verloren. Wir begannen, uns zu langweilen, weniger, weil die Arbeit eintönig, sondern weil sie als verschwenderischer Luxus und ziemlich sinnlos erschien. Auch untereinander waren wir uns inzwischen zu nahe gekommen und wussten ein bisschen zu viel voneinander. Harmlose Bemerkungen, wenn man sie nur einmal zu oft hörte, begannen an uns zu nagen und erschienen schliesslich wie Beleidigungen. Wenn Dudley, Frank und der Professor beim Frühstück ihre nervige Schallplatte auflegten, seufzten die Zivilisten, und ihr Blick sagte: «Oh Gott, schon wieder die!» Was mich noch mehr störte, waren die späten

Abende, wenn sie bei einem Fässchen schlechten Biers mit Frau Miedel, Hertha, Hans und Trude zusammensassen und sich häufig bis zum frühen Morgen im Garten unterhielten und vor Lachen brüllten. Und das direkt unter meinem Fenster. Es war so furchtbar wie in der Schule.

Der Major, der arme Teufel, verbrachte seine Tage mit dem Tippen langer Briefe an seine Freundin in London und mit Sonnenbädern auf dem oberen Balkon. Irgendwann hatten Dudley und der Professor mir zum Unglück aller Beteiligten das Geständnis entlockt, dass ich Vorjahren Bridge gespielt hatte – mit der Familie und auf langen Schiffsreisen über den Ozean. Aber inzwischen war mein Spiel so kläglich, dass der Major, der ein Experte war, schon einigermaßen verzweifelt nach Ablenkung suchen musste, wenn ausgerechnet ich gebeten wurde, die Runde zu komplettieren. Häufig zogen sich der Major, Frank, Dudley und der Professor Baseballhandschuhe an, gingen auf die Strasse und spielten sich die Bälle zu, bis sie ganz rot im Gesicht waren. Dann kamen sie wieder herein und beobachteten durch die Jalousien des Wohnzimmerfensters die Passanten, die stehenblieben, um sich den verbundenen Kopf des Führers auf der Mauer anzusehen. Es wäre vielleicht interessant gewesen – wenn es denn Meinungsumfragen geben *musste* – Jemanden genauer untersuchen zu lassen, wie die Einheimischen auf diesen kleinen Beweis des fragwürdigen Geschmacks reagiert haben, den die Eroberer gegenüber den Eroberten demonstrierten. Nach meinen eigenen Beobachtungen hätte ich die Leute, die mit grossen Augen auf die Büste starrten, in zwei Gruppen eingeteilt: die Jungen und die mittleren Alters. Die Jungen schauten hin und begannen zu lachen. Dann drängten sie sich um die Büste, untersuchten alle Einzelheiten und gingen schliesslich kichernd und beschwingt davon. Die Älteren blieben stocksteif mitten auf der Strasse oder auf dem Bürgersteig stehen und glotzten, ihre Augen verdrehten sich vor Wut, und ihre Finger zuckten vor Enttäuschung, dass sie nicht an den Gegenstand, den sie womöglich für den Gipfel der Beleidigung des geschlagenen

Reichs hielten, heranreichen und ihn entfernen konnten. Diese Menschen schlurften vor sich hin grummelnd weiter.

Gelegentlich lud Mervyn, der viele Menschen auch in privater Umgebung traf, einen Deutschen zum Abendessen ein. Einmal kam ich nach Hause und hörte, wie jemand – das fiel sogar mir unmusikalischem Menschen auf – auf dem Klavier exzellent Beethoven spielte. Ich stand im Eingang und lauschte. Da sah ich Hertha, die Tochter der Miedel, vor der Tür zum Wohnzimmer stehen. Sie hatte ihren Kopf zur Seite geneigt, ihre Augen waren geschlossen, und sie wirkte völlig entrückt. Ich ging auf Zehenspitzen in die Küche und sagte Frau Miedel, sie möge ihre Tochter überreden, ins Wohnzimmer zu gehen, wenn dort nur der Pianist anwesend sei.

«Mein Gott», rief Frau Miedel. «Sie hat vor der Tür nichts zu suchen!» Ich konnte nicht mehr tun, als sie daran zu hindern, das Mädchen wegzuschicken. «Es mag Musik so sehr, das Kind!» sagte sie.

«Spielt sie auch Klavier?» fragte ich.

«Oh ja, sie spielt den ganzen Tag, wenn wir allein sind.»

«Würde sie abends vielleicht einmal für uns spielen?»

«Mein Gott! Um nichts in der Welt, Herr Stern! Sie ist viel zu schüchtern!»

«Wer spielt denn jetzt gerade?» fragte ich. «Spielt er nicht ziemlich gut?»

Frau Miedel lachte. «Und ob er gut spielt! Das ist Herr Ledenfels – einer der besten Pianisten, die wir haben. Ach», seufzte sie, schlug ihre Hände vors Gesicht und hob ihre Augen wie eine sentimentale Madonna, «ich könnte ihm den ganzen Tag zuhören!»

Es stellte sich heraus, dass Mervyn den Pianisten, einen ältlichen sanften abgemagerten Mann, kennengelernt und zum Abendessen eingeladen hatte. Er versprach, nach dem Essen für uns zu spielen. Im Esszimmer erzählte er uns, dass er von der Militärregierung eingeladen worden sei, in dem, was vom Opernhaus geblieben war, ein Konzert zu geben.

«Übrigens», sagte er mit einem matten Lächeln, «wissen Sie, welches die letzte Oper war, die hier vor dem Ende aufgeführt wurde? *Götterdämmerung!*» sagte er und fügte hinzu: «Und das letzte Theaterstück war *Viel Lärm um nichts*.»

Und dann ass der ausgehungerte Pianist sechs von diesen Knödeln, die die Grösse eines Tennisballs hatten. Zwanzig Minuten später brach er fast zusammen, es sah aus wie ein Herzanfall, und er musste nach Hause gebracht werden.

Noch jemand kam zum Abendessen, und ich wollte nicht glauben, dass er ein Deutscher war. Er machte einen jugendlichen Eindruck, hatte dunkle Haare und sah gut aus – er wirkte eher wie ein Franzose oder Italiener. Und er trug einen zwar nicht neuen, aber gut gepflegten Anzug, der, wie ich sofort bemerkte, in England hergestellt war. Als er seinen Mund aufmachte und Englisch sprach, konnte ich kaum glauben, dass er kein Engländer war. Er war Deutscher, hatte aber einige Jahre in England gelebt. Er kam aus Berlin, war Kunsthistoriker, und als er hörte, dass ich mich für Malerei interessierte, fragte er, ob ich den Direktor der Londoner National Gallery kenne.

«Kenneth Clark?» fragte ich, «Sir Kenneth, sollte ich sagen.»

«Genau», sagte er.

«Vor dreissig Jahren», sagte ich, «sass er in der Schule hinter mir und bewarf mich mit Papierkügelchen, während wir unsere sonntäglichen Briefe nach Hause schrieben. Ich weiss noch, dass ich ihn heftig beneidete, weil er eine Schreibmaschine hatte, die einzige in der Schule. Er hatte einen enormen Kopf, wie eine braune Bärenmütze.»

«Das ist er!» sagte der Kunsthistoriker, der Möricke hiess, «er war ein guter Freund von mir.»

«Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen. Er machte Karriere, während ich nach Amerika ging.»

Wir sprachen dann über Malerei und gemeinsame Freunde und stellten fest, wie merkwürdig es war, dass wir uns zwischen den Kriegen weder in London noch in Paris oder Florenz getroffen hatten, dafür aber heute in den Ruinen dieses «verdammten Ortes», wie Möricke

sagte. Ihm war Nürnberg zuwider, aber das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hatte ihn 1943 hierhergeschickt, damit er sich um die Verpackung und die Auslagerung der Kunstschätze des Germanischen Nationalmuseums, um die unbezahlbaren Holbeins, Burgkmairs, Cranachs, Dürers und die Skulpturen Riemenschneiders kümmerte. Gelagert wurden sie in den grossen Felskavernen unter der Burg, eine von den vielen uneinnehmbaren Festungen in Europa. Aber jetzt hatte er zu seinem Entsetzen festgestellt, dass viele Meisterwerke unter der Feuchtigkeit zu leiden begannen, und er konnte weder die Erlaubnis bekommen noch Arbeiter und Transportmöglichkeiten beschaffen, um sie an einen anderen Ort zu bringen. Nach dem Essen fuhren Mervyn und ich ihn zu seiner «Wohnung» direkt am Rand der Altstadt. Als wir zu der Tür eines hohen, mehr als zur Hälfte zerstörten Gebäudes kamen, setzte uns Möricke auseinander, dass er uns nicht nur nichts anbieten könne, sondern dass der Aufstieg zu seiner Wohnung auch ein recht schwindelerregendes Unternehmen für uns sein werde. «Wenn einer von Ihnen nicht schwindelfrei ist ...», sagte er und liess den Satz unvollendet.

Er wohnte im fünften Stock. Vier Stockwerke hoch hatte die Treppe kein Geländer und das Treppenhaus auf dieser Seite auch keine Wand mehr, so dass man beim Hochsteigen nichts zwischen sich und der Zerstörung hatte; und wenn man hinunterschaute, sah man zwischen den Stufen die Stufen darunter und ganz unten den Schutt, der auf dem Fundament des Hauses aufgehäuft war. Im vierten Stock trat man auf einem schmalen Sims ins Freie, und von dort führte eine wackelige Leiter in eine Art Krähennest mit vier rissigen und verkohlten Wänden und einem verrosteten Eisenblech als Dach. Auf einem Sofa sass eine bleiche, verstört wirkende Frau undefinierbaren Alters, die nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien.

«Meine Frau», sagte Möricke. «Wir sind so oft ausgebombt worden, dass wir uns entschlossen haben zu bleiben, solange der Boden und die Wände halten. Wir wüssten auch gar nicht, wo wir sonst hin-

gehen sollen, ausser ins Freie oder in die Höhlen mit den Gemälden. Und dafür geht es meiner Frau nicht gut genug.»

Ich blickte auf den Mann in dem teuren Anzug aus London, den Kunsthistoriker mit dem feinen britischen Akzent, auf die an die baufälligen Wände genagelten kolorierten Reproduktionen von zwei Vermeers, auf das Fragment einer griechischen Vase, das auf einem aufgebockten Tisch zwischen Tischlerwerkzeug und altem Zeitungspapier lag, auf die spindeldürre Frau und schliesslich auf ein Loch im Fussboden, durch das ich dreissig Meter unter mir die kleinen Köpfe menschlicher Wesen sehen konnte, die über den Schutt krabbelten. Dann dachte ich an den Direktor der National Gallery, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in London, der mich zu der Zeit, als die Zeppeline über England in Flammen aufgingen, mit Papierkügelchen beworfen hatte, während ich angestrengt versuchte, mir für den langweiligen Pflichtbrief nach Hause etwas einfallen zu lassen. Es ist eine verrückte Welt, dachte ich wieder, als wir wie Turmarbeiter im Licht aufflammender Streichhölzer in die verbrannten Überreste der ehemaligen freien Reichsstadt hinabkletterten.

Wenn abends kein Gast erwartet wurde und ich nicht zum Bridge spielen verdonnert war, ging ich manchmal mit John spazieren. Die Luisenstrasse führte in offenes Gelände, wo sich eine SS-Kaserne (die jetzt von G.I.s besetzt war) befand, und zu zwei Wäldchen – einem überwucherten Park mit jungen Bäumen und zu einem Föhrenwald, der sich nördlich der Stadt erstreckte, so weit das Auge reichte. Den kleineren Wald taufte ich «Gehölz der Empfängnis», weil dort zwischen sechs Uhr und der Sperrstunde unter jedem Baum ein G.I. und ein Mädchen flüsternd im Gras lagen. Auf dem Weg nach draussen stand ein Soldat Wache und hielt Ausschau nach Offizieren oder Streifen der Militärpolizei. Auch die Föhren auf der anderen Seite des Weges flüsterten, aber in verschiedenen Sprachen, denn der Wald war der Tummelplatz der Zwangsumgesiedelten. Menschen aus ganz Mittel-

europa waren hier versammelt. Sie trugen amerikanische Uniformen, und von Weitem konnte man sie nur dadurch von G.I.s unterscheiden, dass sie so scheu guckten und, da für sie das Fraternisierungsverbot nicht galt, Arm in Arm mit ihren Mädchen gingen, die Deutsche, Ungarinnen, Tschechinnen, Italienerinnen, Lettinnen oder Polinnen sein konnten. Wir hatten den Befehl, die Abzeichen, die uns als Amerikaner auswiesen, abzulegen, weil es die Offiziere nicht gerne sahen, dass auch amerikanische Zivilisten für Offiziere gehalten wurden. Auf unseren Wegen und im Wald wurden wir deshalb häufig als Vertriebene angesehen. Ich wurde zweimal gefragt – einmal von einem Filipino, der auf Patrouille war, und ein anderes Mal von einer verschleppten Ungarin –, ob ich Englisch spreche.

Wenn man der Luisenstrasse in die andere Richtung folgte, stiess man auf eine Strasse mit grossen Bürgerhäusern, die nicht zerstört worden waren und in denen jetzt die höheren Offiziere wohnten. Nach einer Meile etwa kam man nach Mögeldorf, einem Vorort, an dem aber nichts weiter bemerkenswert war als das Haus, das wir «unsere Lieblingsruine» nannten. Es stand allein und gut sichtbar oberhalb der Hauptstrasse und war wahrscheinlich von Artilleriegranaten getroffen worden. Das erste Stockwerk und alle Aussenwände waren mehr oder weniger weggesprengt, aber der Zwiebelturm ragte noch schief und krumm in die Luft. Die Dachziegel waren weg, aber einige Dachsparren, eine Treppe, die zu einem nicht mehr vorhandenen Dachgeschoss führte, und ein prächtiges Bad im Erdgeschoss waren noch intakt. Badewanne und glänzende grüne und weisse Kacheln waren von der Strasse aus zu sehen. Das Ganze sah aus, als würde die labile Holzkonstruktion in dem Moment zusammenbrechen und krachend den Hang hinunterrutschen, in dem man sich dagegenlehnte und ein bisschen schob.

Wenn wir Benzin brauchten und uns nicht zum fünften oder sechsten Mal die grässliche Tour durch Nürnbergs Ruinen antun wollten, fuhren wir um die Stadt herum durch Mögeldorf zum Fahrzeugpark, der sich auf einem betonierten Paradeplatz neben dem Stadion befand.

Dieses riesige Gelände sah aus, als seien hier alles Benzin und alle Benzinkanister der Welt gelagert. Schade, dachte ich, dass man die von Goebbels und Rosenberg angeführten Anthropologen des Rassismus nicht zu diesem Fahrzeugpark marschieren lassen konnte, denn er wurde von grossen und starken Negern betrieben – und zwar besser als alle anderen Militäreinrichtungen, mit denen wir bislang zu tun hatten –, die mit freiem, in der Abendsonne wie flüssiges Kupfer glänzendem Oberkörper arbeiteten.

Die enttäuschendste und lächerlichste Sehenswürdigkeit, die ich in Deutschland zu Gesicht bekam, war das berühmte Nürnberger Stadion. Es wirkte noch nicht einmal gross. Vielleicht weil das Gelände so riesig war, wirkten die Sitzreihen ringsherum so unglaublich klein und waren viel weniger beeindruckend als die leeren Tribünen von Ascot, Auteuil oder Saratoga. Die getünchten Stufen der Haupttribüne, wo der von seinen grimmig blickenden Jasagern umgebene Führer seine Tiraden loszulassen pflegte, waren mit Ziegelsteinen billig verkleidet, und die weissen Wände (die immer von unten fotografiert wurden, um sie grösser erscheinen zu lassen) wirkten wie der Zuckerguss eines monumentalen Hochzeitskuchens.

Die meisten der langen goldenen Abende in Nürnberg verbrachte ich allein. Ich fuhr in einem Jeep von der Luisenstrasse in die Altstadt, angezogen von einer morbiden Faszination. Ein Grund mag gewesen sein, dass man sich, wenn man schon einige Wochen ringsum nichts als Zerstörung sah und zugleich wusste, dass man hier Gott sei Dank nicht länger bleiben musste, auch die schlimmsten Bedingungen, unter denen die Einheimischen zu leben hatten, durchaus aus der Nähe ansehen konnte. Ausserdem beschäftigte mich eine ständig wiederkehrende Frage, auf die ich bislang aber keine Antwort gefunden hatte: Wenn ungefähr 20'000 Nürnberger bei Luftangriffen umgekommen oder schwer verwundet worden waren und wenn die Hälfte der

400'000 Einwohner in die ländliche Umgebung geflüchtet war, wo lebten dann die verbleibenden 200'000 oder auch nur 150'000 Menschen?

Wenn die alten Brücken über die Pegnitz zerstört worden wären, wäre es selbst zu Fuss so gut wie unmöglich gewesen, in die Altstadt zu gelangen. Aber aus unerklärlichen Gründen standen sie noch. Auch die grünen Bleistiftspitzen der Lorenzkirche standen noch – zwei von einer erstaunlichen Anzahl gotischer Kirchtürme, die standhielten, wo sonst alles zerstört war. Und Nürnbergs Altstadt war völlig zerstört. Aber auch das stimmte nicht ganz. Wie auch anderswo und ebenfalls aus unerklärlichen Gründen, waren einige Statuen erhalten geblieben. Mitten zwischen tiefen Kratern mit geborstenen und verbogenen Abflussrohren ragte wie ein einsamer Heiliger Albrecht Dürer in seinen steinernen Gewändern empor. Mit dem Jeep konnte man nicht bis zu ihm vordringen. Man musste auf schmalen Pfaden über Schuttberge klettern, vorbei an einem Bombentrichter, in dem stinkendes Brackwasser stand. Dort, unter der ausgestreckten Hand des Meisters, versammelte sich allabendlich eine Bande von Kindern im Alter von vier bis acht Jahren. Ihre Kleider waren kaum mehr Lumpen – oder genauer, von Kopf bis Fuss war alles an ihnen so schmutzig, dass sie aussahen wie getarnt; man konnte sie erst erkennen, wenn sie sich bewegten. Wenn sie mich sahen, stoben sie wie die Karnickel auf ihren rauhen staubigen Füßen in alle Richtungen auseinander. Sie verschwanden einfach in Löchern hinter und unter den Trümmern. Wenn ich lange genug blieb, tauchten sie langsam wieder auf, wie schnupfernde, reglos starrende Kaninchen. Und dann sah man, dass sie Steine oder Eisenstangen trugen und dass ihre Zähne schwarz und zerbrochen waren, dass sie gar keine Zähne hatten, dass einer nur einen Arm, der andere eine Krücke hatte und dass der einzige saubere Fleck an ihren Körpern das Weiss ihrer Augen war. Schaute man ihnen ein zweites Mal in die Augen, dann sah man, dass es keine gewöhnlichen Menschengenossen waren, auch nicht die weichen verängstigten Augen von Kaninchen, sondern wilde, unbarmherzige, furchtlose und herzlose

Augen – die eines verhungerten kranken Leopardenjungen, dessen einziger Feind der Mensch ist.

Wenn man den Hügel von Dürer und der jungen Generation von Nürnbergern hinuntergestolpert war, kam man um die Ecke einer in Trümmern liegenden Gasse und blieb sofort wieder stehen, ungläubig starrend, denn hier, mitten in Streichers Stadt, war an einer eingestürzten Mauer immer noch ein blaues Schild zu sehen, das den alten Namen der kleinen Strasse trug: JUDENGASSE.

Einige hundert Yards weiter nördlich hörte ich, während ich über eine zerschmetterte Bronzestatue, über rostige Bettgestelle, Kessel ohne Böden und eine kaputte umgestülpte Badewanne kletterte, das Geräusch von Stimmen – was ungewöhnlich war, denn die Menschen in der Altstadt flüsternten nur. Ich sah hoch und sah eine Szene, die zur Zeit Königin Elizabeths hätte spielen können: Da sassen Männer und Frauen in einem Zimmer im dritten Stock eines alten Hauses, dessen Fassade verschwunden war. Die ganze Vorderfront, die Fenster, alles war heruntergefallen, so dass die Hausbewohner, solange das warme Wetter andauerte, gemütlich in ihrem Wohnzimmer sitzen, schwatzen und so tun konnten, als wüssten sie nicht, dass drei Schritte genügte, um in den Abgrund zu stürzen.

Bei jedem Besuch in der Altstadt kehrte ich zu dieser Stelle zurück. Es war der einzige Ort in Nürnberg, wo ein paar Menschen dort sitzen konnten, wo sie immer gegessen hatten. Es mag unwahrscheinlich klingen, aber an diesem Haus, dessen Inneres sich gleichermassen den Elementen und den Zuschauern öffnete, gab es Blumenkästen voller rosa- und purpurroter Petunien – sie standen auf dem Fussboden, wie die Rampenlichter auf einer Bühne –, und auf einem runden Tisch im Wohnzimmer stand vor einem Klavier eine chinesische Vase mit Margeriten und Kornblumen. Ich war so fasziniert vom öffentlichen Privatleben dieser Familie, dass ich mich hinter den Trümmern versteckte und beobachtete, was sie taten. Wenn die Abendsonne die weit offen-

stehende Wohnung in einen goldenen Glanz tauchte, watschelte eine schwere, grobknochige Frau durch das Zimmer, das voller Leute war, öffnete die Tür zur Küche und entzündete einen Kerosinherd. Ich konnte es nicht glauben – von meinem Posten aus konnte ich alles sehen –, aber sie ging tatsächlich zur Tür zurück, um sie hinter sich zu schliessen. Aus lebenslanger Gewohnheit? Wollte sie allein sein? Wollte sie den Essenseruch fernhalten? Und nachdem sie eine Pfanne auf den Brenner gesetzt und etwas in die Pfanne getan hatte, liess sie ihren unförmigen Körper langsam und unter Schmerzen auf einen hölzernen Stuhl und ihr Kinn auf ihre breite Brust sinken – was man eigentlich nur dann tut, wenn man sich allein und unbeobachtet fühlt. Während die Familie im Wohnzimmer redete, diskutierte und gestikulierte, öffnete sich eine Tür im Hintergrund, und ein blondes Mädchen, in dessen Haar die Sonne schimmerte, stand auf der Schwelle. Alle Köpfe drehten sich zu ihr, und mir war, als müsste ich im Programm nachschauen, um zu sehen, wer diese Heldin im wirklichen Leben war.

Eines Abends kletterte ich hinter dem Haus hoch, um zu sehen, was diese Menschen von dort aus sahen, wo sie sassen und wo sie nach meiner Vorstellung alle Abende ihres Lebens gegessen hatten. Und es war dieser Blick, der in meiner Erinnerung lebendig geblieben ist, lebendiger als der Blick vom Hotelbalkon in Stuttgart auf das Panorama des vom Mondlicht beschienenen Schreckens. Ich kletterte höher als das Haus und immer höher, bis ich die zerschossene Burg erreichte, die über der Stadt thronte. Was ich nun sah, war mit nichts zu vergleichen, was ich je zuvor in meinem Leben gesehen hatte, auch mit keinem Traum, weil Träume viel detailreicher sind. Hier war die Sicht zu weitläufig, zu überwältigend, als dass der Blick an Einzelheiten haftenbleiben können. Ich habe später in Filmen die Überreste von Hiroshima gesehen. Nürnberg von der Burg aus gesehen war dem nicht ähnlich, denn die japanische Stadt erschien fast völlig flach, die deutsche dagegen war nirgendwo in einem derart leeren, aufgeräumten Zu-

stand. Es war auch anders als in Stuttgart, denn dort gab es immerhin noch Gebäude, die bewohnbar schienen, es gab ein paar Dächer und ein paar Häuser, bei denen zumindest die Aussenwände noch standen. Von der Burg aus jedoch sah man, in jeder Richtung und so weit das Auge reichte – unterbrochen nur von den gotischen Türmen – eine endlose Landschaft aus Schutt und zerklüfteten Wänden. Monate später, wieder in den Vereinigten Staaten, fiel mir ein Foto aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in die Hände, das die Ruinen von Ypern zeigte: eine tote Stadt ohne Bäume, ohne Menschen, ohne irgendwelche Spuren von Leben. Nürnberg sah aus wie Ypern auf diesem Foto, nur um ein Vielfaches grösser.

Und dennoch war die Altstadt keine tote Stadt. Sie war total zerstört worden, wie die Deutschen das nannten, aber sie war bewohnt, und nicht nur von kleinen Gangstern. Bei Tageslicht konnte man nicht sagen, ja nicht einmal annehmen, dass hier jemand lebte, weil man keinen Raum sah, in dem Leben möglich schien. Ebenso undenkbar schien es, dass die wenigen Menschen, die man durch die Trümmer stolpern sah, an diesem schrecklichen Ort lebten. Viele von ihnen waren nicht schlecht angezogen und wirkten überraschend sauber. Sie mochten einen Strauss welkender Wildblumen in der Hand haben, einen Rucksack auf dem Rücken oder ein Bündel Kleinholz, und es sah so aus, als nähmen sie eine Abkürzung durch die Ruinen, um in bewohnbarere Gegenden zu gelangen. Aber auch dessen konnte man sich nicht sicher sein. Ob in der Altstadt Tag und Nacht Menschen lebten, konnte man nur sagen, wenn man nach Sonnenuntergang, nach Anbruch der Sperrstunde hierherkam – zu einer Zeit, in der über die desolate Szenerie eine unheimliche finstere Stille hereinbrach wie ein plötzlicher Tod.

In der mauvefarbenen Dämmerung liess ich den Jeep bei einem Militärpolizisten in der Königstrasse, überquerte langsam, was einmal der Marktplatz gewesen war, und ging am Schönen Brunnen (der aus Beton war und deshalb noch stand) vorbei und blieb dort, wo die Fussgänger kleine Pfade getrampelt hatten – wie die Afrikaner im Busch,

hier allerdings durch Berge von Schutt –, ganz still stehen, lauschte und hörte keinen Ton.

Zweimal stand ich an dieser Stelle, ohne etwas zu hören oder zu sehen, dass sich etwas bewegte. Aber ich glaubte nicht an diese Stille, wollte es nicht glauben, daher kam ich noch einmal und drang tiefer in das Dunkel der Pfade ein. Und als ich stillstand und den Atem anhielt, da plötzlich hörte ich etwas, so nah, als wäre es unter meinen Füßen, ein Geräusch wie das Murmeln gedämpfter Stimmen. Der Pfad muss irgendwohin führen, überlegte ich und schlich auf Zehenspitzen weiter. Ich hatte einige Yards zurückgelegt, als die Stille von einem lauten Ruf zerrissen wurde: «Kartoffeln!» schrie eine Frauenstimme, und mit einem Mal erwachten die Trümmer rings um mich her zum Leben. Im düsteren Licht tauchten aus dem Nichts dunkle Gestalten auf, sie huschten wie tolle Ratten über die Hügel, stürzten sich kopfüber in ein Loch, das ich nicht bemerkt hatte und aus dem, als ich vorbeigehen wollte, wie eine feste Masse der betäubende Gestank kranker Menschen aufstieg. Ich stand einige Meter von dem Loch entfernt, sah, dass es eine Art Höhle war, die mit Segeltuch und verrosteten Blechteilen bedeckt war und in der eine Kerze flackerte, sah in deren Licht die verschwommenen Gesichter von fünf oder sechs Menschen und hinter ihnen etwas Dunkles, das ich für Mäntel oder Decken hielt, mit denen eine ganze Reihe lebender, kraftlos daliegender Menschen zugedeckt war.

Ich ging hastig weiter und dachte an die Hexen von Endor, als mich plötzlich ein Gefühl überkam, als würde ich verfolgt. Ich ging schneller, stolperte über Steine und Abfall und wusste, dass ich mich verirrt hatte. Ich hielt an, stand still und hörte um mich herum viele gedämpfte Stimmen. In der Dunkelheit konnte ich nichts sehen, nur Schutt und kaputte Wände, alles in ein Indigoblau getaucht, gegen das sich der tintenblaue Nachthimmel und die Sterne abhoben. Dann plötzlich, direkt neben mir, bewegte sich etwas. Ich vernahm ein Geräusch wie von einem Löffel oder einer Gabel, die an einen Teller schlägt, und ich

konnte die Umrisse einer Frau erkennen, die vor einer Art Hütte hockte.

«Könnten Sie mir sagen, wo ich hier bin?» fragte ich, und meine Stimme erschien mir so laut und unheimlich wie ein Nebelhorn auf hoher See. «Könnten Sie mir sagen, wie ich zur Königstrasse komme?»

«Ja», sagte eine weibliche Stimme, «aber das ist kompliziert.»

Sie erhob sich und gab mir umständliche Erklärungen. Als sie fertig war, fragte ich sie, ob sie hier lebe.

«Ja», antwortete sie, «möchte der Herr es sehen? Leider habe ich kein Licht und keine Streichhölzer ...»

Ich entzündete ein Streichholz und ging ein paar Meter über den Schutt hinter ihr her zu der Stelle, wo sie gesessen hatte. Hier beugte sie sich hinunter, nahm ein Stück altes Zeitungspapier, rollte es fest zusammen und hielt es über die erlöschende Flamme. Im aufflackern den Feuerschein sah ich, dass sie eine Frau von etwa vierzig Jahren war. Sie war aschfahl im Gesicht, sah aber ganz gut aus, und auf der Stirn hatte sie eine lange Narbe.

«Hier wohne ich, ich habe alles selber gemacht.»

Man kam in die Behausung gerade so hinein, ohne sich auf alle viere niederlassen zu müssen, ein Unterschlupf wie eine grosse baufällige Hundehütte, errichtet aus ungefähr vier Fuss hohen Planken, einem rostigen Blech als Dach und einem anderen, von zwei Mänteln bedeckten Stück Blech als Fussboden.

«Hier schlafe ich», sagte sie, «und das hier ist mein Tisch.»

Der Tisch war ein angekohltes, wackeliges, auf vier Holzstücke genageltes Brett, darauf befanden sich ein Hammer, Nägel, zwei Teller, eine Tasse, ein zerbrochenes Messer und eine Gabel.

«Wohnen Sie hier ganz allein?» fragte ich.

«Oh ja. Ich würde um nichts in der Welt da wohnen wollen, wo die anderen sind. Es ist ekelhaft schmutzig dort, und man hat kaum Luft. Es ist schrecklich.»

Ich sprach etwa zwanzig Minuten mit ihr. Dann ging ich und liess ihr meine Streichhölzer da. Als ich wieder in meinem Zimmer war, schrieb ich an meine Frau. Ich schilderte ihr kurz, was ich an diesem Abend erlebt und was mir diese Frau berichtet hatte. Dies ist ihre Kriegsgeschichte:

Sie war in sieben verschiedenen Häusern ausgebombt worden; ihr Ehemann wurde bei einem der Bombenangriffe getötet; ihre Mutter wurde bei einem Bombenangriff getötet; ihre Schwester wurde bei einem Bombenangriff getötet; sie selbst hat während des Krieges vier schwere Operationen hinter sich gebracht; ihre einzige Tochter, einundzwanzig Jahre alt, wurde im Februar dieses Jahres, nachdem sie das sechste Mal ausgebombt waren, nach Kiel evakuiert, und seither gab es kein Lebenszeichen von ihr. Ihr eine Sohn, sechzehn Jahre alt, war «durchgedreht» und blieb verschwunden. Sie konnte nicht herausfinden, wo er war, und hatte ihn seit einem Monat nicht mehr gesehen. Sechs Wochen lang hatte sie mit zweihundert anderen Menschen in einem Bunker geschlafen. Aber sie war lieber allein, und deshalb baute sie sich in den Ruinen der Altstadt einen Unterschlupf. Sie hatte grosse Angst. Der Grund, auf dem sie die Hütte gebaut hatte, gehörte nicht ihr. «Sehen Sie», hatte sie gesagt, «meine Ruine *gehört* mir nicht. Ich habe nichts ausser zwei Mänteln und den Sachen, die ich an habe. Ich habe Angst, dass die Leute, denen dieses Stück Boden gehört, zurückkommen und mich hinauswerfen.»

Früh am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, ging ich wieder in die Altstadt. Ich stand an der Stelle, wo die Pfade zusammenliefen, aber ich hörte kein Murmeln. Ich fand das Loch an der Stelle, wo sich die Höhle befand und wo ich die Gesichter im Kerzenschein gesehen hatte, aber jetzt, bei Tageslicht, konnte ich nicht hineinsehen. Ich hielt den Atem an, um den unerträglichen Gestank nicht riechen zu müssen. Eine halbe Stunde lang suchte ich nach der Hütte, in der die Frau lebte, aber

ich konnte sie nicht finden. Ich ging zur Königstrasse zurück, um den Jeep abzuholen, und als ich die trostlose Wüste des Hauptmarkts durchquerte, hörte ich in der Stille plötzlich Stimmen, die einen Psalm sangen. Sie hörten sich so traurig und so zeitlos an wie das Meer, die Stimmen klangen silberhell wie ein geübter Knabenchor – schöner als jeder Gesang, den ich bis dahin gehört hatte. Während ich lauschte, bemerkte ich zu meinen Füßen ein kleines grünes Büschel Gras, das aus dem Schutt herauswuchs, und plötzlich war ich überzeugt, dass Menschen so lange singen würden, wie das Gras wächst, und dass sie trotz ihrer eigenen Destruktivität so unzerstörbar waren wie das Meer oder die Erde.

Als ich in die Luisenstrasse zurückkam, erzählte ich John, was ich gehört hatte, und er sagte: «Ja, ich glaube, da hält ein deutscher evangelischer Pastor einen Sonntagsgottesdienst – in der Krypta unter der Frauenkirche. Ich wollte hingehen, aber jetzt ist es zu spät. Ich fahre dafür nach Fürth zu einem Gottesdienst für G.I.s. Ich war nicht mehr in der Kirche, seit ich aus den Staaten weg bin. Kommst du mit?»

Ich lachte unwillkürlich bei dieser Vorstellung. Dann aber dachte ich: Warum eigentlich nicht? Und sagte: «Okay. Ich glaube, ich bin seit fünfzehn Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen.»

«Wenn das so ist», antwortete John, «dann wirst du bestimmt etwas davon haben.»

Fürth ist ein Vorort von Nürnberg und bekannt für zweierlei: für die fünf Meilen lange Eisenbahnverbindung zur Stadt, die 1835 als die erste Eisenbahnstrecke in Deutschland gebaut wurde, und wegen des weitaus wichtigeren Umstands, dass es im Krieg kaum beschädigt worden war.

Die hässliche Kirche aus roten Ziegeln war umgeben von Jeeps, Lastwagen und Hunderten von blonden deutschen Kindern. Und dann, als wir in das Dunkel des heissen, mit G.I.s überfüllten Innenraums eintraten, geschah etwas Schreckliches ...

Vor vielen Jahren, damals in Irland, zogen wir Kinder immer unsere besten Sachen an, und wenn die Kirchenglocken läuteten, machte sich die ganze Familie auf den Weg. Wir hatten ein Gebetbuch in der Hand und in der Tasche einen *Sixpence* für die Kollekte. Die Kirche, ein finsterner grauer Bau, der aussah wie ein Gefängnis, war innen wie eine Leichenhalle und roch nach Staub. In dem Moment, als ich über die Schwelle schritt, wusste ich, dass etwas Schreckliches geschehen würde. Es begann, kurz nachdem wir unsere Bank erreicht hatten, ganz vorne, an ein paar leeren Reihen vorbei, direkt unter der Kanzel. Es begann mit einem Gefühl des Ekels, als der Schädel mit der faltigen Haut und den fleckigen Gewändern etwas vor sich hin zu leiern begann, dort in der Ecke unter den schmutzigen Fenstern, wo immer ein sterbendes Pfauenauge und ein paar sterbende Fliegen flatterten. Es begann im Magen und stieg hoch bis in den Mund, der trocken war wie Pergament, und in die Ohren, die zu klingen begannen. Es wurde richtig schlimm, so schlimm, dass ich glaubte, ich müsse sterben, als man, sich an der Ablage für die Gesangbücher festklammernd, aufstehen musste, um das *Te Deum* zu singen. Die drängende Frage war: Sollte ich mich sofort, an Ort und Stelle, nach vorne beugen und erbrechen oder sollte ich zwischen den Kirchenbänken hindurch zur Tür stürmen? Aber in diesem kritischen Moment zwischen dem Hier und Jetzt und dem Unbekannten packte mich meine Mutter am Ellenbogen, und ich ging etwas wackelig mit ihr an den paar Leuten aus dem Dorf und dem alten Mann, der den Blasebalg des Harmoniums trat, vorbei und hinaus in das herrliche, das Leben erneuernde Licht. Und dort, auf einer Mauer neben dem moosbedeckten Grabmal des berühmten *Master of the Foxhounds*, sass ich bis zum Ende des Gottesdiensts mit diesem seligen Gefühl des Wohlseins, das nur der verstehen kann, dem etwas ganz Schreckliches widerfahren ist.

Schon für den Jungen, der sich in Anwesenheit der Familie einer Ohnmacht nahe fühlte, war dies kein Spass; der Vierzigjährige in Fürth,

dem es nicht anders erging, erlebte es als Demütigung. Umgeben von einigen hundert fremden Männern in Uniform, eingeklemmt zwischen zwei baumlangen G.I.s, die nicht verstehen, warum du nicht mitbetest und singst, das Warten auf das Ende des Gottesdienstes, das Gefühl, den einzigen Freund beim Hineingehen in der Menge verloren zu haben und in dem düster stickigen Raum kein Zeichen zu sehen, wie du dem entrinnen könntest – das war erst recht schrecklich.

Wen du unter einem derartigen Bann stehst, versuchst du dich mit jeder Faser deiner Nerven auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren, aber deine Augen können ihn nicht richtig fassen, alles verschwimmt, du meinst, das Gleichgewicht zu verlieren, also schliesst du die Augen und konzentrierst dich ausschliesslich auf das, was du hörst.

Als einige hundert männliche Stimmen sangen, klang das wie ein grosses getragenes Wehklagen in einer Höhle.

*I would be true, for there are those who trust me;
I would be pure, for there are those who care;
I would be strong, for there is much to suffer;
I would be brave, for there is much to dare ...*

*I would be friend of all, the foe, the friendless;
I would be giving, and forget the gift;
I would be humble, for I know my weakness;
I would look up and laugh and lift ...*

Amen.

Die Worte halfen sehr, denn ich hatte sie noch nie gehört; doch das Singen klang irgendwie vertraut, so als hätte ich es oft vernommen.

Als es beendet war und sich ringsum alle setzten, schaute ich auf meine Uhr und wunderte mich, und wunderte mich noch immer, als eine einzelne amerikanische Stimme mein Kinn aus meiner kalten schwitzenden Hand heraus und meinen Blick nach oben zur Kanzel

zwang, auf der ich nicht einen Schädel in verstaubten Gewändern erblickte, sondern eine Gestalt wie auf einem Titelblatt des *Business Weekly*, deren Konturen zusammengehalten wurden von einer makellosen Khakiuniform.

«Wir können heute wohl mit uns zufrieden sein. Vor zwei Sonntagen kamen dreihundertachtzig von euch zum Gottesdienst, letzten Sonntag waren es dreihundert; und heute reichen die Gesangbücher nicht aus, weil fünfhundert von euch gekommen sind ... Das sollt ihr euren Leuten zu Hause in eurem Sonntagsbrief mitteilen, weil von unverantwortlichen Stimmen Gerüchte verbreitet werden ... Die Menschen zu Hause denken, dass wir uns hier draussen, weit weg von der Heimat, gehen lassen unter dem Einfluss von Wein, Frauen und Sorgen ... Ihr sollt euren Leuten zu Hause alle Befürchtungen dieser Art nehmen ... Sagt Ihnen, dass ihr an diesem Morgen das Gesangbuch mit einem christlichen Kameraden geteilt habt, weil es nicht genug für alle gab ...

Und, weil wir nun schon beim Teilen sind, möchte ich euch jetzt von einem Mann erzählen – einem ganz gewöhnlichen Mann, du könntest es ebenso sein wie ich –, der durch das Teilen näher zu Gott kam. Er war ein einfacher Mann, ein Amerikaner wie du und ich, er arbeitete hart und verdiente viel Geld, aber er war nicht glücklich. Und warum? Warum war er nicht glücklich? Weil ihn sein Geld nicht näher zu Gott brachte ... Nun lebte in der Stadt des inzwischen reich gewordenen Mannes ein anderer Mann – ein einfacher Mann, ein Amerikaner wie du und ich, auch er arbeitete hart, aber wurde nicht reich. Und warum? Er wurde nicht reich, weil ... weil der reiche Mann das ganze wirtschaftliche Leben der Stadt in seiner Hand hatte. Und als der reiche Mann sah, dass sein Konkurrent arm war, arbeitete er noch härter, um noch mehr Geld zu machen und ein noch grösseres Vermögen anzuhäufen ... Und warum? Nicht um selbst noch reicher zu werden, sondern um seinen Reichtum mit seinem Konkurrenten zu teilen, dem es schlechter ging als ihm. Und das tat der reiche Mann. Er teilte seinen

Reichtum mit seinem Konkurrenten ..., und dadurch kam er näher zu Gott.»

Ich weiss nicht, was ich ohne die «unverantwortlichen Stimmen» und den «reichen Mann» getan hätte. Auch wenn ich nicht erhobenen Hauptes in die lebenspendende Sonne hinauswankte, konnte ich wenigstens nach so vielen Jahren sagen, dass ich die Qual ertragen und schliesslich das Schreckliche überwunden hatte.

Am nächsten Tag geschah wieder etwas Schreckliches – aber etwas Schreckliches ganz anderer Art.

Es ist keine schöne Geschichte, aber zu einem Bericht über Deutschland im Jahr 1945 gehört auch ein Blick auf die Schattenseiten des Besatzungslebens. Die Geschichte ist auch nicht leicht zu erzählen. Es ist nicht einfach, ehrlich zu sein, wenn man einen Narren aus sich gemacht hast. Dass man nicht der einzige gewesen ist, ist ein schwacher Trost und lässt die Schuld nicht geringer erscheinen. Der andere, der andere Schurke war der Major, der arme Teufel.

Schon lange vor unserem Sonntagsausflug nach Fürth war der Major immer unruhiger geworden, wir alle spürten das. Diese Unruhe zeigte sich allmählich und an kleinen Dingen. Abends, nach einem im Grunde herrlichen Tag auf dem Balkon, begann er häufig ein Streitgespräch, meistens politischer Natur, was unweigerlich zu einem Wortgefecht über Russland führte, gegen dessen Regierung der Major, der Sohn eines reichen Chicagoer Bankiers, keine Kritik duldete. Stalin sollte ein Auge auf Gebiete geworfen haben, die die sowjetische Armee nicht selbst erobert habe? Was für eine schändliche Unterstellung! Das müsse man schon beweisen. Die Auseinandersetzungen wurden in einer freundlichen Atmosphäre geführt und waren völlig sinnlos. Der Major liess sich nicht davon überzeugen, dass in der Welt der Machtpolitik nicht alles schwarz und weiss ist, und je sinnloser die Diskus-

sionen wurden, desto mehr geriet der Major in Rage, er wurde immer lauter und das Reden nahm kein Ende.

«Die Moral des Teams wird immer schlechter!» sagte er dann. «Ihr seid ein Haufen von Reaktionären! Ihr redet wie die Leitartikel der Hearst-Presse!»

In seinem zunehmenden Hunger nach Zerstreung kam er auf merkwürdige Ideen. Eines Morgens beim Frühstück gab er jedem von uns mit einem heimtückischen Leuchten in den Augen ein Stück Papier und forderte uns auf, unsere Wünsche für das Abendessen aufzuschreiben.

«Ihr wisst zwar mehr oder weniger, was da ist», sagte er und unterdrückte ein Lachen, «aber ich möchte trotzdem, dass jeder von euch sagt, was er am liebsten essen möchte.»

Ich war in einer etwas gereizten Stimmung und zu Scherzen aufgelegt, und statt ein bekanntes Gericht zu nennen, zeichnete ich eine bayerische Kirche mit ihrem Zwiebelturm, aus einer Laune heraus, weil es mir gerade in den Sinn kam. Wenn man die Vorstellungskraft ausreichend strapazierte, hätte man sagen können, dass ich eine Kirche verspeisen wollte.

Beim Mittagessen schien der Major so zufrieden mit sich und der Welt wie ein Kind, das dabei ist, seinen nichtsahnenden Eltern ein Geheimnis zu verraten. Zur Zeit des Abendessens platzte er vor Erwartung, und als die Tür aufging und Frau Miedel hereintrat, wussten wir, warum. Sie trug eine riesige Platte, auf der ein erstaunlich genaues Modell einer von einem grünen Petersiliet Teppich umgebenen bayerischen Kirche stand. Sie stellte die farbenprächtige Konstruktion mitten auf den Tisch, und wir entdeckten, dass der Turm aus einem Stück roter Hartwurst (der ersten, die wir in Deutschland zu sehen bekamen) und dessen Spitze aus einer glänzenden geschälten Zwiebel bestand. Das Kirchenschiff war aus Lagen von gelbem Käse zusammengesetzt, Türen und Fenster aus dunklerem Käse, das Dach bestand aus Radieschenhaut. Hans wurde wie üblich hereingerufen und zu seinem Meisterwerk beglückwünscht, und der Major war ganz rot vor Freude über den Erfolg seiner Idee.

An diesem Abend gab es keine politischen Debatten, und der Major hätte sicher noch einen ähnlichen Einfall gehabt, wenn nicht am nächsten Tag etwas gänzlich Unerwartetes geschehen wäre und seine Aufmerksamkeit auf etwas weit weniger Geringfügiges gelenkt hätte.

Alles begann damit, dass Hans in den Salon stürmte, während wir auf das Mittagessen warteten. Er hatte ein rotes Gesicht und schien ausserordentlich erregt. Mervyn, der auf dem Klavier klimperte, hörte auf zu spielen, sah sich um und fragte Hans, was los sei.

«Ach, etwas Furchtbares!» stiess dieser hervor. «Etwas Schreckliches ist passiert! Aus der Garage sind Lebensmittel gestohlen worden!»

«Was sagt er?» fragte der Major, der gespannt in seinem Sessel sass.

«Oh», sagte Mervyn, der Szenen hasste, «Es fehlen ein paar Lebensmittel.» Und er wandte sich wieder seinem Klavierspiel zu.

Aber der Major sprang auf seine Füsse. «Lebensmittel fehlen?» rief er. «Wo, wie, was? Das ist ja lächerlich!»

Und weg war er und Frank und Dudley hinter ihm her, um die Stätte des Verbrechens in Augenschein zu nehmen.

Eine gründliche Untersuchung ergab, dass der Dieb oder die Diebe genaue Ortskenntnisse gehabt haben mussten, denn sie hatten sich nicht ungeschickt angestellt. Sie hatten gezielt mehrere schwere Dosen Rindfleisch, einige Pfund frisches Obst und einen Benzinkanister ausgesucht und sich grosse Mühe gegeben, ihre Spuren zu verwischen.

Wie ausgewechselt war der Major, der diesen Abend am Tisch sass. Er war still und machte ein finsternes Gesicht. Man spürte, dass er über seine Autorität nachdachte und seine verantwortliche Stellung angegriffen sah – er fühlte sich überrumpelt und würde, wie es aussah, nicht eher ruhen, geschweige denn ein Sonnenbad nehmen, bis die Lebensmittel und die Schuldigen gefunden waren.

Als jeder im Haus befragt worden war, ergab sich, dass die Tat nur in den zwei Stunden am Nachmittag des vergangenen Tages begangen worden sein konnte, als Hans vergessen hatte, das Garagentor abzuschliessen. Zu dieser Zeit war der Major die einzige Person im Haus! Und wo war er gewesen? Natürlich oben auf dem Balkon, wo er wie üblich in der Sonne lag! Von diesem Balkon aus aber konnte man die Garage sehen.

«Wie konnte jemand von der Strasse durch dieses Tor hereinkommen», fragte der Major, «vor meiner Nase in den Garten spazieren, die Garagentore öffnen und mit dieser Riesenbeute verschwinden, ohne dass ich auch nur einen Ton gehört habe?»

Diese Frage war offenbar nicht zu beantworten. Vielleicht war der Major eingeschlafen? Lächerlich! Nicht für eine Minute habe er je auf dem Balkon geschlafen. Also wurden die einheimischen Hausbewohner noch einmal ausgefragt. Ob sie einen Fremden in der Garage gesehen hätten? Hans? Nein. Frau Miedel? Mein Gott, nein! Trude? Nee, nee. Hertha? Was der Herr Major wissen wolle? Ein Fremder in der Garage? Hertha zögerte. Die überaus schüchterne, niedliche kleine Hertha, von der selten etwas zu hören war, würde bestimmt keine Bombe in dieses Schweigen platzenlassen! Doch Bombe oder nicht, sie war tatsächlich die Einzige, die etwas gesehen hatte!

«Ja», wisperte sie, «Kinder, ich habe Kinder gesehen.»

Der Major fand diese Neuigkeit sensationell. «Kinder!» stiess er aufgeregt hervor, «frage sie, *welche* Kinder!»

Hertha schlug ihre dunkelbraunen Augen nieder und wurde ganz rot vor Verlegenheit. «Ich weiss nicht, wer sie waren», wisperte sie. «Aber keine – keine netten Kinder. Sie sahen – so wild aus.»

«Was tat sie, als sie die Kinder sah?»

«Ich sagte ihnen, sie sollten Weggehen.»

«Und?»

«Sie gingen, aber sie kamen wieder zurück.»

Der Major fiel nicht in das Gekicher ein, mit dem diese Bemerkung quittiert wurde. Er entliess die Deutschen und sah mürrisch drein. Den

ganzen Abend blieb er still und verdriesslich, und ich hatte das Gefühl, er plane auf eigene Faust eine geheime Aktion.

Am darauffolgenden Montag, dem Tag nach dem Besuch in Fürth, hatte ich am Nachmittag nur ein kurzes Interview und kam früh und allein nach Hause. Ich hatte mich gerade hingesetzt und zu einem zerfledderten *New Yorker* gegriffen, als der Major hereinstürmte – nicht mit freiem Oberkörper, nein, im Kampfanzug.

«Jim», flüsterte er und packte aufgeregt meinen Arm, «ich glaube, wir haben sie!»

«Wir haben wen?»

Er riss mich fast aus dem Sessel. «Schau mal aus diesem Fenster», sagte er und atmete schwer, «aber lass dich nicht sehen.»

Ich schaute aus dem Fenster und sah zwischen Ligusterhecke und Gartentor einige Kinder stehen.

«Erkennst du sie wieder?» fragte er. «Sind das die Kinder, mit denen du da draussen gesprochen hast?»

«Nein», sagte ich, «ich glaube nicht, dass ich sie schon einmal gesehen habe.»

«Behalte sie genau im Auge», sagte er, «ich gehe auf den Balkon und suche die Umgebung ab.»

Es waren zwei Jungen im Alter von etwa fünf und sieben Jahren. Ich kannte sie nicht. Als ich sie beobachtete, kam mir ihr Verhalten verdächtig vor. Der ältere schaute aufmerksam in Richtung unseres Gartens, während der andere die Strasse im Blick hatte, um zu sehen, ob jemand kam. Dann verschwanden sie hinter der Hecke. Da kam der Major die Treppe heruntergerannt. Er stürzte ins Zimmer, während er seine Pistolentasche am Gürtel befestigte.

«Komm, Jim!» rief er. «Sie sind weg. Wir müssen sie kriegen. Schnell. Setz deine Mütze auf und spring in den Jeep. Fahr die Strasse runter, bis ich stopp sage ...» Der Major, der arme Teufel, durfte als Offizier keinen Jeep fahren.

Und schon waren wir aus dem Haus.

«Major», sagte ich, als wir auf der Strasse waren, «was um alles in der Welt willst du tun?»

«Stell keine Fragen, Mann, tu, was ich dir sage.»

Ich legte den Gang ein, wendete und sauste die Strasse hinunter.

«Halt!» schrie der Major nach ein paar hundert Yards.

Er sprang aus dem Wagen. «Komm mit!» befahl er.

Ich wünschte – damals nicht weniger als heute –, dass ich in der nun folgenden Szene Zuschauer gewesen wäre und kein Beteiligter. Von jetzt an war ich gefangen in der gesellschaftlich unmöglichen Position des Zivilisten, der es mit einem Offizier zu tun hat. Ich verlor allmählich meine Identität und handelte wie unter einem Bann, unter den der normale Mensch gerät, wenn er es mit einem Irren zu tun hat.

Sobald der Major die Füsse auf dem Boden hatte, stürmte er über die Strasse zu einem grossen schmutzigen verlassenen Grundstück. Auf einem Erdhügel in der Mitte des offenen Geländes sah ich die Umrisse eines halben Dutzends Kinder, die sich gegen den Himmel abhoben. In diesem Augenblick riss der Major seine Pistole aus der Tasche und schwang sie drohend in der Luft. Zugleich verdoppelte er seine Geschwindigkeit und stiess eine Art Kriegsgeschrei aus. Und die Kinder, als ob sie Spass hätten an diesem Kriegsspiel, gingen sofort in Deckung und waren nicht mehr zu sehen. Als ich den Erdhügel erreicht hatte, sah ich sie alle in einem tiefen Bombentrichter voller Asche und Unrat. Da standen sie, mit über den Kopf erhobenen Armen, und starrten ausdruckslos auf die Pistole des Majors.

Alle sechs waren Jungen, gesunde Kerle in Hemden, kurzen Hosen und Schuhen. Die beiden Ältesten waren Jugendliche – der eine ausgesprochen hübsch, der andere mit einem dumpfen, ausgesprochen bösen Gesichtsausdruck.

Die Mittleren waren um die zehn Jahre alt, und die Jüngsten waren die, die wir vor dem Haus gesehen hatten, Knirpse von vielleicht fünf oder sechs Jahren.

«Also», stiess der Major hervor, noch keuchend nach seinem Spurt, «frag sie, was zum Teufel sie hier treiben.»

Es ist nicht leicht, aggressiv zu klingen, wenn man sich gar nicht danach fühlt. Und da ich weniger Grund hatte, mich so zu fühlen wie der Major, zudem auch nicht der Meinung war, dass es erfolgversprechend oder angemessen war, Kinder, die man des Diebstahls verdächtigte, in eine Abfallgrube zu jagen, um sie dort zu schnappen, fiel es mir weder leicht noch empfand ich es als angenehm, meiner Pflicht nachzukommen und für den Major den Dolmetscher zu spielen. Doch ich fragte die Kinder einigermassen barsch, was sie denn in dem Müll zu suchen hätten. Es war nicht schwer sich vorzustellen, was sie antworten würden.

«Nichts», murmelten die grösseren Jungen.

«Nichts», krächten die kleineren.

Was das heissen solle: «Nichts», wollte der Major wissen. Sie müssten doch irgendetwas getan haben.

«Wir haben gespielt», sagten die älteren Jungen.

«Wir haben nur gespielt», piepsten die Knirpse.

Währenddessen beobachteten der Major und ich unabhängig voneinander, wie der Junge, den ich den Bösen nennen will, einen verstohlenen Blick auf den Boden warf. Der Major tat den ersten Schritt. Er ging dorthin, wo der Böse stand, und fand nach kurzem Suchen eine volle Bierflache.

«Da schau her», sagte er.

Ich nahm die mit einem Gummistopfen verschlossene Flasche, öffnete sie und hielt sie an die Nase.

«Das ist Benzin», sagte ich.

«Benzin!» rief der Major triumphierend.

Ich hielt die Flasche ins Licht und schüttete ein bisschen von der Flüssigkeit auf meine Hand. «Ich bin sicher, es ist rosa», sagte ich.

«Frag sie, woher sie es haben», verlangte der Major.

«Gefunden», sagte der Böse.

«Wo?»

«Hier, in der Asche vergraben.»

«Das ist gelogen», schnappte der Major. «Sag ihm, er ist ein Lügner.»

«Major», sagte ich, «meinst du wirklich, damit kommen wir weiter?»

Aber er blieb stur. Also sagte ich zu dem Bösen, er sei ein Lügner, womit ich wahrscheinlich recht hatte. Und wie zu erwarten war, machte er keine Anstalten, seine Aussage zu wiederholen: Er zuckte nur mit den Schultern und schwieg.

«Frag ihn, was er damit vorhatte!»

«Wollte es meiner Mutter bringen, für ihre Spirituslampe», sagte er.

Den Major, noch immer erregt durch seine Entdeckung, schien es nicht zu stören, dass wir so offenbar nicht weiterkamen. Er fuhr mit dem Fuss durch die Aschehaufen und durch den Müll und suchte das Gelände um unseren Standort herum nach weiterem Beutegut ab. Er kam mit leeren Händen zurück. Nun wollte er wissen, wo die Kinder wohnten.

«In der Nähe des Nordostbahnhofs», sagten sie einer nach dem anderen. Der Bahnhof befand sich eine Meile die Strasse hinauf, anscheinend wohnten alle im gleichen Häuserblock.

Warum sie hierher kämen?

Sie seien spaziergegangen.

Ob sie vorher hier schon einmal gewesen seien?

Nein.

«Frag jeden einzeln», verlangte der Major.

«Aber Major», protestierte ich, «solange sie zusammen sind, werden sie alle dasselbe sagen!»

«Frag sie.»

Nein, keiner von ihnen sei vorher schon einmal hier gewesen.

«Wir nehmen sie mit zum Haus», sagte der Major. «Sag ihnen, sie sollen mir folgen. Du fährst den Jeep zurück.»

Der Major ging los mit seiner Pistole, gefolgt von sechs Kindern, und ich brachte den Jeep zurück, in der Hand die Benzinflasche.

Die Kinder waren im Garten versammelt, gegenüber dem Garagentor.

«Also», sagte der Major, «nun frag sie, ob sie schon einmal hier gewesen sind.»

Ich wollte schon wiederholen, was ich eben gesagt hatte, nämlich dass sie alle dasselbe sagen würden, aber meine ohnehin schon geschwächte Durchsetzungskraft schwand zusehends, und ich liess es bleiben.

Nein, keiner von ihnen sei vorher schon einmal hier gewesen.

Was die beiden, die an der Gartentür gestanden hätten, hier zu suchen gehabt hätten.

«Wir haben nur hineingeschaut», murmelte der grössere von den beiden Knirpsen.

«Ja», echote der Kleinere, «nur hineingeschaut.»

«Eine verdammte Lüge», schnarrte der Major. «Sag ihnen, sie kommen ins Gefängnis, wenn sie nicht gestehen.»

Ich sah ihn an, sagte aber nichts. Zu den Kindern sagte ich: «Es ist besser, wenn ihr die Wahrheit sagt.»

«Aber wir haben nichts getan!» sagten sie im Chor.

Als die unwürdige Vorstellung an diesem Punkt angelangt war, verspürte ich auf einmal den fast unwiderstehlichen Wunsch, wegzulaufen oder in hysterisches Gelächter auszubrechen.

«Jim», hörte ich den Major sagen, «geh und hol Hertha und frag sie, ob sie die verdammten Bälger als die identifizieren kann, die bei der Garage gewesen sind.»

Das war endlich etwas Konkretes, zumindest bewahrte es mich davon, mich von den Kindern weiterhin dumpf und bestürzt angaffan lassen zu müssen.

Ich fand Hertha bei Hans in der Küche, und als ich sagte, was wir von ihr erwarteten, verriet ihr verlegenes Lächeln, dass sie nicht gerade begeistert war. Aber sie ergab sich in ihr Schicksal und ging hinter mir her. Sie stand auf der Terrasse oberhalb der Kinder wie eine unerfah-

rene Lehrerin, die ihre erste Stunde halten muss, und sah sich die ausdruckslosen Gesichter an. Dann wiegte sie langsam und verhalten ihren Kopf von einer Seite zur anderen.

In der Tragikomödie des Lebens gibt es Situationen, aus denen man nicht entrinnen kann. Man mag sie als Augenblicke verstehen, in denen das Gleichgewicht eines Menschen auf dem Prüfstand steht. Der Nervöse, der, der sich mit fest geschlossenen Augen am Rande des Abgrunds entlangtastet, wird entweder hysterisch oder sieht rot wie der sprichwörtliche Stier und dreht durch. Und das Äusserste, wozu die mit einer stärkeren Konstitution Begabten in der Lage sind, ist, sich in einem Zustand schweisstreibender Lähmung krampfhaft aufrecht zu halten. Doch wenn es soweit gekommen ist, besteht immer noch die Möglichkeit, dass sich etwas ereignet, das eine vorübergehende Erleichterung bringt: durch ein wunderbares Aufblitzen des Grotesken, des Un erforschlichen, das von jenen Welten ausgeht, die an die des Träumers, des Süchtigen oder eines Betrunkenen grenzen.

Wie mir der Vorschlag in den Sinn kam, wie ich ihn ohne zu lachen in Worte fassen konnte, vermag ich nicht zu sagen. Und als dieser Geistesblitz in die Tat umgesetzt war, hätte ihn eigentlich nur ein Surrealist oder ein Liebhaber des Abartigen akzeptieren können.

«Major», hörte ich eine Stimme sagen, die die meine war, «sollen wir nicht Hans herausholen, damit er mit seinem Kopf nickt, anstatt ihn zu schütteln?»

War mein Zustand ansteckend? Hatte der Major, der arme Teufel, auch aus dem Becher des Wundersamen getrunken? Wie hätte er meinem Einfall sonst, anstatt mir zu sagen, ich solle meinen Kopf unter kaltes Wasser halten, sofort und mit ungerührtem Gesichtsausdruck zustimmen und ihn sogar vernünftig finden können? Glaubte er etwa, dass er damit die «verdammten Bälger» davon hätte überzeugen können, dass wir sie nicht nur als Lügner betrachteten, sondern auch einen verlässlichen Zeugen hatten, der sie als Diebe überführen könnte?

Vernünftig war kaum das Wort, das Hans als passende Beschreibung für meinen Überschwang an Phantasie akzeptiert hätte. Ich fand ihn in der Küche, beim Zwiebelbraten. Er hatte von den seltsamen Ereignissen nichts mitbekommen. Er tat genau das Gegenteil von dem, was ich, durch seine weisse Kochmütze und die Ruhe in der Küche plötzlich ernüchert, ihn draussen zu tun bat. Er schwieg wie vor den Kopf geschlagen und wiegte langsam und schwer seinen Kopf von der einen zur anderen Seite!

«Oh, Hans!» seufzte ich schwach, «dies ist eine lange Tragödie von Irrtümern, und du sollst nur eine kleine Rolle darin spielen! Man begehrt keinen Meineid, wenn man mit dem Kopf nickt!»

Hans – der Herr segne ihn! – hatte Sinn für Humor. Langsam glitt ein Lächeln über sein ernstes Gesicht, er wischte sich die Hände an der Schürze ab, rückte seine Mütze zurecht und folgte mir hinaus auf die Terrasse. Er stand einen Moment, starrte hinunter zu den Kindern und streifte mit seinem Blick jedes einzelne Gesicht. Er hatte gerade begonnen zu nicken und seine Rolle vollendet zu spielen, als plötzlich die Tür am Ende des Gartens geräuschvoll aufging und die massive stiernackige Gestalt des Professors mit Handschuhen und Helm und einem vom Gürtel herunterbaumelnden Bajonett den Weg heraufmarschiert kam, direkt hinter ihm Frank, Dudley und John.

Selten habe ich einen tieferen Seufzer der Erleichterung gehört.

Die folgende Befragung entwickelte sich schnell zu einem Streit, unterbrochen von Momenten des Schweigens, auf die wieder hitzige Wortgefechte folgten. Ich versuchte, dem Professor die Situation zu erklären, aber ich sah, dass er schon viel zu erregt war, um zuzuhören.

«Ich will verdammt noch mal mit dem ganzen Sch... nichts zu tun haben!» knurrte er.

Als ob der Major diese Bemerkung überhört hätte, rief er: «So, und nun bringen wir diese Bengel nach Hause und durchsuchen ihre Wohnungen!»

Einen Augenblick lang dachte ich, eine Meuterei würde ausbrechen.

«Ich habe nicht gelernt, wie man ein Haus durchsucht!» bellte der Professor.

«Ich auch nicht!» tönte Dudley, dessen Gekreische ausnahmsweise kein Kichern hervorrief.

«Dann wird es Zeit, dass ihr es lernt!» schrie der Major. Ich bemerkte, dass sein Gesicht tiefrot anlief, und plötzlich tat er mir leid.

«Los!» befahl er. «Die diensttuenden Männer nehmen ihre Gewehre und Pistolen. Zwei Kinder pro Jeep. John, du übernimmst mit mir die Führung.»

Ich stieg in den Jeep des Professors, hinten sassen der hübsche Jugendliche und einer von den Knirpsen.

«Dieser Kerl hat sie nicht mehr alle», knurrte der Professor, als wir hinter dem Major die Strasse hinaufrasten. «Er macht mich stinksauer.»

«Mir geht es ähnlich», sagte ich zu ihm. «Pass auf, ich weiss nicht, was du tun willst in den Wohnungen von diesen Kindern, aber mir reichts jetzt. Wenn wir eine Durchsuchung vornehmen sollen, dann öffne ich ein paar Zimmer- und Schranktüren, um das Gesicht zu wahren, und damit hat sich's. Aber du musst das Reden übernehmen. Ich musste schon mehr als genug sagen.»

Ich hatte den Eindruck, der Professor hatte bereits jetzt so viel zu sagen, dass er am Steuerrad explodiert wäre, hätte er auch nur ein weiteres Wort gesprochen. Als wir hinter dem Major herfuhrten, vorbei an grauen, nicht zerbombten modernen Mietshäusern, setzte er sein Bulldoggengesicht auf, und hinter der Hornbrille machte sich ein unheilverkündendes Glitzern in seinen Augen bemerkbar.

Der Professor sprach ein eigenartiges Deutsch – er sprach die Buchstabenfolgen genau so, als bildeten sie ein englisches und kein deutsches Wort, ohne eine Spur von deutscher Intonation, ohne Hemmungen und sehr laut. Als er aus dem Jeep gestiegen war, drehte er sich zu dem hübschen Jugendlichen um.

«Heraus!» brüllte er. «Wo ist dein Heim?»

Weder der Hübsche noch der Knirps liessen Anzeichen von Aufregung erkennen, als sie vom Rücksitz sprangen. Das war vielleicht das Erstaunlichste und auch das Irritierendste an dieser grässlichen Vorstellung: Zu keinem Zeitpunkt hatten die Jungen, auch nicht der kleinste, irgendeine Gefühlsregung gezeigt. Sie starrten uns nur mit ausdruckslosen Gesichtern an, als ob ein paar Fremde, die nicht ganz richtig im Kopf waren, etwas Verrücktes, aber im Grunde Harmloses täten.

Auf der Strasse verteilten sich die Jeepladungen in verschiedene Richtungen. Der Hübsche, hinter dem der Fünfjährige hertrötete, führte uns durch einen Bogengang in einen Hof. Einige G.I.s standen herum, offenbar waren sie hier einquartiert. Vor dem Eingang zu einem Mietshaus rappelte sich ein kleiner Mann mit runden Schultern und einem Rattengesicht mühsam vom Boden hoch. Der Jugendliche blieb vor ihm stehen, warf uns einen Blick zu. Dies sei sein Vater, murmelte er. Ich starrte auf den hutzligen gelbhäutigen Mann, der aussah wie ein Wiesel, und fragte mich, wie er es fertiggebracht hatte, einen blonden, blauäugigen, aussergewöhnlich hübschen Jungen zu zeugen. Als der Professor den Vater anbellte, dass wir gekommen seien, um seine Wohnung zu durchsuchen, zitterte und stotterte er, deutete anklagend auf seinen Sohn und schaute uns fragend an.

Vater und Sohn führten uns eine enge Treppe hoch in zwei winzige Zimmer, die zwar sauber aussahen, aber nach abgestandenem Schweiss und kranken Mägen rochen. Der Hübsche stand nahe am Fenster, und die Augen seines Vaters bewegten sich zwischen seinem Sohn und dem Knirps, der sich in eine Ecke gekauert hatte, drohend hin und her. Dann liess der Professor eine lautstarke Tirade vom Stapel, deren Inhalt ich hier nicht wiedergeben möchte. Seine Stimme füllte den ganzen Raum. In seinem schauerhaft amerikanischen Deutsch teilte er dem Vater mit, sein Junge und andere Mitglieder einer Bande seien in einer Müllgrube aufgegriffen worden und hätten eine

Flasche mit amerikanischem Benzin bei sich gehabt. Ausserdem seien Benzin und Lebensmittel aus unserer Garage gestohlen worden. Mitten in seiner groben und deklamatorischen Rede stürzte sich der Vater plötzlich unter einem Schwall unverständlicher Beschimpfungen auf den Hübschen und schlug ihm zweimal mit dem Handrücken ins Gesicht. Der Sohn machte keine Anstalten, sich zu verteidigen, er zuckte unter den Schlägen, blieb aber stehen und sagte kein Wort. Als der Vater ihn weiterhin mit Anschuldigungen überhäufte, schüttelte er nur einfach den Kopf.

«Ich habe nichts getan», stiess er schliesslich durch die Zähne.

Das schien den Vater nur noch mehr in Wut zu versetzen, und als er sich anschickte, wieder auf den unglücklichen Jungen einzuschlagen, gingen wir dazwischen. Der Mann liess seine Arme sinken und startete uns mit seinen gelblichen Augen an, aus denen kriecheische Angst sprach.

Der Professor befahl ihm daraufhin, alle Schränke zu öffnen. Diese sogenannte Durchsuchung war eine Farce, reif für eine Amateurbühne. Zum Schluss hatten wir eine Flasche mit fragwürdigem Essig, etwas altes Brot und ein paar Kartoffeln gefunden. Wenn ich an die Gerüchte dachte, die zweifellos über die Mahlzeiten, die bei uns zweimal am Tag auf den Tisch kamen, in Umlauf waren, wunderte ich mich nicht, dass beherztere Leute aus der Gegend ihre Freiheit aufs Spiel setzten, um uns von unseren Lebensmittelreserven zu erleichtern. Nachdem der Professor dem sich ängstlich duckenden Vater eine letzte Warnung im Hinblick auf das Verhalten seines Sohnes erteilt hatte und wir wieder auf der Strasse waren, wunderte mich auch nicht, auf den Gesichtern hinter den Fenstern des Mietshauses ein selbstgefälliges und zynisches Lächeln zu sehen. Schweigend und mit leeren Händen fuhren wir von dannen.

ERLANGEN UND BAMBERG

Während unserer letzten Woche in Nürnberg pendelten wir nach Erlangen, die siebzehn Meilen nördlich, an der Hauptstrasse nach Bamberg gelegene Universitätsstadt.

Wir nahmen nicht diese Strasse, sondern klapperten frühmorgens durch die zerstörte Peripherie der Stadt, vorbei an den vielen sinnlosen, vom amerikanischen Militär an Telegrafmasten übereinander angebrachten Verkehrszeichen und den verschlafenen Negern, die den Verkehr regelten, und rumpelten dann weiter auf einer von Bombentrümmern übersäten Allee, die uns aus den Vororten in einen Fichtenwald und von da aus auf eine Autobahn führte, auf der man dann mit einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen in zehn Minuten nach Erlangen rasen konnte.

Erlangen ist eine behäbige Stadt, die in einem behäbigen und flachen Land liegt. Die niedrigen Häuser aus dem achtzehnten Jahrhundert «verleihen dem Ort», wie es im Baedeker heisst, «eine gemütliche bürgerliche Atmosphäre». Auf dem Hauptplatz vor dem Schloss stand eine Statue des Markgrafen Friedrich von Kulmbach-Bayreuth, des Gründers der Universität. Er sah ein bisschen aus wie Oliver Cromwell, und die Amerikaner benutzten ihn als Telegrafmast: An seiner Halskrause hatten sie Drahtspulen angebracht. Zu seinen Füessen befand sich eine Tafel für amtliche Bekanntmachungen, auf der ich zum ersten Mal eine Ankündigung von amerikanischen Filmen für das deutsche Publikum sah. Der eine Film war ein Western, und der andere trug den Titel *Oil*.

Bei den Befragungen in Erlangen hatten wir, zum ersten und zum letzten Mal, ein ganzes Haus für uns – eine ehemalige Schule, aus der die Nazis ein Museum zur Diskreditierung der Freimaurer gemacht hatten. Später erfuhr ich, dass dies das einzige seiner Art in Deutschland war. Entlang der Wände in den oberen Räumen standen Glasvitriolen mit Symbolen der Freimaurer, Hämmer und deformierte Eiserne Kreuze, an denen maschinengeschriebene Zettel angebracht waren, denen der Betrachter entnehmen sollte, diese seien von Freimaurern entweiht worden. Dort hingen auch gerahmte Seekarten, Teilnehmerkarten für Versammlungen und farbige Reproduktionen von freimaurerischen Gemälden, die Logenmitgliedern in Kalifornien, Pennsylvania und anderen amerikanischen Staaten gehörten. Einige Mitgliederverzeichnisse waren in hebräischer Schrift geschrieben.

Wie Kempten war auch Erlangen kaum zerstört und daher voller Flüchtlinge aus Nürnberg, aus dem Saar- und dem Ruhrgebiet, dazu aus Berlin, Dresden, Breslau und anderen Städten des Ostens – und wie üblich *schimpfed* alle, wie sehr sie unter den Einheimischen zu leiden hatten.

Diese wiederum hatten vor allem in der Angst vor Luftangriffen gelebt, jede Nacht hatten sie das Donnern der auf ihrem Weg nach Nürnberg über sie hinwegfliegenden Bomber gehört, und ein paar Minuten später erzitterten die Fundamente ihrer Häuser, wenn die grosse Stadt unter dem Bombenhagel bebte. Selbst als die Erde nicht mehr zitterte, wussten sie nie, ob die alliierten Piloten nicht den Befehl hatten, auf ihrem Rückweg auch Erlangen anzugreifen. Aber sie wussten, dass sie einen Angriff kaum überleben würden, denn von allen Städten, die wir sahen, hatte Erlangen, so schien es mir, die schlechtesten Verteidigungs- und Schutzanlagen. Das hatte natürlich Folgen. Viele teilten die Ansicht eines neunzehnjährigen Mädchens, das ich befragt hatte: «Nee, wir hatten nur unsere Keller, und die taugten nichts. Ich dachte, wenn wir bombardiert würden, hätten wir wenigstens anstän-

dige Luftschutzkeller ... Natürlich», fügte sie hinzu, «die von der Partei hatten welche, oben in den Hügeln.»

Erlangen schien von jungen Frauen aus ganz Deutschland überzquellen. An manchen Tagen summt es in unserem Anti-Freimaurer-museum wie in einer Mädchenschule. Doch ein Mädchen aus Pommern, das bei mir war, weigerte sich schlicht, irgendetwas zu sagen. Mit völlig leeren Augen starrte sie mich an. In meiner Verzweiflung tauschte ich schliesslich mit dem Professor, der mir einen tauben, zahnlosen, schwachsinnigen alten Trottel schickte, der auf fast alle Fragen mit einem breiten Grinsen antwortete, nickte und stets «Ja, ja! So war es!» sagte. Als ich eine Stunde später einen verstohlenen Blick in den Raum des Professors warf, hörte ich, wie er «meinem» Mädchen eine seiner Lektionen in Sachen Demokratie erteilte. Ein anderes Mädchen, das aus Erlangen kam und sehr hübsch war, erklärte mir, sie gehöre zu der «kleinen Gruppe der deutschen Intelligenz» – was durchaus sein mochte, aber ihr Unwissen über alles, was ausserhalb Deutschlands vor sich ging, sprach nicht besonders für diese «kleine» und offenbar exklusive Gruppe. Das Mädchen, an das ich mich am besten erinnere, war eine achtzehnjährige Blondine, die gegen Ende des Krieges als Luftwaffenhelferin verpflichtet wurde. Sie arbeitete auf einem Flughafen bei Bayreuth, wo die Deutschen, wie sie sagte, sechsmotorige italienische Savoia-Maschinen im Einsatz hatten. Als einmal zweihundert Flugzeuge auf dem Flughafen versammelt waren, griffen die Alliierten Bayreuth an und zerstörten sie fast alle. 1944 musste sie sich bei einer Feuerschutzstaffel melden und wurde mit fünf anderen Mädchen und drei Männern auf einem Feuerwehrauto nach Nürnberg gefahren.

«Wir fuhren zuerst jedes Mal zum Deutschen Hof», sagte sie, «wo Hitler und die anderen Grossen immer abstiegen. Dieses Jahr im Februar war ich während eines Luftangriffs im dritten Stock des Deutschen Hofes, und das Hotel geriet in Brand. Ich hatte einen Asbestanzug an, der meinen Körper schützte, aber die Flammen von den Phosphor-

bomben verbrannten meine Arme, meine Beine und meinen Kopf unter dem Helm. Ich hatte fürchterliche Schmerzen.»

Sie war äusserst verbittert über die Luftwaffe. «Sie gaben uns Mädchen fast nichts zu essen. Ich glaube, wenn wir unsere Eltern nicht gehabt hätten, wären wir vor Hunger gestorben. Wir sangen die ganze Nacht durch, um nicht an unsere leeren Mägen denken zu müssen. Der Hunger liess uns nicht schlafen. Mit den Männern der Luftwaffe durften wir nicht sprechen, damit wir nicht zu viel mitbekamen.»

Selbst die Niederlage Deutschlands führte sie auf die Luftwaffe zurück – oder, genauer, auf den «alten Meyer, diesen Lump! Über die Luftwaffe wurde immer zu viel geredet», sagte sie. «Die Männer, die bei der Luftwaffe Dienst taten, waren halb verrückt vor Verbitterung und Verzweiflung. Wenn jemand sagte, der Krieg sei verloren, oder wenn irgendwer behauptete, er habe das gesagt, dann wurde er sofort abgeholt und erschossen. Ich war bei der Luftwaffe, ich weiss Bescheid. Ich sage Ihnen, ich habe mich wirklich geschämt, eine Deutsche zu sein.»

Mittags fuhren wir nicht nach Nürnberg, sondern hinaus in den Wald und assen dort die Brote, die uns Hans und Frau Miedel gemacht hatten, wir lagen unter den Bäumen, schwiegen, redeten oder dösten, bis wir für das Nachmittagsinterview zurückfahren mussten. Danach traten wir langsam und widerwillig die Rückfahrt zu den Ruinen an. An einem Nachmittag fuhr ich in die entgegengesetzte Richtung nach Bamberg, um die Stadt zu sehen und um Gustav Schulz zu besuchen. Ich wollte mich mit eigenen Augen überzeugen, wie der geschwätzige Opportunist lebte.

Wenn jemals wieder eine Zeit kommen sollte, in der Studenten und Architekturliebhaber die grossen Denkmäler der europäischen Vergangenheit sehen wollen, dann, glaube ich, ist Bamberg heute die einzige Stadt in Deutschland, wo das noch möglich ist. Hier finden sich die grossartigsten Beispiele aller Stilrichtungen, vom zwölften bis zum

neunzehnten Jahrhundert, und alle sind unversehrt. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass die Stadt einige heftige Luftangriffe erlebt hatte. An den Seitenarmen der Regnitz lagen einzelne Gebäude in Trümmern, bis auf zwei waren alle zwölf Brücken der Stadt gesprengt worden, und zwar so, dass auch die alten Häuser zerstört worden waren. Aber diese Schäden wurden nicht von alliierten Bombern oder der Artillerie verursacht, sondern von der SS in den letzten Kriegstagen.

Gustav Schulz wohnte hinter der romanisch-gotischbarocken Kirche St. Jakob, in einem der schönsten Viertel von Bayerns schönster Stadt. Von seiner Wohnung in einem entzückenden Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert hatte man nach vorn einen herrlichen Blick über das grüne fruchtbare Regnitztal, und nach hinten sah man auf üppige und schattige Gärten, die mich an die kühlen Patios von Sevilla erinnerten.

«Welch ein Freude, Sie zu sehen, Herr Stern!» sagte er und beehrte mich, während er mich durch die kühlen geräumigen Zimmer führte, mit seinem so überaus verbindlichen Lächeln. «Schön hier, nicht wahr?»

«Kann man wohl sagen», pflichtete ich ihm bei. «Was für ein Glück, dass Sie sich Bamberg als Wohnort ausgesucht haben.»

«Tja», seufzte er und zog seine ausladenden Schultern ein. «Bamberg! Ist kein Ort für einen aktiven Menschen, verstehen Sie?»

«Nein? Was stimmt nicht mit diesem Ort?»

«Ach, hier ist doch nichts los», knurrte er, «und die Leute! Sie sind so schwerfällig! So provinziell! Sie schlafen alle. Furchtbar! Gerade eben kam jemand, um sich von mir einen Rat zu holen – er war einer der Herausgeber von *Die Dame* in Berlin. Wissen Sie, man ist schon froh, wenn man einen wie ihn zum Reden hat!»

Da ging eine Tür auf, und eine Frau in einem makellos weissen Kleid kam herein. Sie sah aus, als ginge sie zu einer Gartenparty.

«Sie erinnern sich an meine Frau?»

«Natürlich», log ich und dachte, wie traurig und krank Frau Dr. Schulz im Vergleich zu ihrem grossen lauten Mann wirkte.

«Na, mein lieber Herr Stern», sagte dieser Mann, schlug die Hände zusammen und wuchtete seinen massigen Körper aus dem bequemen Armsessel. «Was darf es sein? Wie wäre es mit ein paar frischen Eiern und ...?»

«Eier?» fragte ich verblüfft.

«Ha!» sagte er freudestrahlend, «warum nicht? Und Kaffee – schwarz oder *crème, comme à Paris*? Oder Wein – einen kleinen kühlen Rheinwein?»

«Ich nehme den Wein, danke», sagte ich. «Wir haben nicht viel, und der, den wir haben, ist nicht gut.»

«Ach, Sie armer Kerl», seufzte Schulz, während er zur Tür ging, «ich sage immer, nichts ist schlimmer als schlechter Wein.»

«Was für eine Welt!» seufzte seine Frau, als er ausser Hörweite war.

«Ja, wirklich!» murmelte ich und dachte, dass sie wohl eher – bewusst oder unbewusst – die Welt eines Gustav Schulz meinte als die Welt im Allgemeinen.

«War Ihr Mann schon an der Schweizer Grenze?» fragte ich.

«Nein», antwortete sie ohne jedes Interesse, wie es schien. «Ich glaube, er will morgen fahren.»

«So, das haben wir!» rief er, als er mit einer Flasche und ein paar Gläsern zurückkam.

Nachdem seine Frau das Zimmer verlassen und er die Gläser gefüllt hatte, nahm er zwei gerahmte Fotografien von einem kostbaren alten Schreibtisch und zeigte sie mir.

«Mein Junge», strahlte er, als sei der hochgewachsene hübsche junge Mann im weissen Flanell allein sein Produkt. «Er ist immer noch vermisst», sagte er und reichte mir das andere Foto, das ein intelligent aussehendes blondes Mädchen zeigte: «Und meine Tochter.»

«Lebt sie auch hier?» fragte ich, um etwas zu sagen.

«Ach, nein», antwortete er, lachte in sich hinein und grinste dann wie ein ungezogener Junge. «Sie und ich, wir – hatten eine kleine Mei-

nungsverschiedenheit – und dann ist sie gegangen! Sie wissen, wie das mit den temperamentvollen jungen Mädchen ist!»

«Ja natürlich», murmelte ich.

«Ja», sagte Schulz und streckte seine langen Arme und Beine wieder im Sessel aus. «Schade, dass Sie neulich nicht hier waren – am 20. Juli. Ich hatte überlegt, ob ich Sie mit meinem Wagen holen sollte, aber dann fand der Gottesdienst doch schon sehr früh statt. Wir hatten hier im Dom eine Messe im Andenken an Graf von Stauffenberg und die anderen armen Teufel. Seine Witwe war da. Es war sehr bewegend. Ich habe einen von den Generälen verteidigt. Ich habe die Abschriften einer langen Korrespondenz mit der Witwe. Sie dürfte für die Militärregierung von Interesse sein.»

«Das glaube ich auch», murmelte ich, als Frau Schulz wieder erschien und zwei Spiegeleier, Bratkartoffeln und Kaffee mitbrachte.

«Nehmen Sie auch etwas?» fragte ich sie.

«Nein, danke, ich habe keinen Hunger.»

«Wir essen nachher zu Abend», sagte Herr Dr. Gustav Schulz.

«Ah ja», sagte ich. Ich beendete die leckere kleine Mahlzeit und stand auf, um mich zu verabschieden.

«Nun, lieber Herr Stern», sagte Schulz an der Tür, «grüssen Sie alle in London. Vielleicht komme ich bald mal wieder hin. Wer weiss?»

Ja, wer weiss! dachte ich. Ich stieg in den Jeep und fuhr an diesem herrlichen Sommerabend aus Bamberg hinaus und durch Erlangen auf die Autobahn und dann in den Wald. Während der ganzen Fahrt hatte ich an die Schulzes dieser Welt denken müssen und mich gefragt, was denn Besonderes an ihnen war, dass sie stets davonkamen, selbst in Nazideutschland und im Europa des Jahres 1945, und immer noch alles hatten. Da bemerkte ich an der ruhigen Strasse im Wald ein Hinweisschild der US-Armee, es war kein bedeutungsloser Buchstabe oder ein Anagramm, kein Pseudonym wie *garbage* oder *ashcan* zur Bezeich-

nung irgendeiner Besatzungseinheit. Es war nur ein einfaches Schild mit grossen schwarzen Buchstaben auf weissem Untergrund und mit einem Pfeil, der nach links wies. Die Aufschrift war klar und unmissverständlich: *US Military Cemetery*.

Ich überlegte einen Augenblick, dann bog ich nach links ab und fuhr knirschend eine mit Schlacke bedeckte Strasse entlang. Plötzlich öffnete sich der Wald zu einer kleinen runden Lichtung, die mit Holzplanen belegt war. Mitten auf diesem verlassenem Fleck stand wieder ein Schild: *Visitor's Vehicles*. Ich parkte den Jeep und ging zu einer Schneise, durch die ich weisse Kreuze sah, eine Reihe an der anderen. Am Rand des Friedhofs blieb ich stehen und bewunderte den Mann, der diesen Platz mit viel Gespür und Gefühl ausgewählt und angelegt hatte. In einem grossen geschützten, aus dem Wald herausgeschlagenen Kreis, auf einem Grund aus wunderbar gemähtem, üppig grünem Gras leuchteten weiss Hunderte und Aberhunderte von Kreuzen, eines wie das andere; nur hin und wieder tauchte dazwischen ein Davidsstern auf. Es war der erste saubere, aufgeräumte und friedvolle Ort, den ich in der Nähe von Nürnberg entdeckt hatte. Ich verharnte mehrere Minuten in der abendlichen Stille und dachte: Wenn ich morgen sterben sollte, wäre das der Ort, wo meine Gebeine, meinewegen auch meine Hundemarke für immer liegen sollten.

Die Szenerie war so friedlich, so still und einsam, dass ich mir vorstellte, hier wohnten nur die Toten. Doch als ich dann ein paar Schritte weiterging, sah ich hinter dem Kreis der Gräber, direkt vor dem Wald ein kleines Holzhaus. Als ich näherkam, bemerkte ich, dass auf der dem Friedhof zugewandten Seite des Hauses kreuz und quer Symbole verschiedener Sportarten eingekerbt waren – ein Tennisschläger, ein Baseballschläger, etwas, das aussah wie ein Netz für das Lacrossespiel, darunter ein aus dem Holz herausgeschnitzter Ball.

Während ich dieses Beispiel «arischer» Kunst, aus dem ich nur schliessen konnte, dass der amerikanische Militärfriedhof bis vor Kur-

zem ein deutscher Sportplatz gewesen war, näher betrachtete, spürte ich, dass ich nicht allein war. Ich sah über mir ein kleines Fenster, durch das ein kaffeebraunes Gesicht auf mich herabschaute, schläfrig, nicht forschend. Das Gesicht verschwand, ich hörte Schritte, die Tür öffnete sich, und heraus kam ein schlanker, sympathisch wirkender Corporal.

«Ich schaue mich hier nur um», sagte ich, um meine Anwesenheit zu erklären.

«Schon okay.» Er zündete sich eine Zigarette an, zog einen Stuhl heran, setzte sich und lehnte sich gegen den Türpfosten. Hinter ihm bemerkte ich einen Stapel schmaler Holzbretter und einen grossen Kanister mit Farbe.

«Suchen sie jemand Bestimmten?» fragte er und sah auf das Meer von Gräbern hinter mir.

«Nein, ich bin nur vorbeigefahren und hab' das Hinweisschild gesehen.»

Und dann fragte ich ihn, mehr um etwas zu sagen, als aus wirklichem Interesse, von welchem Schlachtfeld diese Gefallenen kämen.

«Schlachtfeld?» sagte er und runzelte die Stirn. «Warum, der Krieg ist seit mehr als zwei Monaten vorbei ...»

«Ja, sicher», begann ich, aber er unterbrach mich.

«Mit dem Dutzend heute Morgen, den paar heute Mittag», er steckte die Zigarette zwischen die Lippen und zählte mit den Fingern, «das macht eintausendundsechszwanzig. Von denen, denk' ich, sind höchstens 'n paar hundert Gefallene da draussen.»

«Und die anderen? Wie sind sie ...?»

«Oh, alles Mögliche. Die meisten auf der Strasse. Im Schnitt dreizehn am Tag. Jeeps, Lastwagen, Waffentransporter. Besonders schlimm ist es bei schlechtem Wetter. Unachtsames Fahren nennen die das. Die Typen lassen sich vollaufen. Sind lange und weit weg von zu Hause, machen allen möglichen Blödsinn. Das sind die, die sie Unfalltote nennen, und die anderen, das sind keine Unfälle. Selbstmorde – hatte gerade ein Paar heute Mittag ...»

«Ein Paar?»

«Nehm' ich an. Die beiden waren dicke Kumpels. Seit sie von zu Hause weg waren, seit drei Jahren, waren sie immer zusammen. So geht es manchen Jungs ... Einer von den beiden war verheiratet und hatte gerade gehört, dass er genug Punkte hatte, um nach Hause zu kommen. Er hatte sich fertiggemacht für die Abreise zu einem dieser französischen Häfen Ende dieser Woche – heute hätt' er fahren sollen. Da kriegt er 'n Brief von seiner Frau. Ganz kurz. Ich will dir nur gratulieren, schreibt sie, du bist nun stolzer Vater eines schönen kleinen Jungen ...»

Der Corporal zögerte und sah mich einen Moment an, dann fuhr er mit einer tonlosen Stimme fort: «Also dieser Typ liest den Brief, nimmt seine Knarre und sucht nach seinem Kumpel. Ich nehme an, niemand weiss, und keiner wird's je wissen, was da geredet wurde, jedenfalls wurden ihre Leichen in einem Wald hinter ihrem Quartier gefunden, und der Typ, der nicht verheiratet war, der hatte die Knarre in der Hand ...»

Das Schweigen, das nun folgte, schien endlos. Ich starrte auf das Gras zwischen meinen Füßen, während ich eine namenlose junge Frau im Blick hatte, die einen Brief schrieb ... «Ein schöner kleiner Junge», hörte ich mich murmeln.

«Tja», sagte der Corporal in seinem nüchternen Ton, «so ergeht es manchen Frauen.»

Ich wandte mich um und blickte auf die Gräber. Die Sonne sank nun rasch, ihr Licht strömte durch den Wald, fiel auf die Kreuze und tauchte ihr Weiss in ein zartes Rosa. Die Bäume, die im Abendlicht dunkler wurden, schienen näher zusammenzurücken, als wollten sie einen festen intimen Kreis bilden zum Schutz gegen die Nacht und alle Nächte, die noch kommen würden.

«Ein wirklich friedlicher Platz, an dem Sie hier sind», sagte ich, indem ich mich noch einmal dem Corporal zuwandte.

Seine Lippen öffneten sich, und zum ersten Mal breitete sich langsam ein Lächeln über sein Gesicht. Plötzlich strahlte er. «Freut mich, dass er Ihnen gefällt», sagte er, «kommen Sie wieder.»

FRANKFURT AM MAIN

Unsere Arbeit war getan. Wir hatten unser letztes gigantisches Mahl genossen und unser letztes Interview gemacht. Nur im Schlaf würden wir noch einmal irgendwelche Leute fragen, wie sie mit der Besatzung zurechtkämen und wie viele Stunden Arbeit sie während des Krieges willentlich versäumt hätten.

Der Abschied von Frau Miedel, von Hertha und Hans war bewegend. Alle drei hatten unser Kommen gefürchtet. Nun waren sie tieftraurig, als wir gingen. «Was sollen wir bloss ohne Sie machen?» seufzte Frau Miedel, und ihre Blicke fragten: Wird man uns aus unserem Keller hinauswerfen? Was werden wir zu essen bekommen?

Hans stand neben Mutter und Tochter mit einer kleinen Tasche zu seinen Füßen und winkte mit seiner kaputten Hand. Wie er zurück nach Kempten kommen sollte, wusste niemand, aber offenbar machte sich auch niemand Gedanken darüber. Uns lag nur daran, den Kreis zu schliessen. Heute Abend würden wir dort schlafen, wo ich die erste Nacht verbracht hatte, ein paar Meilen entfernt von dem Ort, in dem ich überhaupt zum ersten Mal in Deutschland übernachtet hatte – in Bad Nauheim.

In Nauheim hatte sich viel verändert – mehr, als ich bei unserer Ankunft im Mai erwartet hatte. Die ganze Umfrage-Truppe traf sich wieder – oder sie traf sich überhaupt zum ersten Mal. In diesem Kurort kamen Soldaten, Offiziere und Zivilisten aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs zusammen, nur die aus den russisch besetzten Gebieten nicht.

Am Eingang des Park-Hotels standen, ihr Körpergewicht auf ein Bein verlagert, wie gelangweilte Pferde am Gatter eines Feldes, zwei Militärpolizisten Wache, umringt von einem Haufen Kinder, die sie mit offenen Mündern anstarrten. Ein blasser, ständig lachender Junge drehte sich auf seinem einen Bein und seiner Krücke mit der Geschicklichkeit eines Ballettänzers im Kreis. Die Zuschauer zollten ihm Anerkennung, denn nachdem man den Schrecken über den herabhängenden Stumpf verdaut hatte, sah man, dass ihm die Hälfte eines Ohres, drei Finger der einen und alle Finger der anderen Hand fehlten. Er war ein belgisches Waisenkind, das bei einem Luftangriff auf Aachen verstümmelt worden war. Unter den deutschen Kindern und bei den G.I.s war der Junge sehr beliebt, und er genoss die Aufmerksamkeit, die ihm seine Verkrüppelung einbrachte, ebenso wie die Kaugummis und Bonbons, die sie aus den Taschen der Eroberer hervorlockte.

Im Hotel herrschte eine Betriebsamkeit wie in einem Ameisenhaufen. Innerhalb einer Stunde traf ich Frank Knox, der gerade ein Schwefelbad nehmen wollte, und den kleinen Mann mit dem Schnurrbart, den ich damals im Pentagon zwischen den Telefonen hin- und herspringen gesehen hatte. Im Foyer traf ich Hindier, der mit einer Aktentasche eilig an mir vorbeisauste – *«Cood Cod, clad to see you, cood by!»* –, und den Deutsch-Amerikaner mit den apoplektischen Flecken im Gesicht, der mir sagte, er habe gerade einen meiner Bekannten in Frankfurt getroffen. *«Arbeitet noch in der Metallgesellschaft!»* sprudelte er hervor.

Jeder traf jeden. Menschen, die nie mehr als ein Wort miteinander gewechselt hatten, begrüßten sich wie uralte Freunde. Mal erinnerte das Treiben an ein Alte-Herren-Treffen einer englischen Privatschule, dann wieder war es – schliesslich wussten wir, dass wir in nur zweiundsiebzig Stunden *«weg vom Kontinent»* sein würden – wie der letzte Sonntag eines Schuljahres, so dass ich fast erwartete, in die hässliche gotische Kirche gehen und in den mitreissenden Chor einstimmen zu müssen:

*Lord, dismiss us
With Thy blessing;
Thanks for mercies,
Past received ...*

Dann, nach der ersten Stunde und der Enttäuschung, in Zimmer achtundachtzig vier belegte Betten vorzufinden und das dunkle Loch mit einem Captain teilen müssen, den ich nie gesehen hatte, begannen die Gerüchte zu brodeln. Über zwei besonders skandalöse Themen wurde überall im Hotel getuschelt und geredet. Das erste betraf eine Reihe von Offizieren und Zivilisten, die gefasst worden waren, als sie mit Lastwagen voll von kostbaren Edelsteinen aus der russischen Zone zurückkamen. Mal bestand der aus «Säcken voller Perlen und Diamanten», die die Nazis zusammengestohlen haben sollten, ein anderes Mal waren es «russische Kronjuwelen», von denen es hiess, man hätte sie den Amerikanern im Tausch gegen zehntausend Stangen Camel und ein paar Kisten Courvoisier überlassen. Die Beschuldigten, es waren einige hochrangige Personen darunter, waren auf freiem Fuss, ihr Schicksal war ungewiss. Alle starrten sie an wie eine gerade eingetroffene Lieferung von Löwen aus dem dunkelsten Afrika.

Der zweite Skandal war zumindest für mich bedeutsamer und beunruhigender. In unserer Abwesenheit war es den wenigen Offizieren und den armen Kodierern (die sich wochenlang durch Berge von Interviews und Dokumenten gekämpft hatten), in dem ausgestorbenen Heilbad offenbar so langweilig geworden, dass sie in ihrer Freizeit alle verbleibenden Jeeps vollgetankt und Tage und Wochenenden so weit von Nauheim entfernt verbracht hatten, wie das Benzin reichte. Der Verbrauch dieser lebensnotwendigen Flüssigkeit hatte solche Ausmasse erreicht, dass der Vorrat angeblich fast erschöpft war. Am Schwarzen Brett im Hotel hing ein Befehl: Es sei verboten, den Ort ohne ausdrückliche Erlaubnis mit einem Jeep zu verlassen. Da Frankfurt nur ein paar Dutzend Meilen entfernt war und wir nur noch drei

Tage auf dem Kontinent hatten, bedeutete diese Nachricht eine grosse Enttäuschung.

Wenn ich nicht nach Frankfurt komme, dachte ich, dann versuche ich es mit Homburg, um den Doktor und Maria und die Familie zu besuchen, die ich seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte. Aber auch Homburg war zu weit, um zu Fuss dorthin zu kommen, und als Amerikaner machte man im Sommer 1945 in Deutschland ohnehin nicht allein einen Fussmarsch von zehn Meilen quer durchs Land, schon gar nicht, wenn man in drei Tagen in ebensovielen Stunden nach London flog.

In meiner Not wandte ich mich an die paar Offiziere, die ich kannte. Ich bat Frank um Rat, den ich traf, als er vor dem Hotel Fotos von Freunden schoss. «Weiss auch nicht, was da zu machen ist», sagte er, «ich glaube, wir sitzen hier fest.»

Alle sagten dasselbe. Einige gelangweilte, unternehmungslustige Zivilisten entschlossen sich, nach Friedberg zu trampeln, und zwar nur deshalb, weil diese kleine Stadt in der Nähe lag. Aber Friedberg interessierte mich nicht. Schliesslich traf ich den Major, den armen Teufel, der enttäuscht und wütend war, weil ihm sein Mädchen aus London einen Brief geschrieben hatte, der nichts Gutes verhiess.

«Verflucht noch mal», sagte er, «wenn ich nicht morgen oder übermorgen nach London komme, dann platze ich! Wozu müssen wir hier noch rumsitzen! Noch nicht mal nach Frankfurt ins Hauptquartier kann man, um anständig zu essen!»

Ich erzählte ihm von meiner Situation, und da sah ich seine grossen braunen Augen aufleuchten – so wie damals in Nürnberg, als er den Einfall hatte, uns nach unserem Lieblingsessen zu fragen.

«Sag mal, Jim, du hast doch Freunde in Frankfurt?»

«Ich hatte, Vorjahren. Deshalb will ich ja hin.»

Der Major schlug sich mit der Faust in die flache Hand. «Junge!» schrie er, «Vielleicht lässt sich doch was machen. Komm in ein paar Stunden in die Bar.»

Als der Major verschwunden war, spazierte ich allein durch den Park und fragte mich, wer wohl von all den Leuten, die ich gekannt hatte, noch am Leben war und in den Ruinen lebte. Ich verliess den Park und dachte daran, durch den Ort und hinaus ins freie Land zu laufen, als mir ein eindrucksvolles beigefarbenes Gebäude auffiel, zu dessen mit Säulen geschmückter Fassade eine Freitreppe hinaufführte. Ich hätte kein zweites Mal hingeschaut, hätte ich nicht unter dem Dach in grossen Blockbuchstaben eine Aufschrift entdeckt, auf der eins dieser deutschen Wörter stand, die man selbst bei ziemlich guter Kenntnis der Sprache zweimal lesen muss, um es in seine Bestandteile zerlegen zu können: HERZFORSCHUNGSINSTITUT.

Als ich die erste Silbe las, fiel mir Rektor Hoffmann aus Kempten ein und sofort darauf unser gemeinsamer Freund, der Herzspezialist, der den Rektor während des Krieges behandelt hatte. Der Professor, so hatte Hoffmann erzählt, habe 1942 noch gelebt. «Ein wunderbarer Mensch», so waren seine Worte, «er war immer sehr direkt. Ich hoffe nur, dass er seine Stelle in der Klinik nicht verloren hat.»

Zwei gutgekleidete Mädchen standen vor dem Institut, ihre Köpfe waren über Papiere gebeugt.

«Könnten Sie mir sagen», fragte ich, «ob Professor Gessner hier noch arbeitet?»

«Herr Professor Gessner?» wiederholte eins der Mädchen und sah hoch. «Ach, nein. Er arbeitet nicht mehr hier. Und das Institut ist geschlossen.»

«Aber ich glaube, er wohnt noch hier», sagte die andere. «In einer Pension. Ich weiss die Strasse, aber nicht die Hausnummer, fürchte ich.»

«Die Strasse reicht schon», sagte ich. Sie nannte mir den Namen, ich machte mich auf die Suche und fand die Strasse. Auf den Bürgersteigen zu beiden Seiten standen schattenspendende Bäume. Die Häuser waren etwas zurückgesetzt und durch kleine Rasenflächen mit Rosenbeeten und weissen Hortensienbüschen voneinander getrennt wor-

den. Ich ging die Strasse zweimal hinauf und hinunter, fand aber keinen Hinweis auf eine Pension. Die einzigen Menschen, die ich sah, waren ein älteres Ehepaar auf dem Balkon eines reichlich mit Stuck verzierten Hauses, das dringend einen Anstrich gebraucht hätte. Ich ging zu dem Haus zurück und beugte mich über den Holzzaun, um mich bei den beiden nach der Pension zu erkundigen. Da sah ich, dass der Mann einen Bart trug. Ich sagte nichts, schaute noch einmal hin, und plötzlich war mir klar, dass ich den Professor und seine Frau vor mir hatte, die natürlich siebzehn Jahre älter waren als bei unserer letzten Begegnung. Und dann fiel mir noch etwas anderes auf: Die Frau Professor, eine grosse, männlich und bäuerlich wirkende Frau, die immer wie eine Matriarchin am Kopfende des Tisches thronte, ihren vielen Kindern und Enkeln gegenüber, schaute direkt und reglos in meine Richtung. Mir ging die Frage durch den Kopf, ob sie vielleicht nicht mich oder die Strasse oder die Sonne sah, sondern nur Dunkelheit. Ich öffnete die Gartentür, ging in den Garten und stellte mich unter den Balkon.

«Herr Professor», rief ich.

Der alte Mann blickte von seiner Lektüre auf und sah zur Balkontür. Er vermutete wohl, dass jemand von dort gerufen hatte, und als er niemanden sah, schüttelte er den Kopf, als ob er seinen Ohren nicht trauen könne, und vertiefte sich wieder in sein Buch.

«Herr Professor», rief ich nochmals.

Dieses Mal beugte er sich über den Balkon, nahm die Brille ab und schaute hinab auf die amerikanische Uniform und das nach oben gewandte Gesicht.

«Ja, bitte?»

Ich war nie Patient des Professors gewesen, noch kannte ich ihn gut. Daher stellte ich mich ihm vor, indem ich den Namen von Kurt nannte, von einem seiner vielen Söhne, und von Gisela, von Kurts Frau. Ich hatte sie vor und nach der Heirat, die ihre zweite war, recht gut gekannt. Und um der zerbrochenen Jahresleiter noch eine Sprosse hinzu-

zufügen und dem Professor zu zeigen, wie viele Sprossen seit unserer letzten Begegnung hinter uns lagen, nannte ich auch den Namen jenes denkwürdigen Dr. Wolfgang Dunkelmann, Giselas erstem Ehemann und Mentor ihres zweiten Mannes, ein grosser Verehrer von Goethe, dem er sogar ähnlich sah. Er hatte sein Leben damit verbracht, die Kunstwerke von Geisteskranken zu studieren, Träume zu deuten und mit schönen Frauen zusammenzuleben und sie zu heiraten. Das war der Mann, der, als Gisela ihm mitteilte, sie wolle ihn wegen Kurt verlassen, von seinem Schreibtisch aufgesehen und gesagt hatte: «Meine Liebe, ich gratuliere! Das ist das erste Mal, dass mich ein menschliches Wesen überrascht hat!», um sich dann wieder in seine Arbeit zu vertiefen.

«Dunkelmann!» rief der Professor, als er den Namen hörte. Er drehte sich zu seiner Frau um, die immer noch in meine Richtung startete, aber ganz offensichtlich nichts sah.

«Ein Amerikaner», sagte der Professor, «er kannte Dunkelmann und Gisela.»

Die alte Frau sagte nichts und bewegte sich auch nicht, sondern startete weiter vor sich hin.

«Das muss lange her sein», sagte der Professor. «Wenn Sie Gisela sehen wollen, sie lebt noch in Frankfurt, in der Funkstrasse achtzehn, oberstes Stockwerk. Kurt ist seit März vermisst.»

«Das tut mir leid, Professor», sagte ich. In diesem Augenblick ging die Balkontür auf, und heraus kam ein kräftiger blonder Junge mit hellblauen Augen und einem charmanten Lächeln. Ich wusste, wer er war, noch bevor der Professor sagte: «Das ist Ferdinand, Giselas ältester Sohn.»

«Du bist deiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten», sagte ich zu Ferdinand. Der Junge zog seine Schultern ein, drehte seinen Kopf keck zur Seite und lachte, wie Gisela gelacht hatte, als sie die vierte und jüngste Frau von Dr. Wolfgang Dunkelmann war. «Hast du Geschwister, Ferdinand?» fragte ich.

«Fünf», sagte er lachend.

«Fünf»

«Sein Vater hatte ein Dutzend!» sagte der Professor mit einer Stimme, die zugleich stolz und traurig klang.

«Als ich deine Mutter das letzte Mal sah», sagte ich zu Ferdinand, «hatte sie ein Baby, das gerade einen Monat alt war.»

«Das war Constanze», sagte Ferdinand.

«Sie ist jetzt einen Meter achtzig gross», fügte der alte Mann hinzu.

«Mein Gott!» rief ich aus, «sie kann nicht älter als dreizehn sein!»

«Fast vierzehn», sagte Ferdinand, und ich erinnerte mich, dass alle Gessners ihren Kopf deutlich einzogen, wenn sie in ein Zimmer traten oder es verliessen. Ich dachte an Kurt, Ferdinands hageren, ellenlangen Vater mit seiner strohfarbenen Mähne, den buschigen langgezogenen Brauen, unter denen seine Augen fast verschwanden, jede knochige Partie an ihm war überlebensgross, stets trug er ein schwarzes Samtjackett und eine schwere Silberkette wie von einem *sommelier*, die von seinem langen Hals herunter auf seinen Bauch hing. Die Erinnerung liess mich frösteln. Ich hatte den Ausdruck nicht vergessen, mit dem er mein impulsives Lachen und meine Fragerei quittierte, auch nicht den feindseligen Blick, mit dem er mich, dann auch Gisela, damals noch Frau Dr. Wolfgang Dunkelmann, anblitzte, wenn sie mit ihrem kehligen Garbo-Lachen in meines einstimmt und hinter vorgehaltener Hand murmelte: «Stefan George!» – was nachträglich mehr erklärt als zum damaligen Zeitpunkt. Denn dieser Name stand für einen der exklusivsten geistigen Zirkel Deutschlands, in dem die Werke von Nietzsche, Spengler, Klages, George gelesen wurden, in dem mit verhaltenem Atem über Begriffe wie Übermensch, nordischer Mensch, Geist, Kultur, Seele, Volkstum und Tod, auch über Mystizismus, Nationalismus, Rassismus, Totemismus diskutiert wurde; wo man die Musik von Bach, Brahms und Beethoven mit der Gereiztheit hungriger Katzen, die an einer Fischgräte nagen, hörte, und wo hinter verschlossenen Türen Fragen der Psychologie, Pathologie, Anthro-

logie, Genealogie, Graphologie, Morphologie, Musikwissenschaft und Mythologie debattiert wurden und nur derjenige zugelassen war – so argwöhnte ich später –, der zur «arischen» Elite zählte.

Es war vielleicht die einzige Welt, in der ich – ein junger ignoranter Ausländer, aber trotzdem, und meinem damaligen Alter angemessen, anpassungsfähig wie ein Chamäleon – keinen Platz finden konnte, weder im übertragenen und meist auch nicht im physischen Sinne. Überall lag eine Aura der Überlegenheit, ein überhebliches humorloses intellektualistisches Cliqueswesen – etwas Bündisches, das mir stets unheimlich war. Doch wusste ich damals nicht, was es damit auf sich hatte und warum es so war. Erst später, als ich mehr gelesen und nachgedacht hatte, wurde mir allmählich klar, dass viele dieser Männer, hochintelligent und Spezialisten auf ihren verschiedenen Gebieten, *für* alle diese Ismen und *gegen* alles eingestellt waren, was nicht von deutschem Boden und Blut kam – und darum also auch hochgefährlich waren.

Einer, den ich nie im Verdacht hatte und von dem ich heute weiß, dass er nie etwas anderes war als ein Erzfeind alles Bündischen, dieses Markenzeichens des «Deutschtums», war der alte Professor, unter dessen Balkon ich stand. Und die andere Person, bei der mich dieser Argwohn ebenfalls nie überkam, war trotz ihrer Heirat und vielleicht nur wegen ihrer animalischen Trägheit und ihrer Fähigkeit, über die Clique, deren Mystizismus und alle die anderen Ismen und sogar über ihren Gatten und dessen lächerliche Kellermeisterkette zu lachen, die Schwiegertochter des Professors.

«Ich hoffe», sagte ich zu dem alten Mann, «dass ich Gisela in den nächsten Tagen besuchen kann.»

«Ich bin sicher, sie wird sich freuen, Sie zu sehen», sagte er, und ich verabschiedete mich von ihm, von dem jungen Ferdinand und der alten Dame, deren Blick mir noch folgte, als ich in der stillen grüngoldenen Abendstimmung zu den lauten, stets zu Scherzen aufgelegten Amerikanern in der Hotelbar zurückkehrte.

Der Major stürzte sich sofort auf mich und schlug mir auf die Schulter. Sein Gesicht hatte den gleichen Ausdruck wie an dem Tag, als Frau Miedel die von Hans hergestellte essbare bayerische Kirche in das Esszimmer trug.

«Ich habs geschafft, Junge!» schrie er mir strahlend ins Ohr, «für morgen! Jeep, Benzin, alles!»

«Major», sagte ich, «du bist ein Wunder – *a bloody marvel*, wie wir Engländer sagen!»

«Ich spendiere dir ein Mittagessen im Hauptquartier!» sagte er, und ich strahlte mit einem entzückten Lächeln zurück, das nicht ganz echt war.

«Wäre wunderbar, Major», sagte ich. «Aber – würde es dir etwas ausmachen, wenn wir über Homburg fahren? Ich habe dort vor Jahren gelebt ...»

«Geht in Ordnung, Jim», sagte der Major, «wir haben viel Zeit.» Und ich erzählte ihm kurz von dem Doktor und Maria, von dem Professor, den ich gerade getroffen hatte, und von Gisela, die ich in Frankfurt zu sehen hoffte, woraufhin er, ohne im Geringsten zugehört zu haben, sagte: «Geht in Ordnung, Jim. Was hältst du davon, wenn wir um neun Uhr losfahren?»

«Okay, Major», sagte ich und ging zur Bar, um noch ein bisschen zu feiern, bevor ich zu Bett ging.

Ich erwachte noch vor Einbruch der Morgendämmerung, Geschirrgelapper und der Geruch nach gebackenen «Kissen», der aus der Küche unter unserem schäbigen Zimmer drang, hatten mich geweckt, aber es wurde trotzdem ein wunderbarer Morgen. In den Akazien und den Kastanien, deren Kronen eine Reihe von untätig wartenden Jeeps beschirmten, sangen die Vögel.

«Machen wir fix», sagte der Major. «Je weniger man von uns sieht, desto besser.»

Wir schossen aus dem Ort heraus auf die Autobahn und fuhren an einer Ausfahrt ab, von der aus ich die Turmspitzen der Kirche in Homburg sehen konnte. Aber sonst erkannte ich, als wir in die Stadt fuhren, nichts wieder. Ich erkannte die Strasse nicht. Entweder hatte ich es ver-

gessen oder die Strasse war neu. Neu? Nun ja, weniger als zwanzig Jahre alt.

Dann bogen wir um eine Ecke und waren plötzlich auf der Hauptstrasse, der langen geraden Strasse mit den beiden Strassenbahngeleisen. In dem Augenblick, als ich die glänzenden Schienen sah, konnte ich das schwere Rollen der Strassenbahnwagen und das Gebimmel hören, wenn der ernst und verbissen wirkende Schaffner, der eine Brille, eine schwarze Uniform und eine glänzende spitze Kappe trug, mit seiner harschen, schneidend deutschen Kommandostimme: «Einsteigen! Alles einsteigen!» rief und die Leine zog. Und los ging es. Ich sass auf einem dieser geriffelten, kerzengeraden Holzsitze, und mir gegenüber – gegenüber ... wer um Himmels willen war diese wie eine Puppe aufgeputzte Frau mit der Hakennase, mit der grossen rosa Stoffnelke am Rand ihres blauen Strohhuts und den auffallend rot geschminkten Lippen, die so erschreckend, so geheimnisvoll und lebenshungrig lächeln konnten?

Mein Gott, was zwei Jahrzehnte dem Gedächtnis nicht alles antun können! Jetzt wusste ich wieder, wer sie war, aber erst jetzt – was kaum zu glauben war! Dass ausgerechnet sie in dem Bild fehlte, das ich von allen anderen hatte, vom Doktor, von Maria, dem anderen Mädchen (wie hiess sie nur?), das abends oft weinte, wenn Maria und ich von einem Spaziergang oder von einem schlechten Tennisspiel auf einem guten Tennisplatz zurückgekehrt waren! Habichtsnase, *das* war mein privater Name für das späte Mädchen von fünfzig Jahren, für sie, die Frau des Doktors, die *Frau Doktor!* Unglaublich, dass gerade sie in meinem Bild fehlte! Aber das hier war die Stelle. An dieser Ecke nahm sie einmal pro Woche die Strassenbahn nach Frankfurt, und jedes Mal, wenn sie in die Stadt fuhr, setzte sie ein anderes Gesicht auf und war wie ausgewechselt. Sie hatte einen golden blinkenden Schneidezahn, und ihr Kinn stand vor und wölbte sich der Hakennase entgegen. Wenn sie an diesen Morgen zum Frühstück herunterkam, aufgedonnert mit blauem Hut und künstlicher Nelke, mit Broschen an der Brust und Ohr-

ringen und klimpernden Armbändern; wenn sie so verschmitzt lächelte wie sonst nie und mit ihrer angespannten blechernen Stimme loslegte: «Na, Kinder! Was wollen die Herrschaften aus der grossen Stadt?», wenn sie das mit geheimnisvollem und ahnendem Lächeln sagte, sich die roten Lippen leckte, dann erschien sie mir jedes Mal wie ein böser Mr. Punch in Frauenkleidern.

«Ich?» hörte ich Maria mit ihrer verdriesslichen Jungmädchenstimme jammern, «ich will nichts aus der Stadt, Mutti, ich möchte nur mit dir gehen!»

«Na, du!» polterte Habichtnase über den Hartwurstscheiben und vor der in einen Messingtopf gepflanzten Zimmerpalme los. «Du – du bist noch zu jung, Kind ...» Aber als ihr das herausgerutscht war, schnappten ihre Lippen über dem Goldzahn zusammen, und Habichtnase errötete und warf mir einen Blick zu. Ich war schon längst purpurrot angelaufen, sie musste gar nicht erst, mit einem boshaften Seitenblick, sagen: «Du, Maria, du kannst dem Tschimmy Deutschunterricht geben – du kannst, naja – Maria kann so mancherlei, gell, Tschimmy?»

Wenn sie das sagte und mich mit ihrem Goldzahn anblitzte, fühlte ich, wie mir am ganzen Körper der Schweiss ausbrach, und vergeblich versuchte ich, nicht zum Doktor zu schauen. Der zog rasch seine grosse flache Uhr aus der Tasche seiner grünen Strickweste, erhob sich vom Tisch und sagte: «Na, los, Kinder! Es ist schon spät!»

Worauffhin Habichtnase ein Liedchen summt und zu der Ecke lief, um ihre Strassenbahn zu erwischen.

Jede Woche wieder gab es an diesem Abend Krach. Sie kam zurück, nun nicht mehr lächelnd und mit einer dunklen Miene, die nichts Gutes ahnen liess. Sie kam gerade rechtzeitig zum Abendessen, stand auf der Schwelle des Esszimmers, stemmte ihre spitzen Knöchel in die Hüften, so dass ihre Ellenbogen nach aussen standen, und bellte mit krächzend blecherner Stimme: «Na, so was!»

«Was denn?» murmelte Maria und schaute verängstigt, wie sie es nur an diesen Abenden tat.

«Was denn?» machte die Mutter sie nach. «Kind, hast du keine Augen im Kopf? Ach, ja, ich weiss, für wen du Augen hast.» Aufhören! hätte ich fast laut gerufen, und die Hitze stieg mir ins Gesicht. «Die arme Palme, die Kakteen, völlig staubig und den ganzen Tag ohne Wasser!»

Maria wurde rot und senkte den Kopf. Sie hatte es vergessen. Auch ich hatte es vergessen, und als ich daran dachte, warum wir es vergessen hatten, wurde auch ich abermals rot.

«Sofort! Ist ganz einfach!» sagte ich, zog mein Taschentuch heraus und nahm den Wasserkrug vom Tisch. «Geht ganz schnell!»

«Tschimmy!» rief der Doktor von seinem Endes des Tisches, «lieber Tschimmy! Man staubt bei Tisch keine Pflanzen ab.»

«Und warum nicht?» schnaubte seine Frau, und plötzlich gefror mein ganzer Körper, als ich spürte, wie mir Habichtnase von hinten mit knochigen Fingern übers Haar fuhr.

«Und warum nicht?» flötete sie mit einer Stimme, die nun nicht mehr blechern, sondern samtweich klang. «Der Tschimmy, der gute Tschimmy hat wahrscheinlich recht!»

Von Entsetzen gepackt, schüttelte ich meinen Kopf aus ihrer Hand.

«Nu, nu!» brummte sie plötzlich leise und einschmeichelnd. «Die Hände der Alten sind nicht – nicht weich genug, gell?»

«Mutti!» rief der Doktor mit erhobenem Kopf und flackernden Augen.

«Und?»

Es hörte sich an wie das Brummen eines Tieres, und plötzlich bewegte sie sich wie ein Tier, wie eine Wildkatze, die sich auf dem Bauch an ihre Beute heranschleicht, ohne einen Ton von sich zu geben und mit herausgestrecktem Kinn, gesenktem Kopf und zuckenden roten Fingernägel auf ihren Hüften, um den Tisch und auf den Vater ihrer Kinder zu – den ruhigen, bescheidenen, geduldigen Mann, der für den Haushalt sorgte, indem er jeden Tag stundenlang an Betten sass und sich um Kranke kümmerte. Sie stand mit funkelnden Augen über ihm,

ihre Hakennase berührte fast den Haarkranz um seine Glatze, und in dem Schweigen, das nun eintrat, versuchte ich, mich auf den furchtbaren Moment vorzubereiten, wenn die lackierten Klauen von den Hüften emporschiessen würden ... Aber es kam nicht dazu, nicht in meiner Zeit, denn wenn es kaum mehr auszuhalten war, sah der Vater auf, und mit einem Lachen, für das ich immer gern seine Hand genommen hätte, schlug er sich aufs Knie und sagte: «Ach, Mutti! Wie dumm von mir! Weisst du, was mir passiert ist?»

«Was denn?»

«Ich habe», sagte er und tippte mit dem Finger gegen seine kahle Stirn, «das Auto in der Hauptstrasse gelassen – morgen werde ich einen Strafzettel haben!» oder: «Ich habe auch vergessen, die Pflanzen abzustauben und ihnen Wasser zu geben!» Oder: «Wieder habe ich meine Brille verlegt! Was bin ich nur für ein Idiot, was für ein Dummkopf, Mutti!»

Sie liess sich jedes Mal wieder überrumpeln, nie war sie darauf vorbereitet, wenn es geschah. Es klappte jedes Mal, und für den naiven jungen Mann von zwanzig Jahren war es jedes Mal wieder wunderbar. Denn nach ihrem kleinen Triumph: «Ha! Dass du ein Idiot bist, hab' ich leider immer gewusst!» – setzte sie sich und verschlang wie ein gieriger Adler alles, was in Sichtweite war, ihre krumme Nase wandte sich wie der Schnabel eines Vogels von einem Gesicht zum anderen und begann zu erzählen, was sie in der *grossen Stadt* gesehen und gehört hatte, und alles war wie immer. Am nächsten Morgen waren der Hut, das Rouge, die Broschen und Armbänder verschwunden, sie war wieder die etwas blasierte, ungewöhnlich vitale, vulgäre und bürgerliche Frau eines deutschen Arztes, und alles war wieder so, wie es sich gehörte.

Aber der naive junge Mann, der eine englischen Privatschule besucht hatte, mehrere Monate auf einer Pariser *École Secondaire* und in einer Militärakademie zugebracht hatte, nach Afrika gegangen war und auf einer Farm gearbeitet hatte, dort erkrankte und daraufhin Bankangestellter in London geworden war und nun Deutsch lernte, um eine

Banklaufbahn einzuschlagen – dieser junge Mann verstand das alles nicht oder konnte sich nicht damit befassen. Bis ihm eines Tages, ein paar Jahre später, als er in Amerika oder auf einer Pazifikinsel war, jemand schrieb, dass Habichtnase in einem Haus in Frankfurt mit durchgeschnittener Kehle und einem Rasiermesser in der Hand gefunden worden war ...

Und dann, aber erst dann brachte er das Lachen, das morgendliche Singen und das abendliche Streiten zusammen, dann erinnerte er sich an den Doktor und an Maria, und es tat ihm ein oder zwei Tage – in San Francisco, Honolulu oder Hilo – sehr leid. Und er vergass sie und Habichtnase, bis er, nun schon jenseits der Vierzig, die Strassenbahnschienen wiedersah und die Ecke, an der sie zu stehen pflegte, und er mit einem amerikanischen Major in einem Jeep die Taunusstrasse hinterfuhr, wo er und die Familie der Selbstmörderin gewohnt hatten.

«Mein Gott, Major!» sagte ich und hielt vor dem vertrauten Haus. «Der Name des alten Mannes steht immer noch an der Tür!»

«Das is' ja 'n Ding!» rief er, öffnete das Handschuhfach vor sich und holte einen Kriminalroman hervor.

«Hör mal, Major», sagte ich. «Ich mache es so kurz ich kann. Vielleicht bin ich gleich wieder da, aber ... vielleicht interessiert es dich, einen Blick in das Hotel gegenüber zu werfen? König Edward pflegte...»

«Geht schon in Ordnung, Jim», sagte der Major. «Du gehst da rein und bleibst, so lange du willst. Mit geht's gut hier. Was war das mit dem Hotel?»

«Ach, nur, dass Anfang des Jahrhunderts hier die alten europäischen Monarchen wohnten.»

«Wirklich?» sagte der Major und machte sich an seinen Roman.

Im Hausflur sah ich einen weiss gestrichenen Holzstuhl. Ich stand einen Moment lang davor und betrachtete ihn, und dann ein Foto, das ich aufgenommen hatte – mit einem alten Apparat von einer irischen

Tante, den ich Jahre später auf einem Feld in der Nähe von Fontainebleau verloren habe –, ein Foto von einer jungen Frau mit einem breiten Mund und einem blassen pickligen Gesicht. Neben ihr sass ein Schäferhund, der – ich hatte es! – Bari hiess. Das Mädchen sass kichernd auf dem Stuhl, dem Hund hing die Zunge heraus, nicht nur, denke ich, wegen der Hitze in diesem verträumten Sommer, sondern auch weil er verwirrt war. Das Mädchen war das Dienstmädchen der Familie, aber ich konnte mich nicht an ihren Namen erinnern. Sie musste inzwischen über fünfzig sein, dachte ich, aber der Stuhl war irgendwie nicht älter geworden und stand an derselben Stelle wie an jenem Tag, als ich das Foto aufnahm.

Ich wollte schon schreiben, dass ich an der Tür klingelte. Aber das stimmt nicht. Mit gebeugtem Kopf ging ich, oder meine Beine trugen mich geradewegs hinein und zwei von den zwölf Stufen nach oben. Dann blieb ich stehen, weil ich ungefähr auf der sechsten Stufe zwei schwarze Schuhe und zwei dunkle Hosenbeine sah. Ich hob rasch den Kopf und erblickte einen vielleicht siebzehnjährigen Jungen.

«Oh, entschuldige», murmelte ich impulsiv und streckte meine Hand zum Geländer aus, das sich meinem Griff darbot, ohne dass ich hinsehen musste. «Ich habe vergessen ...» Und meine Beine wollten schon eine Kehrtwendung machen und mich hinunter zur Klingel tragen, als mich schliesslich meine Reflexe an das Jahr erinnerten, in dem wir waren.

So sagte ich: «Bitte schön, ist der Herr Doktor da? Ich meine, wohnt er – hier noch?»

Weder der ängstliche Blick des Jungen noch seine ausweichende Antwort waren eine Hilfe.

«Einen Moment, bitte», sagte er, drehte sich rasch um, sprang die sechs Stufen hoch und verschwand.

Wer zum Teufel ist das? fragte ich mich. Dann stieg mir der muffige Geruch des Teppichs in die Nase, und oben auf den Stufen sah ich plötzlich den naiven jungen Mann mit Maria sitzen. «Nicht doch! Mutti kommt!» sagte sie, worauf der junge Mann zur Antwort gab:

«Gut, dann gehen wir nach oben ...!» «Um Gottes willen!» rief Maria, stand schnell auf, sprang die nächste Treppe hoch in ihr Zimmer und schloss sich ein. Der junge Mann folgte ihr langsam, aber oben auf der Treppe wandte er sich ab, ging in sein Zimmer, fläzte sich aufs Sofa und griff nach einer Tauchnitz-Ausgabe von *The Importance of Being Earnest* ...

Die Tür zum Esszimmer stand offen, ich stand auf der Schwelle und starrte auf die in einem Messingtopf stehende Palme. Ich ging auf Zehenspitzen hinein und betrachtete sie aus der Nähe, ich sah mir ihre staubigen Blätter an, und meine Hand ging zu der Stelle über dem Herzen, wo mein Taschentuch steckte, aber als die Finger einen Messingknopf fanden, fiel der Arm an meiner Seite herunter, und ich setzte mich auf den Stuhl am Fenster. Ich betrachtete den Stuhl, auf dem Maria immer gegessen hatte, auf den von Habichtsnase am Tischende und auf die Lampenschirme mit den Troddeln in den beiden Ecken des Zimmers. Ich sah die schwere Kommode mit den Kerzenleuchtern aus Messing, das tiefe Fach, aus dem ich gelegentlich einen Schluck von des Doktors Rheinwein stibitzte, und erst dann warf ich einen Blick auf die Tür zum Wohnzimmer und bemerkte, dass sie offenstand. Wo das alte Sofa gewesen war, standen nun ein Operationstisch, ein paar einfache weisse Stühle, eine mit einem weissen Tuch bedeckte Couch, und dahinter, auf der Tür, las ich: PRIVAT.

Nun, einen Doktor muss es hier ja wohl noch geben, sagte ich mir, und just in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, auf der Privat stand, und ein älterer, leicht gebeugter Mann in einem langen weissen Kittel mit einem roten Kreuz auf dem Arm betrat mit gesenktem Kopf den Raum. Als er näherkam, sah ich, dass er eine Brille trug, aber er hielt seinen Kopf so tief gesenkt, dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

Als er fast gegen mich stiess, drückte er seine Knie plötzlich durch und stellte seine Füsse, die in weissen Segeltuchschuhen steckten, nebeneinander. Dann hob er seinen Kopf, liess ihn in einem sanften Bo-

gen fallen, hob ihn wieder, sah mir direkt in die Augen und sagte mit leicht zitternden Lippen: «Bitteschön?»

Erst als die Worte heraus waren und ich die Stimme hörte, war ich mir absolut sicher, und ein einziger Gedanke blitzte mir durch den Kopf: Guter Gott, er muss gut über siebzig sein ...!

Da stand er, die Lippen zitterten, selbst der Kopf wackelte ein bisschen, er stand wie ein alter Soldat oder wie Dreyfus vor dem Kriegsgericht wegen eines Verbrechens, das er weder vor zwanzig Jahren noch überhaupt jemals begangen hatte, als müsse er seine letzte Kraft aufbieten, um die Tränen zurückzuhalten, den Schrei, der bei der Verkündung des grausamen Urteils heraus wollte; er stand einfach da, ein gebückter, kahlköpfiger, hinfalliger alter Mann – ohne einen Funken des Wiedererkennens, nur mit dem Ausdruck ängstlicher Vorahnung in den gelblichen wässrigen und müden Augen.

Es schien mir, als hätte er eine geschlagene Stunde gestanden, bis ich mich aufraffen konnte, mit einer Stimme, die ganz und gar nicht so klang, wie ich wollte, sondern fast nur ein Flüstern war, zu sagen: «Herr Doktor?»

«Bitteschön?» wiederholte er wie jemand, der die Spannung der Ungewissheit nur noch ein bisschen, ein kleines bisschen länger ertragen kann.

«Herr Doktor!» sagte ich jetzt schnell und laut. «Herr Doktor!» Und dann auf Englisch, um die Kluft der Jahre zu überbrücken: «Herr Doktor, *don't-you-remember-me?* *Erinnern-Sie-sich-nicht-an-Jimmy-Stern? Erinnern-Sie-sich-nicht-an-den-verrückten-Engländer, der-hier-bei-Ihnen-im-Haus-gewohnt-hat?* *Erinnern-Sie-sich-nicht-an-mich-und-Mary?»*

Endlich öffnete sich, langsam zunächst, der zitternde Mund, und die alten Augen hinter den Gläsern weiteten sich. Dann wurden sie feucht und verschwammen, die zitternde Unterlippe hing herunter – und mit einem Mal schlug er die Hände über dem Kopf zusammen.

«Der Tschimmy!» stöhnte er halb, halb schrie er es heraus. «Der Tschimmy!»

Und seine Arme, die so wenig wogen wie der ganze gebrechliche Körper, senkten sich herab auf meine Schultern.

«Weisst du?» sagte er unter Schluchzen und Lachen, «weisst du – weisst du, Tschimmy ...?»

«Was denn?» murmelte ich und hielt ihn fest wie der Sohn den freigesprochenen Vater. «Was denn?»

«Ich dachte – ich dachte, dass du – dass die Amerikaner, ich meine – dass sie endlich gekommen sind – um-mich-aus-meinem-Haus-hin-auszuwerfen!»

Ich gab ein gezwungenes Lachen von mir, als sei dies ein Ding der Unmöglichkeit. «Das werden sie nicht tun», sagte ich, und dachte dabei an die Parkstrasse in Kempten und an Frau Miedels Haus in der unbeschädigten Strasse in Nürnberg.

«Alle anderen in der Taunusstrasse haben sie ausgewiesen», sagte er und trat einen Schritt zurück.

«Ist das kein Beweis?» sagte ich. «Sie sind Arzt.»

«Tja», sagte er und holte tief Luft, während er seinen Kopf langsam hin- und herwiegte, «immer noch Arzt.»

Dann sah er mich an, und das Lächeln, das seine Frau zum Schmelzen brachte, wenn sie wie ein Tier auf ihn losging, breitete sich auf seinem Gesicht aus, und ich konnte fast sehen, wie die Vergangenheit langsam in seinen Kopf eindrang und hinunterkroch in die traurigen enttäuschten Augen. Dann erlosch das Lächeln wie eine kleine sinkende Sonne, und er wirkte wie ein Mann, der schnell eine unangenehme Entscheidung trifft.

«Maria ist tot!» platzte er heraus.

Ich schlug meine Augen nieder, und während er etwas wie «vor drei Monaten» sagte und den Namen einer Krankheit nannte, den ich nicht verstand, sah ich seine linke Hand aus dem weissen schlaffen Ärmel heraushängen und zittern, als ob die Finger nicht einmal die einer toten Hand wären, sondern ein Klumpen von braunen Blättern, die im kaum spürbaren Atem eines Sommerwinds von einem lebenden Nerv am Ast festgehalten werden und zittern wie in der letzten Stunde ihres Lebens. Dann bogen sich die Finger wieder ein wenig, als ob mein Blick sie zu

dieser Anstrengung ermuntert hätte, und er sagte: «Johanna» – ja, *das* war ihr Name! – «War von ein paar Monaten in Stuttgart. Aber ich habe seitdem nichts mehr von ihr gehört. Sie ist nicht verheiratet ...»

Ich sah unwillkürlich auf und dachte: Sie muss fünfunddreissig sein (die Sechzehnjährige, die so oft plötzlich in Tränen ausbrach), und ich sah, dass es das war, woran ihr Vater dachte, und dass dieser Gedanke den Mann verletzte, dessen Frau Selbstmord begangen hatte, dessen eine Tochter tot und dessen andere Tochter, die kein Mädchen mehr war und unverheiratet, vielleicht auch nicht mehr lebte.

Dann lächelte er und streckte seinen Arm aus, schob ihn unter den meinen und zog mich langsam um den Tisch herum. «Tja», sagte er, «es ist eine seltsame Welt, lieber Freund. Wer hätte gedacht, in jenen Tagen ...! Na, man soll nicht denken. Erinnerst du dich», sagte er, indem er sich rasch umwandte und vor mir stand, «erinnerst du dich an deinen Tabakbeutel?»

«Tabakbeutel?» wiederholte ich. «Meinen Tabakbeutel? So etwas hatte ich nie! Ich habe nie ...»

Er warf seinen Kopf zurück, schlug die Hände zusammen und lachte laut.

«Du Erinnerst dich nicht? Er hatte den ersten Reissverschluss, den wir jemals gesehen hatten! Ach, lieber Tschimmy, du meinst, das Gedächtnis eines alten Mannes ...?»

«Mein Gott!» rief ich. «Sie meinen, ich hab' hier? Sie meinen, ich habe Pfeife geraucht ...?»

«Oh Gott, oh Gott! Und was für eine Pfeife! Hat das gestunken!» Der alte Mann kicherte und hielt sich die Nase zu.

«Sie meinen, ich habe den widerlichen Springbok hier geraucht?»

«Springbok! Das war's! Du hattest gelbe Baumwollsäckchen voll davon, und nachdem du den Beutel gefüllt oder die Pfeife gestopft hast, zogen die Kinder den Reissverschluss vor und zurück, bis du gesagt hast, sie sollten aufhören, weil er sonst kaputtginge. Erinnerst du dich?»

«Ja, ja», sagte ich. «Jetzt erinnere ich mich. Bei diesem Beutel muss ich immer zuerst an Afrika denken.»

«Ach ja. Deine Geschichten aus Afrika. Ich muss sagen, ich habe sie nie so ganz geglaubt ...!»

Wir lachten beide schallend und setzten uns an den Esstisch, die Palme im Messingtopf zwischen uns, und der alte Mann bedeckte sein Gesicht mit den Händen, so dass ich einen grossen Ring sah, den ich nicht wiedererkannte, und kicherte leise weiter. «Und der Tabak war so trocken», murmelte er zwischen seinen Fingern hindurch, «er fiel immer aus der Pfeife und versengte den Teppich – oh Gott, oh Gott! – und du sagtest, du wärest so gern hier, weil dir in England niemand erlauben würde, deinen Springbok in der Wohnung zu rauchen! Ach, lieber Tschimmy, wie hat dieses Zeug gestunken!»

«Und jeden Abend», sagte ich lächelnd, «gingen Sie auf Ihr Zimmer und lasen zwei Seiten aus *The Outline of History*!»

«Ja, der Wells – der H. G. Wells!»

«Haben Sie es jemals zu Ende gelesen, Herr Doktor?»

«Nein, nie», seufzte er, wiegte seinen Kopf und sah weg, als ob er sich schämte oder sich schmerzhaft an etwas erinnerte. «Ich hatte grosse Sorgen», murmelte er.

Er richtete sich plötzlich auf und sah mit offenem Mund über meinen Kopf hinweg, als ob das Schlagen einer Tür und die sich nähernden Schritte ihn aus den stillen Gedanken an die Vergangenheit mit einem kaum verkräftbaren Schrecken in die Un Wirklichkeit der Gegenwart zurückholten. Dann stand er auf, ich sah mich um und erblickte eine grosse Frau mittleren Alters mit einem roten Gesicht in Hemd und weisser Hose durch die Tür kommen.

Ich hörte nicht, was der Doktor sagte, aber als ich der robusten, vital und ein wenig vulgär wirkenden Frau die Hand schüttelte, sah ich einen Schimmer von Verlegenheit über sein Gesicht huschen. Mir dagegen schoss der blaue Strohhut mit der künstlichen rosa Nelke durch den Kopf, und ich erriet auf der Stelle, welche Rolle diese Frau im

Leben des alten Mannes spielte. Welch ein Elend, dachte ich, wenn Männer, besonders die bescheidenen masochistischen Männer, in Frauen instinktiv das Gegenteil ihrer selbst suchen und so oft auf Extreme hereinfallen und, als reichte die jahrelange schlechte Erfahrung im Zusammenleben mit einer solchen Frau nicht aus, um sie für immer vorsichtig zu machen, fast unweigerlich, wenn sie nach Scheidung oder Tod ihre Freiheit haben, denselben Irrtum noch einmal begehen.

Sobald das *zweite Unglück* des Doktors den Grund meines Besuches erfahren hatte, veranstaltete sie allein mit ihrer Stimme ein solches Spektakel, dass man den Eindruck hatte, das Zimmer sei nun, nach ihrem Eintreten, voller Leute. Sie ging zuerst hinaus in die Diele und rief einen Namen, woraufhin der junge Mann, den ich auf der Treppe gesehen hatte (ihr Sohn aus einer früheren Ehe), hereinkam, mir die Hand schüttelte und sich verlegen hinsetzte. Dann schickte sie ihn wieder hinaus und begann, dem Doktor Vorwürfe zu machen, dass er einem alten Freund seit einer Stunde nichts anderes angeboten habe als Luft und Erinnerungen.

«Nicht ein Glas Wein!» lamentierte sie.

Ich verfolgte fasziniert, wie der alte Mann aufblickte und sich mit eben dem Lächeln, bei dem ich schon immer am liebsten seine Hand genommen hätte, auf die Knie schlug, mich anschaute und rief: «Ach, lieber Tschimmy! Was bin ich doch nur für ein Idiot, was für ein Dummkopf!» Und er stand auf und eilte zur Tür.

«Na, na, na!» rief die Frau. «Franz ist schon losgelaufen!»

Der Doktor kam wieder zurück und schüttelte seinen Kopf wie ein ermahntes und reuiges Kind. Franz kam herein mit einem Arm voller Flaschen und stellte sie auf den Tisch, und eine Stunde lang hatten der Doktor und ich wenig Gelegenheit zu reden, weil die Frau unaufhörlich belangloses Zeug schwatzte, bis ich mich enttäuscht, ärgerlich und erhitzt vom Wein erhob, um zu gehen.

«Aber Sie sind doch gerade erst gekommen!» protestierte die Frau, deren Gesicht jetzt gerötet war und von Schweissperlen bedeckt.

«Ich würde gern bleiben», sagte ich, «aber ich bin mit einem Offizier unterwegs, der vor dem Haus wartet.»

«Ein Offizier!» rief sie und sprang auf die Füsse. «Bringen Sie ihn herein! Bringen Sie ihn herein!»

«Er spricht kein Deutsch», erklärte ich. «Und ich muss ihn jetzt nach Frankfurt zum Mittagessen fahren.»

«Na, so was!» sagte sie und folgte mir auf wackeligen Beinen mit Doktor und Sohn auf die Strasse. Als sie den Major im Jeep sah, schwankte sie schneller auf ihn zu, und bevor ich ihn vorstellen oder abschirmen konnte, hatte sie ihn bei der Hand genommen und versuchte ihn, indem sie weinselig und auf Deutsch auf ihn einredete, aus dem Sitz zu zerren und ins Haus zu lotsen.

«Wein!» schrie sie schliesslich. «*Vine! Vellygoot!*»

«Was will sie, Jim?» fragte der Major, der arme Teufel, und klammerte sich, als müsse er um sein Leben fürchten, am Steuerrad fest.

«Kümmere dich nicht um sie», sagte ich flau. «Sie ist ein bisschen zu und möchte, dass du etwas trinkst.»

«Ach, so ist das!» keuchte der Major und kämpfte, um sich aus ihren Klauen zu befreien.

Ich ergriff schnell die Hand des verlegen hilflosen Doktors. «Ich werden versuchen, zurückzukommen und Sie noch einmal zu sehen, Herr Doktor», log ich.

«Ach ja, bitte tu das!» sagte der alte Mann mit einem verzweifelten bittenden Blick.

Dann sprang ich in den Jeep.

«Die Sache tut mir furchtbar leid, Major!» sagte ich im Losfahren. «Und auch, dass ich dich so lange habe warten lassen.»

«Geht schon in Ordnung, Jim», sagte er.

«Mein Gott!» murmelte ich und stiess ein Lachen aus.

«Was?»

«Mir ist gerade etwas eingefallen», sagte ich. «Ich habe einmal, vor zwanzig Jahren oder so, ins Foyer des Hotels dort drüben hineinge-

schaut, das, von dem ich dir erzählt habe, und da schleppte gerade ein halbes Dutzend starker Männer Lord Birkenhead ins Bett.»

«Lord wen?»

«Birkenhead», sagte ich. «Er war Finanzminister, ein brillanter Mann. Und ein schwerer Mann dazu.»

«Was war los mit dem Kerl?»

«Betrunken wie ein Lord!» sagte ich, und der Major lachte so laut, dass das ruhige Kurbad davon widerhallte.

Selbst wenn man den Gebäudekomplex bereits kennt, der Anblick, den die sandfarbenen Hochhäuser der «I.G. Farben» – der *Interessengemeinschaft Farbenindustrie Aktiengesellschaft* –, die nun zum Hauptquartier der amerikanischen Militärregierung geworden waren, bieten, ist stets von neuem imposant. Nachdem wir in die zerstörte Stadt geholpert und die Stacheldrahtrollen und die amerikanischen Wachen, die ihre polierten Hacken zusammenschlugen, Brust und Kinn vorwarfen wie die einheimischen Roboter, passiert hatten und in das abgesperrte Viertel hineingefahren waren und schliesslich die grossen gemähten Rasenflächen, die Blumenrabatten und Bäume sowie das unbeschädigte Halbrund mit den vorspringenden Gebäudeflügeln sahen, konnte ich die vielen Witze verstehen, die während des Krieges über diesen und andere sichere I.-G.-Häfen in Deutschland kursierten: «Willst du leben, geh zu I.G. Farben!» oder: «Geh zu I.G. Farben und du stirbst im Bett!»

In der riesigen überlaufenen Messe schien der Major endlich wieder aufzuatmen, wie ein Fisch, der gerade rechtzeitig ins Wasser zurückgeworfen wird. Ich dagegen kam mir nicht nur vor wie der Neue in der Schule, sondern wie einer, der zu seinem Pech in Begleitung des stellvertretenden Direktors kommt und in den Speisesaal der Männer und nicht in den der Jungen geführt wird.

An einem Tisch für vier Personen in einer Arena mit weiss der Himmel wie vielen Dutzend Tischen, zwischen den Lamettaträgern aus ganz Europa und Amerika, fühlte ich mich gefangen. Hier, dachte ich,

sitzen die künftigen Präfekten der Welt, trinken eisgekühltes Wasser und stochern in farblosem Krautsalat, während die drei Schuldirektoren drüben in Potsdam bei Brandy, Wodka und Champagner eine wichtige politische Pokerrunde spielen.

Während der ordenbehängte, polnisch sprechende Herr zu meiner Linken sorgfältig das Eis aus seinem Glas fischte, knurrte der britische Stabsoffizier am Nachbartisch unter seinem kurzgeschnittenen Borstenbart seinem Nachbarn zu: «Wie nennt ihr dieses Zeug?» und schob den Salat beiseite. Aber die geschminkte und gepuderte WAC mir gegenüber und der Major neben mir verschlangen den ihren mit gierig stierem Blick und hielten Ausschau nach einem Nachschlag.

«Nimm meinen, Major», sagte ich und setzte hinzu: «Ich denke, wenn du nichts dagegen hast, mach' ich mich davon. Ich will dich nicht wieder warten lassen. Soll ich dich um vier abholen?»

«Geht in Ordnung», sagte der Major und stiess seine Gabel in meinen Salat, «bleib so lange, wie du willst. Ich gehe aufs Dach und nehme ein Sonnenbad.»

Ich fuhr eine Weile durch die zerstörten Strassen und suchte nach Häusern und Hotels, in denen ich gewohnt hatte, nach dem Manhattan und der Bar des Frankfurter Hofs, nach den Kneipen am Hauptbahnhof und der Bank, in der ich Monate meines Lebens vertan hatte – manche Gebäude waren kaum wiederzuerkennen, von anderen war keine Spur geblieben.

Das Haus in der Funkstrasse befand sich jedoch in weniger als hundert Yards Entfernung vom Stacheldrahtverhau um das Grüneburgviertel mit dem I.-G.-Farben-Haus in der Mitte, und vielleicht standen ihre Linden und Pappeln nur deshalb in voller Blüte, waren Strasse und Bürgersteige so gut wie neu und die Häuser, so weit man sehen konnte, unbeschädigt. Ich liess den Jeep bei einem MP hinter dem Zaun und drückte auf die oberste Klingel von Haus Nummer achtzehn. Ich hörte, wie über mir ein Fenster aufging, und eine Stimme rief: «Hallo!»

Als ich hochschaute, sah ich ihren Kopf, der sich aus einem Fenster im vierten oder fünften Stock beugte: Gisela Dunkelmann, die Kurt Gessner geheiratet hatte, der seit März vermisst war. Ich nahm meine Mütze ab und rief ihren Namen. Merkwürdigerweise klang sie nicht sonderlich überrascht, als ich sie meinen Namen rufen hörte.

«Ich wusste, dass du es bist», liess sie sich von oben vernehmen, «ich hab' letzte Nacht geträumt, dass du kommen würdest!»

Diese seltsame Ankündigung rief in mir wieder die Erinnerung an jenen sonderbaren Dr. Dunkelmann wach, und schon kam mir weniger seltsam vor, was ich gehört hatte, denn in seiner Welt wurden solche Bemerkungen nicht anders behandelt als sein Verhalten während eines Beethovenkonzerts, wo er, der würdevolle, an Goethe erinnernde Nervenarzt im hinteren Teil des überfüllten Auditoriums, sich wie hypnotisiert erhoben hatte und mit starren Augen und ausgestreckten Armen zu singen begann, bis er in Trance fiel und hinausgeführt werden musste. Am nächsten Tag erinnerte er sich an nichts und wollte jede Einzelheit hören.

«Sehr interessant, wirklich sehr interessant!» hatte er gesagt, und dann hatte er die hypnotische Wirkung, die die Musik des Meisters auf ihn hatte, mit der verglichen, die eine bestimmte, als Droge gebrauchte, tropische Pflanze auf mexikanische Indianer ausübe.

«Komm rauf!» Gisela stand nun in der Tür. «Und wundere dich nicht über die vielen Leute. Wir sind neunzehn Personen in vier Zimmern.»

«Gisela», sagte ich, wobei ich sie und dann drei blonde Kinder ansah, die sich an ihren Rock klammerten, «nur deine Haare haben sich verändert!»

«Ja, sind grau wie die einer alten Frau, gell?» sagte sie, zog ihre Schultern ein, drehte den Kopf keck zur Seite und lächelte. «Hast du Papa getroffen?»

«Jetzt sag nur, Gisela», rief ich aus, «das hast du auch geträumt!»

«Nein», sagte sie, und als sie ein kehliges Lachen hören liess, erinnerte ich mich daran, dass ich sie schon damals, in alten Zeiten, als eine der wenigen Deutschen mit Sinn für absurde Situationen erlebt hatte. «Seit ich aufgewacht bin, habe ich überlegt», sagte sie, als sie mich mit den Kindern im Schlepptau nach oben führte, «wie du mich finden würdest. In meinem Traum warst du nicht allein, sondern zusammen mit Kuno, Wolfgang und Papa ...»

«Kuno!» rief ich, denn das war der Name, den Gisela einem Freund verliehen hatte, jenem gescheiterten jungen Mann aus London, der mir im Zug in der Nähe von Heidelberg seinen falschen Bart in die Hand gestopft hatte.

«Natürlich», sagte sie, «ich denke nie an dich, ohne gleichzeitig an Kuno zu denken. So haben wir uns kennengelernt. Ich habe Kuno immer für ein Genie gehalten, wie du weisst.»

«Er sich auch», lachte ich.

«Aber Wolfgang nicht», sagte sie und blieb auf dem dritten Absatz stehen, um Luft zu holen. «Wolfgang sagte immer, junge Engländer wie Kuno bringen nie etwas zu Ende ausser ihre *Visky-Sodas*!»

«Es gibt schlimmere Dinge, die man zu Ende bringen kann», murmelte ich, und mir schoss das Bild eines Haufens deprimierend ernster junger Männer durch den Kopf, die sich in einem Raum, in dem es fast keine Sitzgelegenheiten und nicht einen einzigen Tropfen zu trinken gab, über Schönberg, Krenek und Hindemith stritten. «Mein Gott, was für *Langweiler!*» hatte Kuno geknurrte, als wir uns beide davonmachten.

«Erinnerst du dich an den Abend, als Kuno uns alle in der Tanzklausur zu Kaviar und Champagner eingeladen hat?»

«Ja, natürlich, die Rechnung musste deine Mutter zahlen!»

«Und Kuno wollte unbedingt mit dem Kellner Walzer tanzen! Ich glaube, in meinem ganzen Leben habe ich nie so gelacht!» sagte sie. Und ich dachte, damit hat sie wahrscheinlich leider recht.

«Da wir von Champagner reden», sagte ich, «erinnerst du dich an Wolfgangs Gläser?»

«Wolfgangs Gläser?»

«Ja. Wolfgang fuhr eines Morgens nach Paris, du hast seine Tasche gepackt, und plötzlich bist du in die Küche gegangen und mit zwei Champagnergläsern mit Goldrand zurückgekommen und hast sie eingewickelt.»

Sie platzte vor Lachen. «Mein Gott, ja!» rief sie und schüttelte den Kopf. «Er reiste niemals ohne diese Gläser!»

«Was mich immer sehr beeindruckt hat, waren die Geschichten, die du über seine Geburtstage erzählt hast ...»

«Zu denen er alle seine Frauen und Geliebten einlud?»

«Ja», sagte ich. «Habt ihr *wirklich* nie gekämpft, *keine* von euch?»

«Gekämpft? Nein, nie», sagte sie. «Wir haben uns alle köstlich amüsiert!»

Ganz oben im Haus blieb sie stehen und öffnete eine Tür. «Das bisschen, das vom Familienbesitz übriggeblieben ist, haben wir hier», sagte sie. «Erinnerst du dich an Papas Haus in der Ulmenstrasse? Davon ist nichts mehr übrig. Seine unbezahlbare medizinische Bibliothek, alles weg.»

«Hat er seine Stelle in der Klinik verloren?» fragte ich, als ich hinter ihr in die dunkle Diele trat.

«Ja, aber er hat sie durch die Amerikaner zurückbekommen. Er arbeitet wieder. Er ist fast funfundsiebzig.»

«Allerhand», sagte ich und holte tief Luft. Ich folgte ihr in ein grosses Zimmer, das voller Frauen und Kinder war. Zwei junge Männer sassen in einer Fensternische. Alle starrten mich an.

«Das ist Constanze», sagte Gisela, und ich schaute in das blonde offene Gesicht eines Mädchens, das grösser war als ich.

«Himmel», entfuhr es mir, «als ich dich das letzte Mal gesehen habe, hattest du kaum die Augen aufgemacht!»

Sie lächelte schüchtern, während ich den beiden jungen Männern, den Frauen und einer Horde von Kindern vorgestellt wurde. Diese begannen, kaum hatte ich mich gesetzt, an meinen Beinen hochzuklettern, auf meine Schultern zu steigen und sich zu kabbeln, weil jeder auf meinem Schoss sitzen und mit den Knöpfen meiner Uniform spie-

len wollte. Zum Schluss hatten es drei geschafft, auf den Stuhl zu gelangen, während ich über ihre Köpfe hinweg zu den mich musternden Frauen auf dem Sofa und auf ein Regal voller Bücher schaute, das sich über die ganze Länge des Zimmers erstreckte.

«Endlich können sich die Kinder ihren Herzenswunsch erfüllen», sagte Gisela auf Deutsch. «Sie haben mich unaufhörlich gefragt, wann sie mal mit einem amerikanischen Soldaten sprechen dürften!»

Mein Gott! dachte ich und blickte flüchtig auf zwei junge Frauen auf dem Sofa. Sie wirkten mürrisch, und als Gisela diese Bemerkung gemacht hatte, sah ich, wie sich ihre Brauen über die Augen senkten. Sie schauten Gisela an, als sei sie in ein besonders tiefes Fettnäpfchen getreten. Gisela fing den Blick auf, und mir schien, als errötete sie leicht. Sie kicherte ein bisschen verwirrt, und dann wandte sie sich schnell wieder mir zu und fuhr auf Englisch und in einem Ton, der zu verstehen gab, dass sie nicht wollte, dass die anderen zuhörten, fort mit ihren nostalgischen Erinnerungen an vergangene Tage.

«Erinnerst du dich an das Manhattan und an Fasching, als wir uns alle verkleidet haben und zu den Kostümbällen gegangen sind?»

«Allerdings», sagte ich und sah die überheizten riesigen Hallen vor mir, voller angetrunkenener kostümierter Deutscher. Ich erinnerte mich auch, wie peinlich berührt ich zum ersten Mal die kleinen und dunklen Kabinen ohne Türen und mit einer Couch sah, die an der Seite für solche Paare eingerichtet worden waren, die sich mit ihrer von Drogen aufgeputschten Lust nicht länger aufrechterhalten konnten.

«Und wie ich mit Kurt zum Goldenen Stern überkam, wo du und Kuno gewohnt habt, bevor wir heirateten – Kurt ist vermisst, weisst du das?»

«Ja, der Professor hat es mir gesagt. Wo war er während des Krieges?»

«Am Anfang war er hier und versuchte, ein dickes Buch fertigzu-

schreiben. Dann wurde er eingezogen und kam nach Russland. Ein paar Monate später wurde er entlassen, um sein Buch zu beenden ...»

«Worüber hat er geschrieben?» fragte ich. Ich sah, wie sie ihren Blick niederschlug. Und ich sah, wie die anderen Frauen, die abweisend auf dem Sofa und auf den Stühlen in der Runde sassen, schweigend und gespannt zuhörten, wie Zuschauer in einem Gerichtssaal – sie richteten Blicke erst auf Gisela und dann auf mich.

«Über die afrikanischen Kolonien», sagte sie.

«Die alten deutschen Kolonien?»

«Nein, nein, die britischen.»

«Ah, wahrscheinlich Transvaal, wo Frobenius die prähistorischen Höhlenmalereien entdeckt hat.»

«Ja», sagte sie, «aber das meiste hatte, glaube ich, mit Süd-Rhodesien zu tun.»

«Interessant. Die Ruinen von Simbabwe?»

«Richtig. Woher weisst du das?»

«Sie sind ziemlich berühmt. Ich habe sie vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und nie vergessen. War Kurt dort?»

«Ja. Mit Frobenius.»

«Lebt der noch?»

«Nein, er starb kurz vor dem Krieg.»

«Ich würde das Buch sehr gern sehen», sagte ich.

«Also», murmelte sie mit einem kaum merklichen Zögern, «es ist nie veröffentlicht worden ... Aber er hat noch ein Buch geschrieben», setzte sie schnell hinzu.

«Wirklich? Und wovon handelt das?»

«Kannibalismus», sagte sie, ohne ihren Tonfall zu ändern. Aber als sie sah, wie ich mir die Hand auf den Mund legte, lachte sie auf und erhob sich. «Ich hole dir ein Exemplar», sagte sie und verliess das Zimmer.

Die Vorstellung von einem Deutschen, der in aller Ruhe ein Buch über Menschenfresser schreibt, während es überall in Europa Bomben hagelt und ganz in der Nähe Menschen gequält werden und vor Hunger

sogar das Fleisch ihrer toten Mitgefangenen essen, bevor sie selbst in den Konzentrationslagern umkommen, schien den Frauen nicht grotesk genug zu sein, um sie wenigstens zu einem Kopfschütteln zu veranlassen. Sie sasssen abweisend da und schwiegen. Schliesslich fragte mich eine von ihnen, eine plumpe, männlich wirkende Person mit einer Mopfrisur, etwas barsch, ob ich einen Brief an eine Freundin in Amerika mitnehmen könnte. Als ich zusagte, holten noch zwei weitere Frauen Papier und Stift und begannen auf den Knien zu schreiben.

«Gäbe es eine Möglichkeit für mich, nach Amerika zu kommen?» fragte die Plumpe und sah von ihrem Brief auf. «Ich bin nämlich eigentlich Schweizerin, müssen Sie wissen!»

«Ich habe keine Ahnung», antwortete ich.

«Und ich habe gute Verbindungen drüben», beharrte sie.

«Und ich war nicht in der Partei. Nichts dergleichen.»

«Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen. Ich kenne mich nicht aus in diesen Angelegenheiten.»

Da kam Gisela zurück und legte einen dicken kartonierten Wälzer neben mich auf den Tisch.

«Mein Gott!» rief ich. «So viel über Kannibalismus! Es muss Jahre gedauert haben, das zu schreiben!»

«Hat es auch», sagte sie. «Er hat vor dem Krieg damit begonnen. Als er es fertig hatte, wurde er Herausgeber einer völkerkundlichen Zeitschrift. Dann wurde er erneut einberufen und musste nach Frankreich ...» Sie erhob sich von ihrem Stuhl. «Ich glaube, ich muss jetzt einen Spaziergang mit den Kindern machen. Übrigens, hast du was gegessen?»

«Ja, danke, im L-G.-Farben-Haus.»

«Ach», sagte sie und murmelte etwas, das ich nicht verstand, lächelte geheimnisvoll, wurde rot und schaute weg.

«Was ist?» fragte ich.

«Oh, es ist nur – weiss du, wie es die Frankfurter nennen?»

«Was nennen? Das I.-G.-Farben-Haus?»

«Ja.»

«Nein. Wie denn?»

«Das Pharisäerghetto!» sagte sie errötend und schaute weg.

«Das Pharisäerghetto?» wiederholte ich auf Englisch. Dann, als ich die Worte gesprochen und ihre Bedeutung erfasst hatte, sah ich auf, wahrscheinlich mit vor Entrüstung offenem Mund, und spürte, wie alle Blicke in dem plötzlich ganz still gewordenen Zimmer auf mich gerichtet waren. Ich sagte nichts und dachte nichts – wie damals, als ich auf einer afrikanischen Farm in den Tag hineinträumend und unbewaffnet wie hypnotisiert vor einem vertrauten Mopanebaum stehengeblieben war. Im Stamm des Baumes befand sich ein grosses rundes Loch, in das ich manchmal das Papier stopfte, worin meine Brote für das Mittagessen eingewickelt waren, an diesem Tag aber sah ich aus den Augenwinkeln, wie sich in der Öffnung etwas bewegte. Ich stand totenstill, um es genau zu sehen: Und da, aus dem Dunkel des Loches erhob sich, ihre bösen Augen halb geschlossen, züngelnd und Giftzähne zeigend, der Kopf einer grünen Mamba, eine der tödlichsten Schlangen, die es gibt.

So wie ich damals den Atem anhielt, um das Reptil wie einen grünen Blitz verschwinden zu sehen, hielt ich nun in diesem deutschen Wohnzimmer wieder meinen Atem an. Ich wollte nichts von dem versäumen, was nun geschehen würde. Aber es geschah nichts. Nur dass Gisela den anderen Frauen einen Blick zuwarf und diese kurz zurückschauten, dann schnell zu mir und wieder weg sahen. Und in diesem Augenblick – niemand sprach, niemand bewegte sich – hatte ich das erschreckende Gefühl, den wirklichen Feind vor mir zu haben. Diese Leute, und nicht die ungebildeten DKs, die wir befragt hatten, nicht der «kleine Mann» oder die «kleine Frau», die wie Schafe jedem Hund folgen, wenn er nur laut genug bellt, die jede Lüge glauben, wenn sie nur oft genug wiederholt wird, nein, diese Leute hier mit ihrer Erziehung, ihrer überlegenen Intelligenz und ihrem Wissen waren die wirklich Verantwortlichen. Und mit dieser schockierenden Erkenntnis verband sich die Gewissheit, dass sie immer noch äusserst gefährlich waren, so gefährlich wie ein Nest von Mambas, die in einem Baumstamm überwintern.

VON LONDON NACH WASHINGTON

Die Kerle vom CIC haben euch die Maschine weggeschnappt!»
 D hörte ich den Sergeant sagen.

Ich sass auf dem Boden eines Waffentransporters und schaute auf die Uhr. Eine Stunde hatte ich geschlafen. Neben mir lag ein anderer Zivilist auf dem Rücken, er schnarchte, und seine Beine baumelten über der Ladeklappe.

Draussen in der Hitze am Gepäckanhänger drängten sich ein halbes Dutzend Köpfe über dem *Kannibalismus*; das Buch war zu schwer für meinen Seesack. Ausserdem waren die Illustrationen zuviel für meinen Magen. Da wurden Männer gezeigt, die lebendigen Menschen den Brustkorb aufbrachen, deren Herzen herausschnitten und die Eingeweide den Müttern für die Suppe reichten, die sie später mit ihren Kindern assen. Um den Bericht eines Forschungsreisenden über den Kongo aus dem sechzehnten Jahrhundert zu illustrieren, hatte ein deutscher Künstler eine Frankfurter Metzgerei gezeichnet, wo der Metzger, umgeben von blutenden Armen und Händen, gerade eine fleischige menschliche Keule in Scheiben schnitt. Einigen unglücklichen Herren wurde bei lebendigem Leib die Haut abgezogen, um gebraten zu werden, während andere an eine Stange gebunden waren und man Stücke ihres Fleisches mit Scheren scheinchenweise abschnitt, das die Umstehenden mit starrem Blick roh verzehrten. Die Köpfe der Opfer waren anscheinend für die Damen reserviert, deren Privileg das Kochen war. Die grauen Seiten fanden in den gelangweilten Zivilisten auf dem

Flugplatz ein derart fasziniertes Publikum, dass kaum einer registrierte, was der Sergeant bekanntgab.

«Haben einfach unsere Maschine geschnappt!» sagte ich.

«Ja», antwortete er. «Diese schwer einflussreichen Kerle vom Hauptquartier springen, wie es ihnen beliebt, in irgendeine Maschine und sagen dem Piloten, wo er sie hinfliegen soll!»

«Dabei warten wir schon viereinhalb Stunden auf diesem verfluchten Flugplatz!» sagte jemand.

«Schnappen wir uns doch auch irgendeine Maschine!»

«Ha!» Der Sergeant lachte, und mit einem Blick auf die Beine des Schnarchenden und auf die Handvoll todmüder Zivilisten vor dem Waffentransporter sagte er: «Ich weiss nicht so recht, ob ihr Typen als wichtige Persönlichkeiten durchgehen würdet.»

Unser Flugzeug war also weg und der Nachmittag vorbei, und wir wurden von unserem Sergeant nach Nauheim zurückgebracht.

Am folgenden Tag trafen wir Vorkehrungen – wenn wir ein Flugzeug herunterkommen sahen, winkten wir wie verrückt mit unseren Taschentüchern, während der Sergeant mit der Entschlossenheit eines Hotelportiers lossauste, der einen millionenschweren Gast entdeckt hat, der ein Taxi braucht. Er hatte soviel Erfolg, wie ihn ein Portier in solchen Fällen meistens hat.

Obwohl der Pilot ein schlechtes Gewissen hatte, flog die Maschine, nachdem sie einmal in der Luft war, ohne weiteren Aufenthalt durch bis England.

Gutes Wetter ist in London so selten, dass ein Abend im Schein der untergehenden Sonne alles andre als selbstverständlich ist. Frauen lehnten mit überkreuzten Armen auf den Fensterbänken, Männer hatten sich Stühle vor ihre niedrigen russbedeckten Häuser geholt, und alle liessen erkennen, wie sehr sie die gute Luft zu schätzen wussten. In der Gosse sah man silbernen Flitterkram glänzen, und von den Kellergeländern hingen hier und da Papierschlängen herab. An den Wänden hingen zerrissene Wahlplakate: «Eure Stimme für Churchill!» oder: «Wählt Labour!» Die Oxford Street schien die Nachwirkungen

einer langen Nacht im Freien noch immer zu geniessen, die Leute auf den Bürgersteigen wollten sie wohl nicht vergessen.

An der Endstation in der Welbeck Street war die Stimmung weniger festlich. Drei Amerikaner stritten sich mit dem Corporal, der hinter dem Schalter sass.

«Hallo», sagte einer. «Wir sind gekommen, um uns aus den lausigen Unterkünften, in die ihr uns gesteckt habt, verlegen zu lassen. Zu sechst in einem Zimmer mit sechshundert Flöhen.»

«Mein ganzer Körper ist rot von Wanzenbissen», beklagte sich ein anderer.

Eigentlich wollte ich Mrs. Craig anrufen. Doch als ich die Warteschlange verlassen hatte, wählte ich die Nummer von Julia, der Frau meines jüngeren Bruders, der noch bei der britischen Armee irgendwo in einem Adriaahafen Dienst tat.

«Ich habe dich seit Tagen erwartet», sagte sie. «Hast du meinen Brief nicht bekommen? Klar, komm sofort. Natürlich habe ich Platz. Ein tadelloses Sofa im Keller.»

Ein bisschen schuldbewusst verliess ich den Bahnhof, und es gelang mir, ein Taxi zu finden, dessen mit Matten bedeckter Boden mir ungewohnt hoch erschien. Ich hatte gerade die Tür zugeschlagen, als im Fenster ein Gesicht mit einem kurzgeschnittenen grauen Schnurrbart über einer *Old Etonian Tie* erschien.

«Ich fahre nach St. Johns Wood, Sir», sagte ich. «Kann ich Sie mitnehmen?»

Der Engländer sah mich überrascht an.

«Oh, wirklich», sagte er und zögerte, stieg dann aber doch ein, «das ist furchtbar nett von Ihnen, Sir. Passt mir ausgezeichnet. Sie werden sehen, Sie müssen keinen Umweg machen. Können mich Ecke Church Street rauslassen», sagte er dem Fahrer.

Von den Fenstern in der Edgware Road hingen Fahnen schlaff herunter.

«London scheint bemerkenswert gut gelaunt zu sein», sagte ich, um etwas zu sagen.

«Ja», sagte er und legte die Aktentasche auf seine Knie, den Bowler auf die Aktentasche und die Hände über Kreuz auf den Griff seines Regenschirms. «Ja, es ist ganz gut ausgegangen. Ich bin optimistisch. Die Sozialisten werden harte Zeiten erleben, sehr harte sogar. Sie werden Fehler machen. Und dann wird das alte Pendel wieder zu unseren Gunsten ausschlagen. So geht hier die Geschichte ihren Gang ... Natürlich weiss ich nicht», fügte er hinzu und drehte sich halb zu mir, «was Sie darüber denken.»

«Ich denke, da ist viel dran an dem, was Sie sagen», gab ich zur Antwort.

«Das Schlimme ist nur», fuhr er mit einem blassen Lächeln auf seinem gesunden Oberklassengesicht fort, «dass die meisten Amerikaner die Lage – wenn ich so sagen darf – nicht verstehen. Den Berichten zufolge, die ich in Ihren Zeitungen gelesen habe, denken die Leute, wir hätten gerade eine Revolution gehabt und in der neuen Regierung sässe ein Haufen Bolschewiken. Keineswegs. Ein völliger Irrtum. Sehen Sie sich diesen Kerl an, diesen Bevin. Er ist nicht weniger Engländer als Churchill. Sicher, er hat andere Ideen. Aber können Sie sich vorstellen, dass er sich von diesen Russen die Meinung diktieren lässt? Ha, glauben Sie das nicht, Sir! Natürlich weiss ich nicht, was Sie darüber denken!»

«Ich denke, Sir, dass Amerikaner die Neigung haben, andere nach ihren Massstäben zu beurteilen. Es ist ein Land der Extreme.»

Das Taxi fuhr langsamer und hielt an.

«So, so», sagte der Engländer, nahm Regenschirm und Aktentasche und betrachtete meine Uniform. «Entschuldigen Sie eine persönliche Frage, aber, äh, könnte es vielleicht sein, dass Sie Brite sind?»

«Mehr oder weniger», gab ich lachend zurück, «wir sind auf dieselbe Schule gegangen!»

Er war so verwirrt, dass er vom Trittbrett des Taxis abrutschte und fast hingefallen wäre.

«Was Sie nicht sagen!» stotterte er, als er sich gefangen hatte. «Ich weiss wirklich nicht – es tut mir furchtbar leid – ich hoffe aufrichtig, dass ich nichts gesagt habe ...»

«Ist meine Schuld, Sir», sagte ich, «ich habe mich nicht zu erkennen gegeben.»

«Aber ganz und gar nicht, mein lieber Freund. Kluge Männer und Spione, sagt man, trauen ihren Ohren mehr als ihren Augen! Lassen Sie mich etwas für die Fahrt dazugeben ...»

«Aber nicht doch.»

«Nun, dann bin ich Ihnen überaus dankbar», sagte er und reichte mir die Hand.

«Keine Ursache», murmelte ich.

Aus meiner Höhle im rückwärtigen Wagenteil sah ich, wie er lächelnd und kopfschüttelnd davonging.

Er hatte eine Ausgabe der *Times* liegengelassen. Aus Gewohnheit, deren Macht zwar durch die räumliche Distanz, nicht aber die Zeit durchbrochen wurde, las ich zuerst die «Kummerspalte», dann überflog ich die Überschriften, die wie die Leitartikel im Innern versteckt waren:

Suche. Eine Schachtel Max Factors Pancake, No. 1 oder 2, gegen gute Bezahlung.

Rolls-Royce. Phantom 11 oder 26 PS Limousine, ab sofort gesucht.

INVASION JAPANS STEHT BEVOR JAPANS UNTERGANG

Die Alliierten sind so weit, dass sie die zivile Bevölkerung nur noch warnen können. Einige Städte stehen auf der Liste geplanter Luftangriffe. Die Bewohner der Städte, die Ziel der Angriffe sind, wären schlecht beraten, wenn sie die Angriffe abwarteten. Würden diese Warnung und die Ohnmacht der japanischen Flotte nicht ausreichen, das japanische Volk in Bewegung zu setzen, dann könne man daraus nur der Schluss ziehen, dass die Neigung zum Selbstmord nicht auf die militärische Kaste beschränkt ist.

Ich hatte die Wohnung meiner Schwägerin nie gesehen. Sie befand sich in einer ruhigen, von Bäumen gesäumten Strasse, im Erdgeschoss eines zweistöckigen Hauses und hatte einen eigenen Eingang.

«Was für eine Pracht!» rief ich, als ich mich im Wohnzimmer umsah und durch das Fenster auf den eingezäunten Privatgarten schaute.

«Was ist denn so prächtig?» fragte Julia, als ich ihr in das Untergeschoss folgte, wo sich Esszimmer, Kinderzimmer und die Küche befanden, davor ein weiteres Gartenstück, dahinter eine grosse Ulme.

«Soviel Platz!» sagte ich. «So eine Wohnung würde in New York fünf- bis sechshundert Pfund im Jahr kosten.»

«Was?» rief sie. «Wir zahlen hundertachtzig.»

«Meine Güte», sagte ich. «Das zahlen wir für unsere kleine Mietwohnung mit Aufgang und drei Zimmern!»

«Aufgang?»

«Du weisst schon: Treppen.»

«Ach ja, ohne Aufzüge.»

«Und ihr habt einen Kamin», sagte ich und liess mich in dem bequemen englischen Sofa nieder. «Funktioniert er?»

«Ob er funktioniert? Na klar – wenn es etwas zum Verbrennen gibt. Sie funktionieren alle.»

«Alle?»

«Ja, wir haben drei Stück.»

«Meine Güte! Das würde uns zusätzliche hundertfünfzig kosten! Ruhe, genug Platz und Kamine», sagte ich. «Das können sich in New York nur reiche Leute leisten. Kein Wunder, dass Amerikaner so verrückt danach sind, auszugehen.»

«Ich würde auch gern ausgehen!» sagte Julia. «Ich habe es so satt, immer etwas Essbarem hinterherzujagen und dann noch zu kochen!»

«Wunderbar! Gehen wir aus! Meine Tasche ist zum ersten Mal seit Jahren wieder gefüllt.»

Ich redete noch, da flog die Tür auf, und herein kamen zwei sehr jung wirkende britische Majors.

«Meine Brüder», sagte Julia.

In Gegenwart der Offiziere fühlte ich mich alt und fremd. Ich rechnete schnell nach und kam zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass beide zur Zeit des Kaiserkrieges noch nicht gelebt hatten. Ich konnte nicht alles verstehen, was sie sagten, denn sie sprachen in abgehackten Sätzen oder nuschelten in einem privaten Jargon und lachten bei einzelnen Worten schallend los. Da dämmerte mir, dass in ihrer Generation im Laufe der Jahre, insbesondere der Kriegsjahre, eine neue Sprache entstanden war und allgemein gebräuchliche Worte und Wendungen neue Bedeutungen erhalten hatten (das war bei uns im Kaiserkrieg nicht anders gewesen). Ein Ausdruck, den sie ständig gebrauchten, war *had it*. Er, sie, einfach alle: *Oh, they had it*.

«Was soll das eigentlich heißen?»

Da kamen plötzlich hinter jedem Sessel und jedem Vorhang die alten Geister hervor, die man längst für gebannt hielt, und grinsten:

Warte und sieh genau hin. Gib acht und bete. Schweigen ist Gold. Geduld ist eine Tugend. Rede nicht, bevor du angesprochen wirst.

Wo die Majors in den letzten Jahren gewesen seien?

Keine persönlichen Fragen! Könnte dir Unannehmlichkeiten bereiten.

(Später: «Kairo und Naher Osten. Viel Spass gehabt!»)

Was sie von den Wahlen hielten?

Zu Hause wird nicht über Politik geredet! Das könnte die Stimmung verderben.

(Später: «Klasse Show, nicht? Natürlich hat die Familie ganz lausige Ansichten.»)

Ob einer der beiden in Deutschland gewesen sei?

Keine dienstlichen Gespräche im Salon. Zeugt von schlechter Erziehung.

Ob sie heute Abend schon etwas vorhätten?

Wer keine Fragen stellt, hört auch keine Lügen.

(Später: «Das kann man nie wissen.»)

«He, altes Mädchen, wollen wir nicht ausgehen und uns einen Schluck gönnen?»

«Hallo, Constable! Geschlossen?»

«Ja, mein Herr! Ausverkauft!»

«Was ist offen?»

«Versuchen Sies im White. Die Strasse hoch, meine Dame.»

«Danke, Wachtmeister. Gute Nacht.»

«Nacht, die Herrschaften.»

Die Umgangsformen machen den Menschen.

«Was nimmst du, alter Herr?»

«Nein. Das ist meine.»

«Ach komm. Sei nicht blöd!»

«Gin & Lime – vier Gin & Lime!»

«Juhu! Runter damit. Das isses. Prost!»

«Noch mal dasselbe, Fräulein!»

«Guck dir den an! Dem wird's morgen dreckig gehen!»

«Sein Bier!»

«Also, machs gut, altes Mädchen, wir machen jetzt die Fliege!»

Die Majors verschwanden.

In der Fitzroy Street spielte ein Mann Drehorgel – die Musik von London. Auf seinem Kasten sass kein Affe.

In dem kleinen teuren französisch-italienischen Restaurant in der billigen und ziemlich geschmacklos aufgeputzten Strasse hielten mich der *padrone* und seine Familie für meinen Bruder.

«Also ich niemals! Wer guckt schon auf Uniformen. Nur Gesichter. Und als wir Madame sahen ... Ja, ganz wie in alten Zeiten, nicht?»

Es war wie in alten Zeiten. Man bekam fast alles, was man wollte. «Lassen Sie die Speisekarte, Sir. Was Sie möchten essen – *canard à Porange, pigeon petit pois?*»

Nur die Rechnung war nicht wie in alten Zeiten, für Wein und Schnaps fünfmal so hoch. Verrückt, für ein Essen zu bezahlen!

«Schwarzmarkt.»

«Europas neuer Name.»

Unten in der Tottenham Court Road marschierte eine Reihe von WRENS Arm in Arm. In der Shaftesbury Avenue standen G.I.s mit englischen Mädchen in dunklen Ecken.

«Hallo, Süsler!» Merkwürdig, wieder Prostituierte zu sehen. Reglos standen Männer in Gruppen vor den Pubs, wie früher auch.

«Jemand hat mir heute erzählt, dass sich Japan bald ergeben wird.»

«Ich habe mit Leuten gesprochen, die meinten, es würde noch sechs Monate dauern, vielleicht auch 'n Jahr, und die Invasion wird furchtbar.»

An der Kurve hielt ein Auto. «Willst du mitfahren, Bill?» fragte der Fahrer, «'yde Park Corner. Nur drei Schillinge!»

«Das machen sie jetzt überall», sagte Julia.

«*Gasoline* vom Schwarzmarkt.»

«*Gas?*»

«Habe ich das gesagt? Komisch. Ist mir nicht aufgefallen. Wir haben hier wahrscheinlich eine ganze Menge aufgeschnappt in den letzten drei Jahren.»

Das Café Royal war voll. Man musste sich anstellen, um einen Platz zu bekommen. Wir hatten uns kaum gesetzt, da streckte der Mann, der uns am Tisch gegenüber sass, Julia eine grosse rote Hand entgegen.

«Hallo, schöne Frau!»

Er hatte kleine glasige, blutunterlaufene Augen, öliges Haar und einen grossen braunen Schnurrbart, gebogen wie eine Lenkstange. Auf seiner Khakischulter war das Wort *Commando* aufgestickt. Das Mädchen neben ihm sah in eine andere Richtung.

«Geben Sie mir Ihre Hand, schöne Frau, verdammt noch mal!»

«Ich glaube, wir setzen uns besser woanders hin.»

Wir standen auf und stellten uns erneut an.

«Sind die immer so?»

«Die meisten, die ich gesehen habe. Wir nennen sie *Belsenites*.»

Trainiert, um lautlos zu töten und frei ...

«Da ist noch einer!»

Ein riesiger Brocken, das Barett über einem Ohr und an jedem Arm ein Mädchen, torkelte ins Freie.

«Lass uns gehen.»

In den dunklen Strassen um Berwick Market wehte Zeitungspapier gegen die Kellergeländer. Eine schwarze Katze schoss über den Bürgersteig. Mädchen Arm in Arm mit uniformierten Männern marschierten singend durch die Strasse. An einer Ecke, wo früher ein exklusiver Nachtclub gewesen war, glänzte ein Garten voller Kuckucksnelken vor einer zerborstenen Mauer hell im Mondlicht.

In dem im Erdgeschoss liegenden Esszimmer war das Feldbett des älteren Majors leer.

Als ich am nächsten Morgen um sieben Uhr das Haus verliess, schnarchte er.

Ein paar hundert Meter von hier hatte ich, bevor Hitler ins Rheinland einmarschierte, einen halben Winter verbracht. Aber im Winter geht man in London nicht zu Fuss ... Wie ausgestorben lag die Strasse in der frühen Morgensonne, die Luft war klar und frisch wie auf dem Land, und die Bäume mit ihren staubbedeckten grünen Blättern standen in Augustblüte. Die grosse Stadt schlief noch. Man konnte jede schläfrige Bewegung hören und den Asphalt riechen – der Geruch von London. Ich ging über die Albert Road in den ungepflegten, des Krieges überdrüssigen Wald des Regents Park, wo mir der Geruch von Sägespänen, von Schweiss, Kot und Desinfektionsmitteln entgegenschlug, Gefangene hinter Gittern – der Geruch von Sonntagnachmittagen in den letzten Sommern der Alten Welt.

«Vetter Charles hat euch Karten für den Zoo geschenkt. Was sagt ihr da?»

«Danke.»

«Danke wem?»

«Danke, Vetter Charles ... Können wir auf einem Elefanten reiten? Die Affen füttern? Luftballons kaufen?»

Von der Brücke sah ich auf einen Kanal, ich konnte mich nicht erinnern, ihn je zuvor gesehen zu haben. Das ruhige Wasser schimmerte grün wie Motoröl, und auf dem Uferpfad schleppte sich mühsam ein schweres Pferd entlang. Es verlagerte sein ganzes Gewicht auf die Vorderbeine, bog seinen stämmigen Nacken und zog ganz allein einen langen flachen Kahn, auf dem niemand zu sehen war.

Wenn London erwacht, beginnt es zu schnurren wie eine Katze, zu brummen wie keine andere Stadt. Je höher die Sonne steigt, desto lauter wird das Brummen: Die Katze wird zum Löwen und brüllt das majestätische Brüllen des Königs der Tiere.

Vor einem Laden mit leerem Schaufenster und geschlossener Tür stand eine Reihe von wachsgesichtigen, ärmlich gekleideten Frauen.

Im Briefschlitz an der Eingangstür zum Haus meines Bruders steckte die *Times*:

Kindermädchen, ausgebildet. Aussicht auf Abwechslung & Reisen
Zu verkaufen. Damenpferd, 15½ hds. Alt. Gutartig.

ERSTE ATOMBOMBE AUF JAPAN EXPLOSION: SPRENGKRAFT VON 20'000 TONNEN TNT REGEN DER VERNICHTUNG AUS DER LUFT

«Hm. Jetzt ha'm die Japsen ihr Fett weg, was?»

«Arme Schweine!»

«Jetzt ist bestimmt Schluss!»

«Donnerwetter, dieses gebratene Brot ist gut!» «Vierzigtausend Fuss hohe Rauchsäule! Wahnsinn!» Was hat diese verdammte Rot-Kreuz-Schwester in Kempten gesagt? «Ich weiss, dass England mit dem Luftkrieg gegen Deutschland angefangen hat ...»

In Knightsbridge glitten zwei glitzernde Rolls-Royce geräuschlos durch den brüllenden Verkehr. Ein geschneigelter junger Mann steuerte den offenen Wagen mit seinem kleinen Finger in den Park am Albert Gate.

Vom Oberdeck der Buslinie neun, mit der ich vor zwanzig Jahren von dieser Ecke aus jeden Morgen zur Bank gefahren bin, mahnte mich ein Blick auf Grossmutterns Haus – die Läden heruntergezogen, verkauft und wie in Trauer – nachdrücklich an Zeit, Veränderung und Vergessen ... Hutton, in seinem ewigen Frack, stets lächelnd, öffnete die Tür zur kühlen Eingangshalle. Dieser Raum. Marmor. Blumen. Ruhe. Auf der grosszügig breiten Treppe der weiche pflaumenfarbene Teppich ohne jedes Zeichen von Abnutzung. Die Canalettos und die französische Uhr, blattvergoldet. Im grossen Esszimmer die Kommode, unter der du dich versteckt hast und allein über die sieben Meere gesegelt bist. Die Geborgenheit von Reichtum und Sicherheit, eine Welt, die stets Bestand haben würde. Das Frühstückszimmer. Alpenveilchen und Rosen. Die Matriarchin immer weise und immer alt. Der Fünf-Uhr-Tee aus dem Meissener Porzellan, die runden Brote mit Eiern und Sardellen und Robert Browning, «der sonntags aus der Wimpole Street herüberkam. Er war ein sehr charmanter älterer Herr ...»

In einem bombardierten Haus in der Nähe von Hammersmith war der Kopf von Kuno, des gescheiterten jungen Mannes, unter einem Berg von Kleidungsstücken, Büchern, Zeitungen und Decken gerade noch zu sehen. Um zum Bett zu gelangen, musste man über eine leere Flasche und ein Bild von Picasso steigen, das wie alles andere in diesem Zimmer, Hosen und Mantel eingeschlossen, jemand anderem gehörte.

«Herrgott, mein Lieber, Zeit fürs Mittagessen. Rudi wartet im Ritz. Was für ein *Langweiler!*»

«Und wie fandest du die Luftwaffe?»

Der Kopf rollte vor, und ein Lachen gluckste aus dem Kopfkissen. «Der *Krach*, mein Lieber ...!»

«Und die *Leutel*»

«Aber ich war unheimlich beliebt!»

«?»

«Ja. Seit dem Tag, an dem ich meine Uniform verloren hatte. Hat anscheinend noch keiner geschafft. Hab' das blöde Ding einfach in einer Wäscherei gelassen. Wie der Hauptmann von Köpenick. Der Colonel wollte mir einfach nicht glauben. Seitdem nannten mich alle *Cracky*. Einen Aufschneider, stell dir vor! Himmel, wo sind meine Socken?»

«Ich habe Gisela getroffen.»

«Gisela? Wer ist das? Ah, diese alte Schnalle! Was für *Langweiler* die Deutschen sind!»

«Von der Atombombe gehört?»

«Atom? Nein, das ist zu viel! *Up, Guards and at 'em*! Oh, mein Lieber, mein Lieber! – Was für schöne Hosen! Hast du noch welche übrig?»

Das Albert-Memorial, dieser grässliche Schrein aus dem literarischen Goldenen Zeitalter, thronte immer noch über dem gedrungenen runden Konzerthaus.

Gentleman (privat) sucht Rolls-Royce ab sofort.

Malteser (klein), drei anbetungswürdige kleine weisse Welpen, bester Stammbaum; Preise von 17 bis 25 Guineen. Tausche einen gegen einen kleinen Pekinesen.

**BERICHT ÜBER VERWÜSTUNG DURCH NEUE
BOMBE
ANGEBLICH FALLSCHIRM BENUTZT
VEREINIGTE STAATEN ALS «VERNICHTER DER
MENSCHHEIT» DENUNZIERT
DUNKELHEIT ÜBER HIROSHIMA**

Ich fühlte mich stumpf, einsam, verloren. Etwas trinken? Warum nicht? Was sonst? Aber in Piccadilly kam man in keine Bar hinein.

«*Star, Standard*. Neues über die Bombe!»

«Das Geschrei hier ist immer noch das gleiche!» «Glaub', das is'
ne Ente!»

«Wüрд' mich nicht wundern!»

«Ich fress' 'nen Besen! Haste das gesehen?»

«Was?»

«RUSSLAND ERKLÄRT JAPAN DEN KRIEG!»

«Mich laust der Affe!»

«Gelbe Gefahr in der Klemme!»

«... das war fällig!»

«Sagt Onkel Sam zu Onkel Joe: Is' mir auch egal!»

Gräfin möchte feinen alten Aubusson-Teppich in Rosa & Grau verkaufen. Preis 200 Pfund. In Frankreich oder Amerika noch wertvoller.

DAS INFERNO VON HIROSHIMA VIER QUADRATMEILEN AUSRADIERT

«Hi, Jim! Wie geht's?»

«Hi, Major!»

«Sag mal, kannst du mir 'nen Rat geben? Mein Mädchen ...»

«Stimmt was nicht?»

«Nichts stimmt. Sag, wie wird man sie wieder los?»

«Weglaufen, glaub' ich.»

«Tu ich ja. Aber sie weiss immer, wo ich bin!»

«Hast du was von Heiraten gesagt, Major?»

«Naja ... Ha! Ich glaube ...»

«Oh, Major! Von einem Ring?»

«Naja ... Du wirst seit Tagen im Büro erwartet ...» «Ich?»

«Du solltest gestern nach Hause fliegen!» «Verdammt auch! Entschuldige mich, Major!» «Schon okay, Jim. Wir sehen uns drüben!»

«*Star, Standard!* Neues über Russland!»

**RUSSISCHER VORMARSCH AUF DIE MANDSCHUREI
BESTES GELÄNDE FÜR PANZER
ATOMBOMBE AUF NAGASAKI
JAPAN VOR KAPITULATION**

Im Büro rälkelte sich der Captain auf seinem Stuhl, die Füße auf dem Schreibtisch. «Gut», sagte er müde. «Fahren Sie am dreizehnten, wenn Sie wollen. Erwarten Sie nicht, dass es hier irgendjemanden kümmert, wann Sie abreisen.»

**WASHINGTON NIMMT TOKIOS ANGEBOT AN
USA WARTEN AB – FÜR ALLE FÄLLE**

Friedensfest

Der Aussenminister ... hofft, dass die örtlichen Behörden Musikkapellen und Feuerwerk organisieren und andere geeignete Massnahmen ergreifen, um diesen historischen Augenblick zu feiern. Man hofft, dass die Kirchen im ganzen Land die Glocken läuten.

Auf dem Piccadilly war der Verkehr durch eine singende Menge blockiert. Ohrenbetäubend war der Lärm der hölzernen Rasseln, die man zur Kaiserzeit bei Paraden im OTC benutzt hatte. «Hol' dich der Teufel, Stern, das ist ein Maschinengewehr, kein verdammtes Spielzeug!»

Mein Gepäck und ich wogen fünfzig Pfund zuviel. Ich zog aus meinem Seesack die Uniformen, die ich nie getragen hatte, und gab sie Julia. Der Seesack war immer noch zu schwer. Widerstrebend gab ich ihr auch den *Kannibalismus*.

«Schick es mir bitte!» sagte ich.

«*Bon voyage!* Hoffentlich kommst du nicht am V-Day an!» «Wie auch immer, *I had it!*»

**NOCH KEIN WAFFENSTILLSTAND IM PAZIFIK
ENDE ERST IN EINIGEN TAGEN, VIELLEICHT
NOCH SPÄTER**

Letzte Nachrichten

Washington. Der Pressesprecher des Präsidenten, Mr. Ross, ... riet Journalisten, sich bis Mitternacht bereitzuhalten. ‚Wir wissen es einfach nicht‘, sagte er, ‚vielleicht kommt es durch.‘»

Das Gesicht des uniformierten Zivilisten neben mir im Bus kam mir bekannt vor. Er sah mich lächelnd von der Seite an. «Wie kommen Sie...?» begann er.

«... mit der Besatzung zurecht?» lachte ich. «Ach, Herr Hauptmann, es geht viel besser, als ich erwartet habe. Wissen Sie, wir haben gehört...»

«... Frauen würden vergewaltigt ...»

«... inhaftiert, deportiert ...»

«Aber mein Mann sagte immer ...»

«... wer von uns nicht in der Partei war ...»

«... würde vom Bürgersteig gestossen und dürfte nicht atmen – hatschi!»

«Gesundheit!»

Vom Flughafen schickte ich meiner Frau ein Telegramm und bat sie, von Vermont nach New York zu kommen, um mich abzuholen.

In Schottland blies ein eisiger Wind vom Atlantik herüber. Wir waren dreissig Mann und hatten uns im Warteraum breitgemacht. Wir mussten von zehn Uhr abends bis zwei Uhr in der Frühe warten. Dann hörten wir einen Vortrag und sahen einen Film, den längsten Kurzfilm, den ich je gesehen hatte, in dem in ermüdenden Einzelheiten gezeigt wurde, wie man sich bei einem Absturz der Maschine über dem Ozean zu verhalten habe. Gegen Morgen gingen wir an Bord, die Maschine war die gleiche wie die im Film, der Innenraum weiss gestrichen, die Armsessel verchromt – mein erster Kontakt mit «Plüschsesseln» – und im Mittelgang ein Teppich. Jemand vom Begleitpersonal brachte Schachteln mit Erdnussbutter-Sandwiches und Kaffee in Pappbechern. Links konnte ich aus einem viereckigen Fenster mit roten Sergevor-

hängen und Troddelbändern schauen. Rechts fand ich einen Hebel, mit dem sich die Rückenlehne des Polstersitzes verstellen liess.

HIROSHIMA. DIE STADT OHNE SCHATTEN

Prag. Vor einigen Tagen kursierte in Prag das Gerücht, dass Hitler in der böhmischen Kleinstadt Hodonin lebendig aufgegriffen worden sei.

Aber es war falscher Alarm. Der angebliche Hitler war Frantisek Holub Kysperek, ein tschechischer Strassenbahnschaffner, der während der Besetzung als Doppelgänger des Führers allseits bekannt war.

Während die Deutschen dort waren, verdiente er sein Geld, indem er für Fotoaufnahmen posierte. Besonders unter deutschen Soldaten war das sehr beliebt. Sie stellten sich mit ihm vor die Kamera und schickten die Aufnahmen nach Hause, um bei Freunden Eindruck zu machen.

Schliesslich griff die Gestapo ein und zwang Kysperek, den Schnurrbart abzurasierern und sein Haar anders zu frisieren. Dann steckten sie ihn ins Gefängnis.

Kysperek wurde jetzt von amerikanischen Filmproduzenten entdeckt und nach Hollywood eingeladen, um in Filmen als Hitler aufzutreten.

Nach zehn Stunden landete das Flugzeug auf den Azoren, einer Inselgruppe mit flachen Felsen inmitten des Atlantiks. Als wir ausstiegen, umgab uns tropische Hitze. Während wir an einer Theke einen Teller lauwarms Dosengemüse verschlangen, hörte ich, wie mein Name über einen Lautsprecher ausgerufen wurde. Ich hielt den Atem an. «Flughafen Patuxent ... Sehr leid ... B.O.Q. ... New York ...Vermont ... B.O.Q.»

Wir standen zu dritt am Schalter, auch Turner, der Zivillist, den ich im Bus getroffen hatte, und warteten auf unser Urteil.

«Wir bedauern ausserordentlich ... Schlechtes Wetter zwischen

Azoren und Neufundland. Das Flugzeug hat zu viel Gewicht. Wir müssen eine Extraladung Treibstoff aufnehmen ...»

«Aber ich wiege nur 140 Pfund!»

«Bedauere sehr. Wir haben die ersten drei Namen von der Liste genommen. Sie sind der erste.»

«Na prima. Wann geht die nächste Maschine nach New York?»

«Oh, das wissen wir nicht.»

«Und nach Washington?» fragte Turner.

«Nach Miami?»

«Wissen wir nicht. Wir werden Sie informieren. Inzwischen ...»

Inzwischen wurden wir wie Häftlinge abgeführt und auf der Ladefläche eines offenen Lastwagens quer durch die glühendheiße steinige Wildnis zu einem niedrigen Holzofen und einer leeren Zelle mit Feldbetten gebracht.

«Wissen Sie, wie dieser Ort genannt wird?» sagte Turner.

«B.O.Q.?»

«Nein. Die Insel der Verlorenen. Ich kannte mal ein paar Jungs, die auf ihrem Weg nach Hause hier abgesetzt wurden. Einer war sechs Wochen hier. Der andere lief ins Hinterland und wurde nie mehr gesehen. Man kann nicht mal ein Telegramm schicken.»

Turner und der andere Mann zogen sich aus, nahmen eine Dusche und rasierten sich. Ich wälzte mich herum, nahm einen Schluck zum Einschlafen und gab mich in die Hände meines Gottes ...

Ich wusste nicht, ob ich eine Stunde oder eine Nacht geschlafen hatte, als die Tür aufgerissen wurde und eine Stimme drängend rief: «Jemand nach Washington?»

Turner sprang von seinem Bett. «Ich», schrie er.

«New York!» sagte ich.

«Washington, hab' ich gesagt!»

«Denken Sie daran, was ich Ihnen erzählt habe», warnte mich Turner.

Ich beherzigte die Warnung.

Jetzt waren wir zweiundzwanzig, wir sassen auf Notsitzen, lagen auf dem Boden, übergaben uns in einen Kübel im Heck des Flugzeugs, stöhnten und schnarchten, während die Maschine hochstiess, herunterschoss, rüttelte, schleuderte und durch die Nacht dröhnte. Nach sechs Stunden kam jemand von der Besatzung in die dunkle Höhle und flüsterte einem auf dem Boden liegenden Mann etwas ins Ohr. Der Mann setzte sich auf, rieb sich die Augen, legte sich wieder hin, setzte sich wieder auf und flüsterte mit seinem Nachbarn. Der stand auf, kroch über die ausgestreckten Körper, bis er zu Turner gelangte, der gerade seinen Kopf von meiner Schulter hob. Turner sah zu dem Mann, hörte, was er sagte, nickte, lächelte matt und wandte sich zu mir.

«Wir haben's geschafft», murmelte er.

Ich sah ihn an und nickte. Der Sergeant neben mir war nicht in dem Zustand, in dem man ihm irgendetwas hätte sagen können, daher wiederholte ich für mich: «Wir haben es geschafft ... Wir haben es geschafft!» und fragte mich, wo meine Frau jetzt wohl war und wie ich von Washington nach New York kommen würde.

Als wir in Gander oder Stephenville, ich wusste nie, welcher Flugplatz es war, landeten, sah ich, wie das mit Plüschsitzen ausgestattete Flugzeug von Neufundland abhob – Richtung New York.

«Jesus Christus!» rief Turner, als wir im Dunkeln die Leiter herunterkletterten.

Als wir unten waren, sahen wir etwas brennen, ein Haus, eine Hütte oder Baracke. Ein paar G.I.s, die sich vor den Flammen abhoben, warfen Flaschen durch ein Fenster. Man hörte Glas splintern. Ein dritter G.I. hob eine Flasche mit gestrecktem Arm hoch, torkelte und fiel auf den Boden. Einige WACs begannen zu johlen.

«Friede auf Erden!» murmelte ich.

«Und den Menschen ein Wohlgefallen», fügte Turner hinzu.

Im Kasino sassen wir einem Corporal gegenüber. Seine rechte Hand

hielt eine Flasche und sein Kopf lag auf dem Tisch, ein paar Zentimeter entfernt von einem zerbrochenen, blutverschmierten Glas.

Turner und ich verdrückten zusammen ein Dutzend Eier mit Speck.

In der windigen Dämmerung, wahrscheinlich zehntausend Fuss über der Küste von Maine, rutschte ich vom Notsitz zu Boden. Wo immer du heute sein magst, Turner, Gott segne dich dafür, dass du damals die Decke über mein schlotterndes Gerippe geworfen hast! Ich werde es nie vergessen.

Auf dem verödeten Washingtoner Flughafen schlug eine Uhr neunmal. Das Thermometer zeigte knapp dreissig Grad.

«Sie können mit dieser Order nicht weiterfliegen», sagte der Passbeamte zu mir und wischte sich mit seinem Hemdsärmel über die Augenbrauen.

«Sie müssen eine Zivilmaschine nehmen», sagte er. «Und zahlen.»

«Ich zahle», sagte ich.

Hinter Tischen und Telefonen sassen sechs Mädchen in einer Reihe. Sie wirkten so sauber, so akkurat und gut gekleidet, als hätten sie gerade ein Bad genommen und einen Schönheitssalon besucht.

«Einen Platz nach New York?» rief das am nächsten sitzende Mädchen. «Heute?» Sie schüttelte ihren Lockenkopf und nahm den Hörer ab.

«Sie sehen ganz schön müde aus», sagte sie und ins Telefon: «Habt ihr was für New York?»

Sie legte den Hörer auf und schüttelte den Kopf. Diese Vorstellung wiederholte sie sechsmal.

«Ist ein schlechter Tag», murmelte sie lächelnd.

«Wir werden uns daran erinnern.»

«Genau! Sie hätten Washington gestern Abend sehen sollen!»

«Und Neufundland heute Morgen!» sagte ich.

Sie nahm den Hörer wieder ab, stellte ihre Frage, legte auf.

«Setzen Sie sich hin», seufzte sie. «Die einzige Chance ist, dass

ein Passagier nicht auftaucht. Irgendwie werden wir Sie schon in eine Maschine kriegen.»

Sie schaffte es, zwei Stunden später. Eine prächtige Limousine brachte mich zum Zivilflughafen, der aussah wie eine Rennbahn für Millionäre, die Tribüne ein Palast des zwanzigsten Jahrhunderts, ganz aus Glas und Chrom.

Durch das Fenster eines Drugstores sah ich einen Berg von Apfelsinen und Pampelmusen und stellte mir das Gesicht vor, das ein Europäer an meiner Stelle machen würde. Ich versuchte ein imaginäres Gespräch mit meiner Frau und Freunden über den europäischen Kontinent, aber ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Ich starrte auf die Apfelsinen und Pampelmusen, auf die leeren Sitze im Drugstore, und dann wusste ich, dass ein solches Gespräch zu nichts führen würde, denn mir wurde klar wie nie zuvor, dass zwischen denen, die etwas erlebt haben, und denen, die es nicht erlebt haben, eine Kluft besteht, die das gesprochene Wort nicht überbrücken kann.



W. H. Auden und James Stern (rechts) in Bad Nauheim, 1945



Luftaufnahme von Frankfurt am Main, 1945 (vgl. auch S. 40)



Diese Schandtaten

In zwölf Jahren haben die Nazi-Verbrecher Millionen Europäer, Millionen Juden gehetzt und zu Tode gequält, nur weil sie Juden

Ihr habt ruhig zugesehen

Im Kampf erlitten Soldaten der Alliierten keinen Schaden und sind nicht verletzt worden.

In Buchenwald wurden nicht hunderttausende Soldaten, sondern

in Dachau fanden amerikanische Soldaten nicht 2000, sondern

in Belgien fanden britische Truppen nicht 1000, sondern

in Gerdlingen, Nordhausen, Ohrdruf, Erla, Mals

Wann, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen hat, zum Op

fer hat ruhig zugehört. Warum habt ihr mit keinem Wort

Das ist eure große Schuld - Ihr seid



1) Grabwagen verladen mit Leichen werden in Dachau von den amerikanischen Truppen entdeckt. — 2) Wie bestattet aufeinandergeschichtete Leichen wurden beiseite und abgewagt von Hanger von den amerikanischen Soldaten aufgefunden. — 3) Ein Teil der in einem Ortler gefundenen 100 Leichen die in Nazi-Camp aufbewahrt lagen. — 4) Verbleibe Leichname der jüdischen Gefangenen die von SS-Truppen in Dachau Lager in dem Dorf gehalten wurden.

«Diese Schandtaten: Eure Schuld», Plakat der alliierten Militärregierung, 1945
(vgl. auch S. 51)

n: Eure Schuld!

wid ermordet. Männer, Frauen und Kinder wurden von Hitler verbannt
en oder Franzosen waren.

! stillschweigend geduldet.

Bei der vergessenen, verhöhnten und ausgepeinigten Leiden der Opfer in

rihötzen, aufgehängt

sen. Seit Beginn dieses Jahres stiegen dort 10.000 Menschen ihren Fallern.
unpferdungsstücke. 10.000 Menschen sind dort umgekommen.

in vielen unzählige Zwangserschleppung und politische Delinquenz einem

n Säure der Empörung das deutsche Gewissen verurteilt!

irtlich für diese grausamen Verbrechen!



6

8

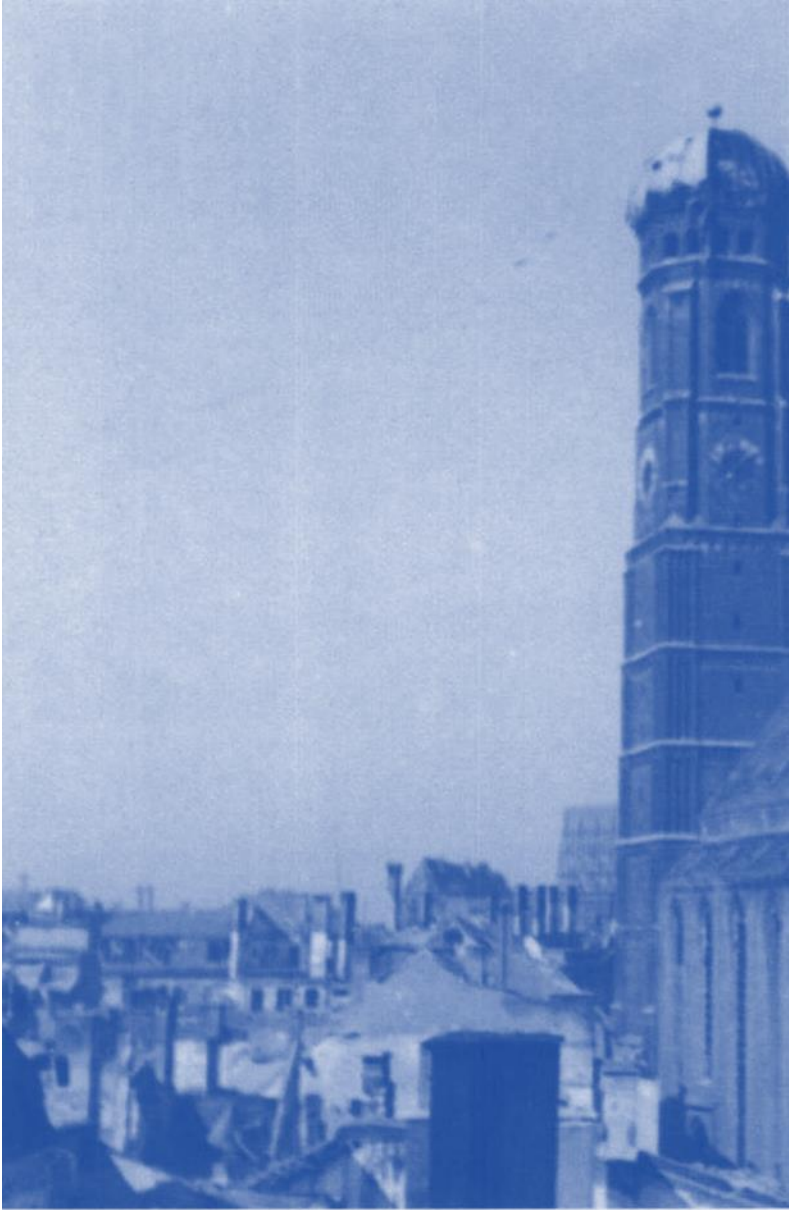


7



Die hier sind immer das gleiche als die ersten... Die... Schindleren wurde
wären Soldaten bei der Bekämpfung einer Lagen... — 11... Soldaten
haben Lagen... die Opfer weitere... Die Nazis... die Leichen mit...

Neuere Untersuchungen gelangen zur Annahme, bei den sorgsam aufgereihten Leichen könnte es sich um die sterblichen Überreste von verhungerten Wehrmachtssoldaten von den Rheinwiesenufern handeln. (Einschub Ullis Bücherecke)

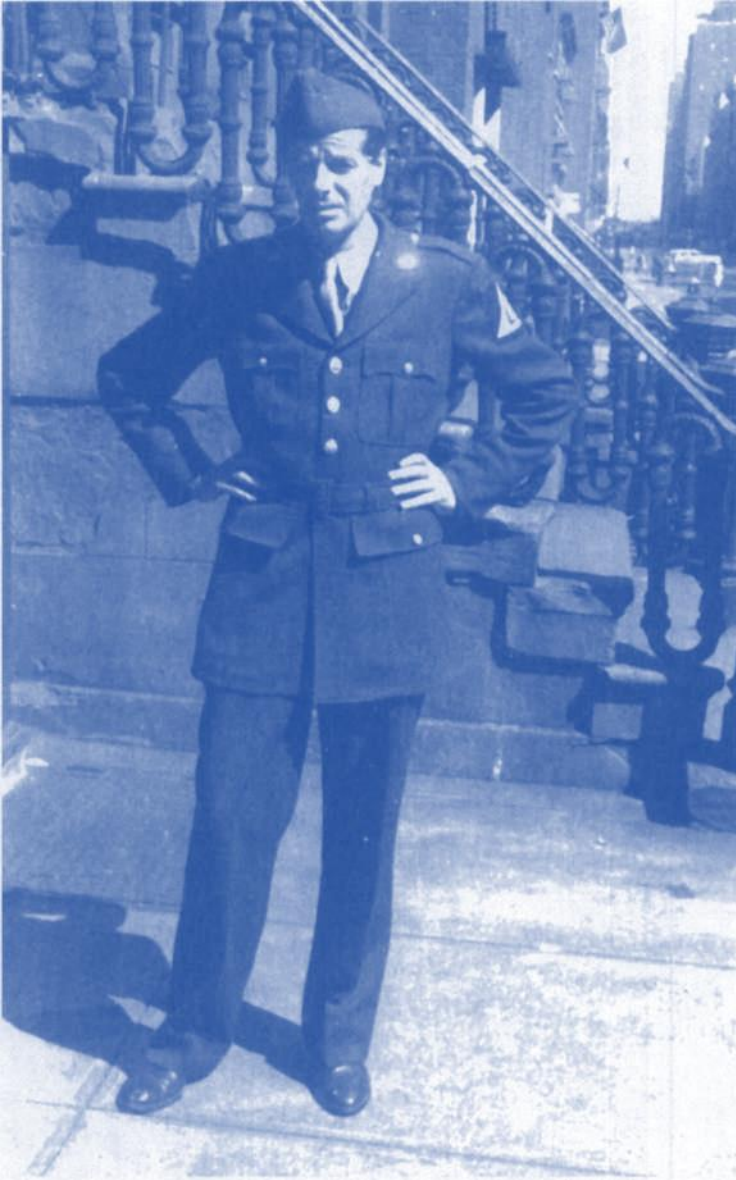


Frauenkirche in München, 16.3.1945 (vgl. auch S. 85)





Lorenzikirche in Nürnberg, 1945 (vgl. auch 287)



James Stern nach seiner Rückkehr vor seinem New Yorker Wohnsitz, 207 East, 52. Strasse, August 1945



Deutschland: Karte der Besatzungszonen 1945/1949

OCCUPATION AREAS BESATZUNGS-ZONEN



DIE AMERIKANISCHE ZONE IM NACHKRIEGSDEUTSCHLAND

Von Steffen Radlmaier

«Der Krieg ging zu Ende. Es fallen keine Bomben mehr. Das Land darf aufatmen.

Nach der grossen Lähmung, die dem totalen Zusammenbruch folgt, regen sich wieder die Züge wie schwarze Schlangen, die nach dem harten Winter aus dem Dunkel hervorkriechen.

Endlose Kriegsgefangenenzüge auf der Fahrt in die Heimat. Sie tragen in ihren lichtlosen Waggonen den Trotz, die Mutlosigkeit, die Apathie, aber sie bergen auch die Hoffnung, die Sehnsucht, die namenlose Freude. Rollen, rollen, rollen durch das Land. Weinende Frauen am Wege. Kinder, die ein Brot heranbringen und umgerannt werden von den gierigen grauen Gestalten. Winken aus Ruinenstädten. Lange, langsame Fahrt nach Haus.

Ihnen entgegen Kohlenzüge, endlos wie all diese grauen Wagenreihen. Auf den Kohlenbergen die bunte Fracht der Reisenden, die sich schon wieder auf den Weg machen: Heimkehrer, Suchende, Abenteurer, Verlassene, lauter Menschen mit einer Hoffnung im Herzen.»

Diese Impressionen stammen von dem deutschen Journalisten Wolf Strache, der unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durch das zerstörte Land reist und die Not in den zerbombten Städten anschaulich beschreibt. Unter den Stichworten «Stunde Null» und «Trümmerjahre» ist diese Zeit im kollektiven Gedächtnis gespeichert, auch wenn man heute weiss, dass es die Stunde Null, also einen völligen Neubeginn, so nie gegeben hat. Die Geschichte bleibt nicht stehen wie der Zeiger einer Uhr.

Die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai 1945 markiert auch den Beginn einer politischen Neuordnung Europas.

Die USA, England und Frankreich hatten sich bereits lange zuvor auf Prinzipien einer gemeinsamen Weltpolitik der Nachkriegszeit geeinigt. Im Herbst 1943 trafen sich die «Grossen Drei», Churchill, Roosevelt und Stalin, in Teheran erstmals, um Perspektiven für Europa zu entwickeln. Ein Hauptthema bildeten die Grenzen Polens nach der Eroberung durch die Rote Armee.

Ein anderes Thema war die Zerstückelung des besiegten Deutschland, um dessen Militärmacht für immer zu brechen. Daraus entwickelte US-Finanzminister Henry Morgenthau 1944 den Plan, Deutschland in einen Agrarstaat zurückzuverwandeln. Allerdings gab der amerikanische Präsident diesen sogenannten Morgenthau-Plan schon bald wieder auf.

Im Londoner Protokoll vom 14. November 1944 verständigte man sich dann über die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen. Die Sowjetunion sollte den östlichen Teil des Deutschen Reiches von 1937 erhalten, Grossbritannien den nordwestlichen und die USA den südwestlichen Teil sowie zusätzlich Bremen und Bremerhaven. Analog wurde Grossberlin in Sektoren aufgeteilt. Weil Roosevelt die amerikanischen Truppen ursprünglich nur zwei Jahre nach Kriegsende in Europa lassen wollte, forderte Churchill eine Beteiligung Frankreichs an der Besatzung Deutschlands. Stalin war zwar gegen diesen Vorschlag, überliess es aber den USA und Grossbritannien, aus ihren Besatzungsgebieten Teile im Südwesten an die Franzosen abzutreten.

In den vier Zonen sollte ein gemeinsamer Kontrollrat für eine einheitliche Verwaltung sorgen. Beschlüsse sollte dieses Herrschaftsorgan der Alliierten nur gemeinsam fassen können.

Allerdings blieben grundsätzliche Fragen einer gemeinsamen Deutschlandpolitik der «Grossen Drei» offen, immer deutlicher traten die unterschiedlichen Interessen und Ziele der Siegermächte hervor.

Das letzte Treffen der drei Siegermächte, die Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945, endete nach zähen Verhandlungen

mit einem Kompromiss. Man einigte sich schliesslich auf fünf Prinzipien einer gemeinsamen Deutschlandpolitik, die sogenannten fünf Ds: Demilitarisierung, Denazifizierung, Dezentralisierung, Demontagen und Demokratisierung.

Einseitige Entschlüsse und eine Politik vollendeter Tatsachen führten zu neuen Grenzen innerhalb des Besatzungsgebietes. Zum Beispiel wurde die Oder-Neisse-Linie als Westgrenze Polens in Potsdam nicht förmlich anerkannt, doch die sowjetische Politik sorgte dafür, dass die deutschen Ostgebiete der polnischen Regierung zur Verwaltung überlassen wurden.

Die Besatzungszonen waren gemäss dem Londoner Abkommen lediglich als Verwaltungseinheiten gedacht. Churchill hatte sie 1943 vorgeschlagen, um die Sowjetunion aus Mitteleuropa herauszuhalten, weil er befürchtete, dass die Rote Armee früher als die Westalliierten am Rhein sein könnten. Die Sowjetunion versties gegen dieses Abkommen, indem sie das Gebiet östlich von Oder und Neisse ohne Konsultation der Westmächte an Polen abtrat. Stalin hielt sich auch nicht an die Vereinbarungen, als er in der Sowjetischen Besatzungszone eine eigene Zentralverwaltung aufbaute, wirtschaftliche und soziale Umgestaltungen durchführte und eigene Reparationsgrundsätze verfolgte.

Im Grunde beginnt bereits 1945 die Abtrennung der Ostzone von den Westzonen, die der Eiserne Vorhang dann fast fünfzig Jahre lang zu einer unüberwindlichen Grenze mitten in Europa machen sollte. Ebenso lange, bis zum Zusammenbruch des Kommunismus, war man in Deutschland den Anblick von ausländischen Streitkräften gewohnt: sowjetische Truppen im Osten, amerikanische, britische und französische im Westen.

Der Kampf gegen das Hitler-Regime war das gemeinsame Ziel der Alliierten gewesen. Der von den Deutschen entfesselte Weltkrieg hatte am Ende etwa sechzig Millionen Todesopfer gefordert. Eine unvorstellbare Zahl. Nicht gerechnet die KZ-Häftlinge, Verwundeten, Verschleppten, Kriegsgefangenen, Heimatvertriebenen, Zwangsarbeiter, Obdachlosen, die das Inferno irgendwie überlebt haben. Sie alle emp-

fanden das Ende des Krieges als den Beginn einer neuen, besseren Zeit. Das drückte auch der Literaturnobelpreisträger Thomas Mann in seinem Appell aus, den er am 10. Mai 1945 aus dem Exil an die deutschen Radiohörer richtete. Die historische Chance der Kapitulation liege in der Rückkehr Deutschlands zur Menschlichkeit. Diese Stunde sei hart und traurig, weil die Deutschen sie nicht aus eigener Kraft herbeiführen konnten.

«Ihr werdet die Deutschen immer wieder daran erkennen können», schrieb der Schriftsteller Heinrich Böll später einmal, «ob sie den 8. Mai als Tag der Niederlage oder Befreiung bezeichnen.» Die Freiheit hatte einen eigenen Sound: Die mitreissende Swing-Musik, wie sie Glenn Miller oder Stan Kenton spielten, erfreute sich bei jungen Leuten grösster Beliebtheit.

Den angesagten Swing-Jazz spielte damals auch der Pianist Dave Brubeck, der mit seiner Front-Line-Band der siegreichen US-Army folgte. Er erinnert sich: «Das Kriegsende erlebten wir in Regensburg. Beim Einmarsch in Nürnberg folgten wir den Bulldozern, die den Schutt von den Strassen räumten. Wir sahen Obdachlose, und in den Resten der Stadtmauer hausten Familien unter fürchterlichen Bedingungen.» Brubeck war 1945 mit seinem Militärorchester ein paar Monate in Nürnberg stationiert; von hier aus machten sie Abstecher nach ganz Bayern und spielten in Clubs, Kasernen und Theatern ausschliesslich für G.I.s. Bei Kriegsende entstand aber auch eine ungewöhnliche Freundschaft zwischen dem amerikanischen Musiker und einem deutschen Soldaten. «Hans Hermann Flügel, so hiess er, hatte an der russischen Front ein Bein verloren», erzählt Dave Brubeck. «Er war erst neunzehn Jahre alt. Und er hatte per Zufall unseren Probenraum in einer Nürnberger Drahtfabrik entdeckt.» Der Sound der Freiheit lockte auch die Insassen eines nebenan gelegenen Lagers für *Displaced Persons* an. «Alle wollten amerikanischen Jazz hören.»

Als Befreier, als freundliche Feinde und lächelnde Sieger lernten die Deutschen zumindest die Truppen der Westalliierten, besonders die Amerikaner, kennen. «Wir kommen als ein siegreiches Heer, je-

doch nicht als Unterdrücker», hiess es in der «Proklamation Nr. 1», mit der sich General Dwight D. Eisenhower als Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte an das deutsche Volk wandte.

Die alliierten Siegertruppen kamen mit gemischten Gefühlen und voller Misstrauen nach Deutschland. Was sollte man tun mit einem Volk fanatischer Nazis? Wie würden sich die Deutschen nach der Niederlage verhalten? Hartnäckig hielten sich die Gerüchte über gefährliche Werwölfe, in den Untergrund abgetauchte, zu allem bereite Nazi-Widerstandskämpfer. Vor diesem Hintergrund ist auch eine Serie von Radio-Spots zu verstehen, die kurz nach Kriegsende von den amerikanischen Armeesendern ausgestrahlt wurden:

«Jeder freundliche deutsche Zivilist ist ein getarnter Soldat des Hasses, bewaffnet mit der inneren Überzeugung, dass die Deutschen immer noch überlegen sind ... dass es eines Tages ihre Bestimmung sein wird, Dich zu vernichten. Ihr Hass und ihr Zorn und ihre Überzeugung stecken ihnen tief im Blut. Ein Lächeln ist ihre Waffe, um Dich zu entwaffnen. Fraternisiere nicht!» – «Im Herzen, mit Leib und Seele ... ist jeder Deutsche Hitler. Hitler ist der Mann, der den Glauben der Deutschen verkörpert ... Schliess keine Freundschaft mit Hitler! Fraternisiere nicht!»

Die Angst vor den Nazis war unbegründet, es schien in Deutschland keine mehr zu geben, ja vielleicht nie gegeben zu haben. Dieses seltsame Phänomen, das auch James Stern beobachtete, schildert die amerikanische Starreporterin Martha Gellhorn mit bitterer Ironie:

«Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen. Es hat vielleicht ein paar Nazis im nächsten Dorf gegeben, und es stimmt schon, diese Stadt da, zwanzig Kilometer entfernt, war eine regelrechte Brutstätte des Nationalsozialismus. Um die Wahrheit zu sagen, ganz im Vertrauen, es hat hier eine Menge Kommunisten gegeben. Wir waren schon immer als Rote verschrien. Oh, die Juden? Tja, es gab in dieser

Gegend eigentlich nicht viele Juden. Zwei vielleicht, vielleicht auch sechs. Sie wurden weggebracht. Ich habe sechs Wochen lang einen Juden versteckt. Ich habe acht Wochen lang einen Juden versteckt. (Ich habe einen Juden versteckt, er hat einen Juden versteckt, alle Kinder Gottes haben Juden versteckt.) Wir haben nichts gegen Juden; wir sind immer gut mit ihnen ausgekommen. Die Nazis sind Schweinehunde. Wir haben von dieser Regierung die Nase voll gehabt. Ach, wie wir gelitten haben. Die Bomben. Wir haben wochenlang im Keller gelebt. Die Amerikaner sind uns willkommen. Wir haben keine Angst vor ihnen; wir haben keinen Grund zur Angst. Wir haben nichts Unrechtes getan; wir sind keine Nazis.

Man müsste es vertonen. Dann könnten die Deutschen diesen Refrain singen, und er wäre noch besser. Sie reden alle so. Man fragt sich, wie die verabscheute Naziregierung, der niemand Gefolgschaft leistete, es fertigbrachte, diesen Krieg fünfeinhalb Jahre durchzuhalten...»

Viele namhafte Reporter und Schriftsteller, die im Nachkriegsdeutschland unterwegs waren, haben diesen kollektiven Gedächtnisschwund, diesen Verdrängungsprozess beschrieben, darunter John Dos Passos (*Land des Fragebogens*), Rebecca West (*Gewächshaus mit Alpenveilchen*), Janet Flanner (*Paris, Germany ...*), Stephen Spender (*Deutschland in Ruinen*) oder Saul K. Padover (*Lügendetektor*). Erst Jahre später haben Alexander und Margarete Mitscherlich diese Unfähigkeit zu trauern analysiert, die eine Aufarbeitung der Nazigreuel in Deutschland lange verhinderte.

Kurz nach Kriegsende aber kämpften viele Deutsche ums nackte Überleben und hatten keine Zeit für moralische Skrupel. Zahllose Städte waren zerstört, es herrschte katastrophaler Mangel an Wohnraum. Die Menschen hausten in den Trümmerwüsten in Holzverschlägen, Ruinen, Kellern, Bunkern und ähnlichen Notunterkünften. Die Flüchtlingsströme, die von Ost nach West, von Nord nach Süd und von Süd nach Nord unterwegs waren, verschärften das Problem noch. Ehemalige Zwangsarbeiter und andere *Displaced Persons* streiften plün-

dernd durch die Gegend. Das Plündern von Lebensmittellagern, Kartoffel- und Kohlenklauen gehörte schon bald zum deutschen Alltag wie Hamsterfahrten aufs Land oder der Besuch auf dem Schwarzmarkt.

Beziehungen zu den gut genährten, gut gekleideten, gut gelaunten Siegern, die alles Lebensnotwendige im Überfluss zu haben schienen, konnten in dieser Situation nur von Vorteil sein.

Doch noch gab es das Fraternisierungsverbot. «Non-Fraternization» war genau definiert: «Das Vermeiden des Umgangs mit Deutschen auf freundlichem, vertrautem oder intimmem Fusse, ob einzeln oder in Gruppen, ob offiziell oder inoffiziell.» Jeder private Kontakt zur Zivilbevölkerung, Kinder eingeschlossen, war verboten. Auf die Missachtung dieser Befehle standen empfindliche Strafen, wie auch die Reporterin Janet Flanner in einer Reportage im März 1945 bemerkt: «Auf Fraternisieren steht in Köln eine hohe Strafe. Was man in Aachen, wo wir unsere ersten Erfahrungen mit Deutschen en masse sammelten, die Fünfundsechzigdollarfrage nannte – die von General Eisenhower angeordnete Geldstrafe für Soldaten, die ein deutsches Mädchen ansprechen –, hat sich in Köln zu zehn Jahren Gefängnis gesteigert. Dort war ich Zeuge, wie ein Soldat länger als nötig mit einem Fräulein das Problem seiner Wäschereinigung verhandelte, an sich ein kurzer, harmloser, platonischer Dialog. Er wurde von der Militärpolizei festgenommen; theoretisch erwarten ihn zehn Jahre.»

Doch trotz des Fraternisierungsverbots bahnte sich manche Liaison zwischen Gis und Frolleins an. Zum Unbehagen vieler deutscher Männer wurde das Verbot, das sich ohnehin nicht aufrecht erhalten liess, bereits im August von General Eisenhower weitgehend gelockert: «Den meinem Kommando unterstehenden Truppen wird hiermit gestattet, normale menschliche Kontakte aufzunehmen.»

Der Schriftsteller Stefan Heym, der 1945 als amerikanischer Armeeingehöriger zurück in seine alte Heimat kam, bilanziert in seiner Autobiografie *Nachruf*. «Ach, das Fraternisierungsverbot war immer

ein Witz gewesen – was sollte ein Soldat denn tun, wenn ein Kind auf ihn zukam oder ein Fräulein mit schwingender Hüfte; und die oben gar sassen bei Hühnchen und Sekt zusammen mit dem gefangenen Marschall Göring und kamen sich noch interessant vor dabei.»

Der Chefredakteur der amerikanischen Armeezeitung *The Stars and Stripes*, Arthur Goodfriend, schrieb ein wenig euphemistisch: «Die Natur des amerikanischen Soldaten ist so beschaffen, dass er dazu neigt, in seiner Behandlung anderer Leute, ob Freund oder Feind, freundlich und generös zu sein. Genau die Faktoren, die, wie wir doch gerne denken, einen Amerikaner zum Amerikaner machen – das Prinzip der Fairness, Anständigkeit und die in dem Satz ‚Gib einem Mann keinen Stoss, wenn er am Boden liegt‘ ausgedrückte Idee –, wirken dem Erfolg des Nicht-Fraternisierungsbefehls entgegen. Tatsächlich geht die Tendenz dahin, den Gegner vom Boden aufzuheben, ihn in seine Ecke zu tragen, ihm den Staub abzuwischen und in bester sportlicher Tradition seine Hand zu schütteln.»

Am 1. Oktober 1945 fiel das Fraternisierungsverbot in der amerikanischen Zone, das Heiratsverbot für G.I.s in Deutschland wurde offiziell aber erst im Dezember 1946 aufgehoben.

Jedenfalls hatte sich das Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Besatzern und Einheimischen in kurzer Zeit zum Positiven verändert, wie der Nürnberger Journalist Fritz Nadler im Mai 1946 in einem Zeitungsbericht schildert: «Die Soldaten erkennen, dass durchaus nicht jeder Nürnberger ein Streicherling ist. Und die Nürnberger sehen nicht mehr in jedem Amerikaner einen ‚Morgenthau-Boy‘.

Die Soldaten haben Freifahrt in der Strassenbahn. Sie sind aber anständiger geworden und legen ihre langen Beine nicht mehr wie anfangs auf die ihrem Sitzplatz gegenüberliegenden Bänke. Manche veraten gute Kinderstube und geben sogar schon ihre Sitzplätze für Frauen frei. Man sieht auch solche, die ganz unbekümmert und ungeziert kleine Kinder mit Kaugummi, Bonbons und Schokolade füttern.

Man erlebt es sogar, dass Amerikaner den ehemaligen Feinden in der Strassenbahn Zigaretten anbieten. Dann recken die übrigen Wageninsassen Chesterfield-lüstern den Kragen. Das amüsiert den ‚Ami‘. Bald duftet der ganze Wagen nach Amerika. Selbst passionierte Nichtraucher können dem freundlichen Angebot nicht widerstehen und stecken den Glimmstengel, der heute immerhin einen Wert von fünf Mark darstellt, in die obere Rocktasche.»

Neben Zigaretten, die schon bald zur inoffiziellen Leitwährung wurden, waren auch Nylonstrümpfe, Wollsocken, Kaugummis, Seife, Schokolade, Konserven und Milchprodukte heiss begehrt. Der Zeitzeuge Richard W. Sonnenfeldt, Chefdolmetscher beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, erinnert sich daran, dass die Menschen sich wie Möven auf die Zigarettenstummel und Süssigkeiten stürzten, die G.I.s aus den Jeeps auf die Schotterpisten warfen. Glückliche, wer in diesen Notzeiten Kontakt zu amerikanischen Armeeingehörigen hatte.

Die Kehrseite der zunehmenden Kontakte zwischen amerikanischen Soldaten und deutschen Frauen war der sprunghafte Anstieg von Geschlechtskrankheiten, ein ernstzunehmendes Problem, das die US-Army mit allen Mitteln bekämpfte. Aufklärungskampagnen und Gesundheitsrazzien der Militärpolizei waren an der Tagesordnung. Häufig lautete der Befund nach diesen Zwangsuntersuchungen «VD», die Abkürzung für *Veneral Disease*, also Geschlechtskrankheit. Im Volksmund hiess «VD» damals «Veronika Dankeschön».

Weit schwerer war ein anderes Problem in den Griff zu bekommen: die von Anfang an geforderte Entnazifizierung der deutschen Gesellschaft. Die US-Militärregierungen vor Ort waren zwar guten Willens, aber bald schon oft überfordert. So kam es, dass ehemalige Nazis und Mitläufer wegen ihrer Sachkenntnisse entscheidenden Einfluss beim Wiederaufbau hatten. Immerhin wurden bereits kurz nach Kriegsende viele Beamte und Kommunalpolitiker wegen ihrer NS-Vergangenheit

ihrer Ämter enthoben. «Delousing the City», «Entlausen der Stadt», lautete die Parole in Nürnberg.

Die Militärregierung hatte einen langen Fragebogen mit 131 Fragen entwickelt, die jeder erwachsene Deutsche beantworten sollte. Die gewaltige Aktion war eine Mischung aus moralischer Selbstbefragung und politischer Inquisition. Die Beantwortung der Fragen war die Voraussetzung für jede Arbeit oder Tätigkeit. Die Journalistin Ursula von Kardorff erinnert sich daran, was abgefragt wurde: «Unter anderem, wieviel man wiegt, was für Narben man hat, die Farbe der Augen und der Haare, ob und welchen Adelstitel die Vorfahren geführt haben, welcher Region man angehört, ob man aus der Kirche ausgetreten ist, wieviel man verdient hat, ob man in einem der besetzten Gebiete eine Funktion gehabt hat, ob man verhaftet war. Besonders absurd fand ich die Frage, was man 1933 gewählt hat. Erstens, weil man bei der Beantwortung mühelos lügen kann, und zweitens, weil ich mir bisher eingebildet hatte, das Wahlgeheimnis gehöre zu den grundlegenden Gesetzen der Demokratie. Überhaupt erschien uns das Ganze so lächerlich, dass wir in eine übermütige Laune gerieten, als wir den Bogen ausfüllten. Früher war es die jüdische, nun ist es offenbar die adlige Grossmutter, die einem schaden kann.»

Insgesamt wurde gegen ein Viertel der dreizehn Millionen Fragebogenpflichtigen in der US-Zone Anklage erhoben; am Ende wurden 600'000 Personen bestraft, die allermeisten mit einer Geldstrafe. Hauptschuldige der Gruppe I (politisch schwer oder kriminell Belastete) gab es 1'549, weniger Belastete (Gruppe II) 21'600.

Wie die Amerikaner die politische Situation in Deutschland einschätzten, macht eine Kurzmeldung der Deutsch-amerikanischen Nachrichtenagentur (DANA) vom 31. Oktober 1945 deutlich: «Heute wurde der Monatsbericht General Eisenhowers über die Entwicklung in der amerikanischen Besatzungszone im September veröffentlicht. Der Bericht beschäftigte sich ausführlich mit der Frage der Rückgabe

der Selbstverwaltung an die deutsche Bevölkerung und stellt fest, selbst in den Städten erscheint die Mehrheit der Bevölkerung zur Selbstverwaltung unvorbereitet und der demokratischen Methoden unkundig. Es ist offensichtlich, dass eine lange Zeit politischer Organisation und Erziehungsarbeit notwendig ist.»

Im November 1945 begann dann in Nürnberg der Hauptprozess gegen die deutschen Kriegsverbrecher: Die Amerikaner hatten sich nicht nur wegen der Symbolwirkung für die ehemalige Stadt der Reichsparteitage als Sitz des internationalen Militärtribunals entschieden, sondern weil in der kriegswunden Stadt wie durch eine Vorsehung das Gerichtsgebäude mit angrenzendem Gefängnisstrakt nahezu unversehrt geblieben war. Erstmals in der Geschichte sollten hier die Verantwortlichen für den Weltkrieg und millionenfaches Leid persönlich zur Verantwortung gezogen werden. Angeklagt waren vierundzwanzig hochrangige nationalsozialistische Politiker und Militärs, darunter Hermann Göring, Rudolf Hess, Joachim von Ribbentrop, Wilhelm Keitel und Julius Streicher.

Von dem Prozess nahmen die Deutschen damals weniger Notiz, als sich die Siegermächte erhofft hatten. Schliesslich wollten sie nicht nur ein Exempel statuieren, sondern auch ein demokratisches Lehrstück inszenieren und eine Diskussion um Schuld und Sühne in Gang setzen. Eine Diskussion, die auch heute, über ein halbes Jahrhundert später, noch lange nicht zu Ende ist.

Der amerikanische Schriftsteller John Dos Passos, der für das *Lz/è*-Magazin vom Kriegsverbrecherprozess berichtete, liess sich als Reporter im Nachkriegsdeutschland weder von der Arroganz der Sieger noch vom Elend der Besiegten blenden. Angesichts der kaputtgebombten Städte stellte er schon frühzeitig die Frage nach der Verhältnismässigkeit der Mittel beim Kriegseinsatz der Alliierten. Die Not der Zivilbevölkerung liess ihn auch am inoffiziellen «Mitleidsverbot» gegenüber den Deutschen zweifeln, ohne dadurch irgendetwas beschönigen zu wollen. Er schrieb am Jahresende 1945 in einem Brief an seinen

Freund Upton Sinclair: «Nie in meinem Leben habe ich mich trauriger und weiser gefühlt als nach dieser Europareise. Vielleicht haben die Russen recht und der Mensch ist böse und lässt sich nur mit Terror regieren – aber ich weigere mich immer noch zu glauben, dass all das .wofür der Westen steht, in Schutt und Asche enden muss.»

Die naive Hoffnung am Ende des Zweiten Weltkriegs, dass Kriege zur Durchsetzung politischer Interessen ein für allemal geächtet würden, hat sich nicht erfüllt, wie wir inzwischen aus leidvoller Erfahrung wissen. Die Weltkarte hat sich dramatisch verändert. Lange hat es gedauert, bis aus den Siegern und Besiegten von damals gleichberechtigte Partner geworden sind. Aber die deutsch-amerikanische Freundschaft, die in den Trümmern von Nazi-Deutschland begann, hat inzwischen einige Bewährungsproben und Regierungen überstanden.

ANMERKUNGEN

Seite 9 (Anm. d. Übersetzers)

Mervyn: Pseudonym für Wystan Hugh Auden, englischer Dichter, Dramatiker, Essayist (21.2.1907 York-29.9.1973 Wien)

Seite 31 (Anm. d. Übersetzers)

VD: Abkürzung für das englische «Venereal Disease», Geschlechtskrankheit.

Seite 150 (Anm. d. Übersetzers)

Herkunft der Familie Schmorell: Die Eltern von Alexander (Schurik) Schmorell (*16.09.1917) sind der 1878 in Orenburg in der Ukraine geborene Dr. Hugo Schmorell und die Russin Natalia Wwedenskaja. Sie starb ein Jahr nach Alexanders Geburt. Aus der zweiten Ehe Hugo Schmorells gingen ein Sohn, Erich, und eine Tochter, Natalie, hervor. Alexander Schmorell war ihr Halbbruder. Wenn Alexander in seinem Abschiedsbrief an die Eltern vom Hinrichtungstag, dem 13. Juli 1943, schreibt, er werde «in wenigen Stunden im besseren Leben sein, bei meiner Mutter ...», so meint er Natalia Wwedenskaja, seine leibliche Mutter. (Briefliche Auskunft von Dr. Erich Schmorell).

Seite 160 (Anm. d. Übersetzers)

Briefe von Alexander Schmorell: Die Schreibweise der zitierten Briefe entspricht den Abschriften der Originale, die Hugo Schmorell anfertigte.

Seite 168 (Anm. d. Übersetzers)

Wieskirche bei Steingaden: Auf der linken Kirchenseite befindet sich die Kanzel, auf der rechten die Abtsloge. Sicherlich bedingt durch die Flüchtigkeit seines Besuchs und die Ähnlichkeit und symmetrische Anordnung der beiden Bauteile, hielt Stern die Abtsloge für eine zweite Kanzel.

Seite 178 (Anm. d. Übersetzers)

AMG: Abkürzung für «Allied Military Government», die alliierte Militärregierung.

Seite 190 (Anm. d. Übersetzers)

Fuggerbäder. Das Fuggermuseum war bis Ende des Zweiten Weltkriegs im Fuggerhaus in Augsburg untergebracht, die von Stern zitierte Bezeichnung «Fuggerbäder» scheint irrtümlich gewählt zu sein.

Seite 231

Gottgläubige: Gläubige ohne konfessionelle Bindung an eine Kirche.

Seite 249 (Anm. d. Übersetzers)

Berühmteste Gedicht: Gottfried Keller, *Die öffentlichen Verleumder*, 1848.

Seite 273

Stadt war nur halb so oft angegriffen worden: Luftangriffe: 47. Flugzeuge: 7'190. Sprengstoff in Tonnen: 17'115. Tote: 6'120. Schwerverwundete: 12'000 – das sind ungefähre Zahlen, weil die entsprechenden Dokumente während des letzten grossen Angriffs vom 5. April 1945 zerstört wurden.

Seite 304

Rosafarbenes Benzin: Das Benzin der amerikanischen Armee war rosa gefärbt, um es von anderem Benzin zu unterscheiden. Die Deutschen hatten trickreiche Methoden gefunden, um es aus den Tanks der Jeeps abzupapfen. Eine deutsche Bierflasche passte genau durch den Einfüllstutzen. War der Tank mehr als halbvoll, konnte man eine Flasche hineinlassen und voll wieder herausziehen.

Seite 318

Den alten Meyer. Ein Spitzname für Hermann Göring, zugleich einer der ältesten Witze über ihn. Am Ende einer Rede, die er noch vor dem Krieg gehalten hatte, sagte er grossspurig, er wolle «Meyer heissen», wenn jemals ein ausländisches Flugzeug eine Bombe auf eine deutsche Stadt werfen sollte.

Seite 350

I.G. Farben: Baedeker (1929): «Einer der grössten bestehenden Konzerne.»

Seite 351 (Anm. d. Übersetzers)

WAC: Abkürzung für «Women's Army Corps», weibliche Angehörige der US-Armee.

Seite 358 (Anm. d. Übersetzers)

DKs: Abkürzung für «Don't knows», Unbekannte.

Seite 361 (Anm. d. Übersetzers)

CIC: Abkürzung für «Counter Intelligence Corps», den US-Militärgeheimdienst.

Seite 369 (Anm. d. Übersetzers)

WRENS: Abkürzung für «Women's Royal Naval Service», weibliche Angehörige der britischen Seestreitkräfte.

Seite 375 (Anm. d. Übersetzers)

OTC: Abkürzung für «Officers Training Corps», eine Offiziersschule.

Seite 377 (Anm. d. Übersetzers)

B.O.Q.: Abkürzung für «Bachelor Officers Quarters», Unterkünfte für ledige Offiziere.

BILDNACHWEIS

- S. 383 W. H. Auden und James Stern in Bad Nauheim, 1945;
© Simon Stern, London
- S. 384/385 Luftaufnahme Frankfurt am Main, 1945;
© Institut für Stadtgeschichte (ISG), Frankfurt am Main
- S. 386/387 «Diese Schandtaten: Eure Schuld», Plakat 4-5-5, 1945;
© Bundesarchiv, Koblenz
- S. 388/389 Frauenkirche, München, 16.3.1945;
© Kardinal-Faulhaber-Archiv, Archiv des Erzbistums München
und Freising, München
- S. 390 Lorenzkirche in Nürnberg, 1945; © Simon Stern, London
- S. 391 James Stern in New York, Foto W. H. Auden, 1945;
© Simon Stern, London
- S. 392/393 German, Map of Occupation Areas 1945, © Stiftung Haus
der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn

QUELENNACHWEIS

Bei den in diesem Band abgedruckten Briefen Alexander Schmorells vom 30.5., 2.7. und 13.7.1943 aus dem Gestapogefängnis Stadelheim lagen uns Abschriften der Originale von Alexander Schmorells Vater, Dr. Hugo Schmorell, vor. Wir bedanken uns sehr bei Dr. Erich Schmorell, der uns diese Abschriften zur Verfügung stellte, für seine freundliche Hilfe.